H. E. R. Velani's

gesammelte Schriften.

Vierter Band.

2421.
1.

Don Fernando.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das Haus Braganza

von 1807 — 1832.

Historisch-romantisches Gemälde aus der neueren Geschichte Portugals und Brasiliens

in zwei Abtheilungen

von

H. E. R. Belani.

4 Bände. eleg. geh. 6 Thlr. 8 Gr.

Der bekannte geistreiche Verfasser schildert in diesem historisch-romantischen Gemälde: die merkwürdige Hof- und Regierungsgeschichte Johann VI. von Portugal; seine Flucht nach Brasilien; den Wahnsinn seiner Mutter; die Intriguen seiner Gemahlin; die Erziehungsgeschichte seiner Kinder; die Aufstände von Portugal und Brasilien; die Erhebung des letzteren zum Kaiserreiche; Dom Pedro und Dom Miguel dargestellt nach ihren merkwürdigen Charakterzügen; deren Feindschaft endlich und Bruderkrieg — dazu noch die romantischen Einflechtungen der Liebesverhältnisse Dom Pedro's zur Condessa Lavradio, und des Marquis von Loulé zur Infantin Josephe — — wer dürfte nicht Verlangen tragen, diese anziehenden Begebenheiten, in der bekannten lebendigen Manier des beliebten Verfassers vorgetragen, in seine Erinnerung zurückzurufen! —

Don Fernando.

Aus dem Jugendleben

des

letzten Königs von Spanien

von

H. E. R. Velani.

Erster Theil.

Leipzig,

Verlag von August Taubert.

1842.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/donfernandoausde121bela

RPB
Tonte
#1285

Vorwort.

Aus den kleinsten Ursachen, entstehen oft die größesten Wirkungen.

Spanien verdankt seine zwei und dreißig jährigen Leiden, der Geschicklichkeit im Guitarrenspiel eines hübschen Grenadiers. — Hätte Don Manuel Godoy nicht durch beide Eigenschaften die Liebe der Königin Marie Louise von Spanien, und durch ihren Einfluß eine unsinnige Zuneigung des schwachen König Carl IV. gewonnen; so würde die Jugend seines Sohnes und Nachfolgers Ferdinands VII. nicht so furchtbar schmählich unterdrückt sein; es würden jene Familienzwistigkeiten nicht entstanden sein, die es Napoleons Intriguen möglich machten, Spaniens Thron für seine Nepoten ohne Schwerdstreich zu erobern — es würde Ferdinands Character und Geist sich freier entwickelt haben — er würde Spanien gerettet, und nicht die angebornen Erbrechte seines Bruders Don Carlos, einer Weiberintrigue geopfert haben — der unmenschliche Bürgerkrieg, den die Vertheidigung der Rechte des Prätendenten gegen die usurpirte Krone Christinens, der durch politische Leidenschaften so heiß entbrannte, würde nicht geführt sein und Ferdinand wie Carlos würden Spanien glücklich gemacht haben — wenn nicht ein eitler Günstling, eine sinnliche Königin und ein schwacher König Ferdinands Jugend und Spaniens Glück, ihren Leidenschaften geopfert hätten.

So bildet die neuste Regentengeschichte Spaniens zwei große Dramen. Das Erste ist ein Intriguenstück — das Andre tragischer Natur.

Jenes umfaßt die Jugendgeschichte Ferdinands VII, dieses den Kampf des Prätendenten Don Carlos um die spanische Krone. —

Die Geschichte unserer Zeit hat Ferdinand VII. zu hart verdammt. Er war nur das Opfer nicht der Erzeuger der Verhältnisse, die Spanien unglücklich machten. Als Regent zeigte er allerdings manche Schwäche und Verkehrtheit; aber um ihn milder zu beurtheilen, muß man die Geschichte seiner Jugend kennen. Diese gewährt, bei aller Wahrheit und Wirklichkeit ein abgerundetes Romaninteresse — und zwar fast ohne hinzugedichtete Liebesgeschichte. — Wenigstens dürfte diese nicht bedeutend hervorragen, um nicht das Hauptinteresse zu schmälern. — Diese Rücksicht ist hier beachtet und so übergebe ich denn hiermit der Lesewelt einen „biographischen Roman" oder, wenn man will „romantische Biographie," die zwar nicht das ganze Leben Ferdinands VII. umfaßt, aber doch den Theil desselben, der durch Verwickelungen und unverschuldete Leiden eines damals noch unverdorben gewesenen jungen Königssohns wohl geeignet sein möchte, Spannung und Theilnahme zu erregen. —

Nur für solche Kritikaster, die, wenn sie nichts weiter zu tadeln wissen, sich durch das Machtwort: „das Buch wimmelt von historischen Fehlern" das Ansehen geben wollen, als seien sie recht grundgelehrte Historiker, diene hiemit zur Abweisung etwaiger Angriffe dieser Art, daß ich nach sorgfältiger Prüfung „die bekannten Memoiren des Friedensfürsten" — die ohnehin die Hauptereignisse dieser Geschichte kaum berühren — für nichts weiter halten kann, als für eine mit gewandter Feder geschriebene Apologie und Selbstlobräucherung. Dagegen habe ich in der Geschichte Spaniens vom

Grafen Toreno*) und gleichzeitigen spanischen Memoiren**) eines Ungenannten, mit vorsichtiger Berücksichtigung, daß beide Verfasser Parthei-Männer waren, weit mehr historische Wahrheit neben interessanten Details gefunden, um durch Benutzung derselben ein eben so wahres als lebensvolles Bild der Jugendgeschichte dieses unglücklichen Monarchen geben zu können.

Das eigentliche Volksleben und der Partheien-Kampf während der, dieser Geschichte folgenden Periode haben in Huber***) und Salvandy****) bereits so treffliche Zeichner gefunden, daß es eine **Ilias post Homerum** schreiben hieße, aus dieser Periode Schilderungen der Partheienkämpfe oder des in dieser Zeit grade so poesielosen Regentenlebens Ferdinands VII. geben zu wollen.

Dagegen hat Don Carlos als Prätendent der spanischen Krone noch keinen Darsteller im romantischen Gewande gefunden. Gleichwohl ist sein Leben und Streben äußerst romantisch. Der Bürgerkrieg auf der Halbinsel bietet dabei Stoff zu romantischen Episoden. Die historischen Quellen über diesen Kampf, von Augenzeugen herrührend, sind reichhaltig und malerisch. Auch Don Carlos ist sehr verkannt. Man rechnet seiner Persönlichkeit zu, was der Drang der Umstände verschuldete. Sein Character ist fest und achtbar. Man hat ihn entschieden, widerrechtlich einer Krone beraubt,

---

*) Geschichte des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. (Deutsch. Leipz. in Lit. Museum 1836 und flg).

) **Memoires historiques sur Ferdinand VII. Roi des Espagnes etc. par Don ** Avocat près des Tribuneaux Espagnols. — Traduits en Anglais sur le Manuscrit Espagnol par Michael J. Quin. et en Francais par M. G. H**** etc. Paris 1824.**

***) Dessen Scizzen aus Spanien.

****) Dessen **Alonzo** oder: Spanien.

worauf er vermöge des Rechts der Geburt unvertilgbare Ansprüche hatte. Im gekränkten Rechte mußte er sich einer Parthei in die Arme werfen, die er nicht zügeln konnte, ohne sich ihres Beistandes zu berauben.

Manches sieht, in der Nähe betrachtet, anders aus, als in den massenhaften Umrissen, welche mit dem Griffel der Clio auf die erzenen Tafeln der Weltgeschichte eingegraben werden. — Die Physiognomie des Menschen, wie der Ereignisse, läßt sich nur genau erkennen, wenn man das Weiße im Auge sieht.

Diese Geschichte des Kronprätendenten „Don Carlos" nebst ihren Episoden aus dem Kriegs- und Volksleben wird Gegenstand eines zweiten romantischen Lebensgemäldes werden, das noch reicher an Romantik und Bewegung werden kann, als die Geschichte der Intriguen, die Ferdinands VII. Jugendleben bewegten.

Jenes Werk, bei dem Verleger des „Don Fernando" erscheinend, wird den Titel führen: „Don Carlos, Prätendent von Spanien."

Ich erlaube mir darauf hiemit vorläufig aufmerksam zu machen.

Potsdam im Mai 1841.

Der Verfasser.

Etikette.

Der Prinz von Asturien unterzeichnet die Acte seiner Verlobung. — Der Canonicus Escoiquez. — Erziehung des Prinzen. — Drückende Hofetikette. — Spionerie. — Vermählung des Prinzen mit Maria Antonia von Neapel. — Reise nach Aranjuez. — Drückende Lage der Neuvermählten. — Der Mayor Domo. — Klage über Godoy. — Reise des Hofes nach dem Escurial. — Hofetikette. — Eintönigkeit des Lebens im Escurial. — Todtenfest im Pantheon. — Studien des Prinzen und der Prinzessin. — Der entlarvte Spion. — Gespräch Godoys mit dem Könige. — Scene im Cabinet des Königs. — Zeichnung der Persönlichkeit Godoys, des Königs und der Königin. — Deren Vorliebe für Godoy. — Mißhandlung des Prinzen. — Besorgnisse und Gefühle des Königlichen Paars. — Godoys Rath dem Prinzen und der Prinzessin Vergnügen zu machen. —

„Damit werde ich doch endlich frei sein" — seufzte der junge funfzehnjährige Thronfolger von Spanien, Don Fernando, Prinz von Asturien, indem er lebhaft einen Act unterzeichnete, der sich auf seine erste Vermählung mit der Prinzessin Antoinette Theresia von Bourbon, einer Tochter des Königs von Neapel bezog. — Der Geheime Secretair, der ihm diese Urkunde vorgelegt hatte, entfernte sich damit. —

Nachdem der Prinz diesen entscheidenden Schritt

vollzogen hatte, stauchte er die Feder auf den Marmortisch und sah sich rings um. Die Höflinge im Hintergrunde des schmalen und tiefen Gemachs, erblaßten über jene freie Aeußerung eines so scharf beobachteten Prinzen. Einer jener Höflinge entfernte sich, nachdem er einen malitiösen Blick auf den Prinzen geworfen hatte.

„Wo ist Don Henriquez?" — rief der Prinz, ihn vermissend, mit aufbrausender Heftigkeit — „will der Judas mich anklagen bei meiner Mutter oder bei diesem gewaltigen Guitarrenspieler, vor dem Spanien zittert?"

„Mein Prinz" — sprach mit gedämpfter Stimme und einem ironischen Lächeln ein geistlicher Herr von wohlwollendem Aeußern und freundlichen, geistreichen Gesichtszügen — es war der Erzieher des Prinzen, der Canonicus von Toledo, Don Jouan Escoiquez — „man darf hier nichts denken, was instructionswidrig ist — noch weniger reden."

„Geht hinaus" — gebot der Prinz den Höflingen.

Sein Oberhofmeister — ein spanischer Grand, mit blassen, versteinerten Zügen und, den langen Degen wagrecht an der Seite, den aufgeschlagenen Federhut auf dem Kopfe tragend, trat zwei Schritte vor und sprach respectvoll: „der Prinz von Asturien befindet sich nie ohne seinen Hof," — dann trat er wieder zurück.

„Gut — Canonicus" — sprach der Prinz zu Don Jouan Escoiquez — „das Wetter ist schön, wir

machen eine Promenade unter den Baumgängen der Gärten von Aranjuez." —

Abermals trat der Oberhofmeister vor, lüftete den Hut ein wenig, neigte ein Knie und sprach mit derselben eintönigen Feierlichkeit wie vorher: „der Prinz von Asturien geht nicht anders spazieren als in Begleitung seiner Königlichen Eltern und das nach der Siesta!" — dann begab er sich wieder in seine vorige respectvolle Stellung zurück, die der eines Kranichs glich.

„Gott — Gott" — seufzte der Prinz — „nicht einmal die freie Natur darf ich genießen — dort die herrlichen Laubengänge — die balsamische Luft, der azurblaue Himmel . . ."

„Hoheit" — unterbrach ihn der Canonicus — „es wird Zeit sein — daß die Studien wieder beginnen — französische Conversationsstunde . . ."

„Ha — Conversationsstunde — die liebe ich — sogleich!" —

„Mein Prinz" — sprach der Oberhofmeister, auf die frühere feierliche Weise, nachdem er einen Blick auf eine der beiden mächtigen Taschenuhren geworfen hatte, deren breite Stahlketten über die schwarzsammtnen, an den Knieen mit einer Rose von Brillanten geschlossenen Beinkleider herabfielen — „es fehlen noch drei und eine halbe Minute daran."

„So werde ich warten und indeß frische Luft genießen!“ — sprach der Prinz resignirt, schritt auf die verschlossene Balconthür zu und war im Begriff sie zu öffnen. —

„Mein Prinz“ — nahm abermals der Oberhofmeister das Wort — „Don Henriquez — der Kammerherr vom Schlüssel des Prinzen von Asturien ist abwesend.“

„Nun — Carrajo!“ — rief Don Fernando ärgerlich — „wenn Ihr alle so unentschlossen seid, daß keiner zugreift, so werde ich mich selbst bedienen.“

„Ein Prinz von Asturien darf keine Hand rühren, um sich selbst zu bedienen.“

„Teufel — so werde ich warten — es wird doch endlich einmal die Zeit kommen . . .“

Damit warf sich der Prinz auf den einzigen vergoldeten Sessel, der in dem schmalen und tiefen Gemach stand und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Eine lange, peinliche Pause entstand.

In der That hatte die ganze Scene viel Unheimliches. Das Gemach war düster, unfreundlich, der Fußboden von Marmor, die weiß gewesenen Wände nachgedunkelt, die vergoldeten Stuckaturen theils abgefallen, theils blind geworden und jenseits der hohen Glasthür des Balkons ein kunstreich gearbeitetes Eisengitter, welches nach alt spanischer Sitte den Balkon wie einen Vogelbauer überwölbte und verschloß. — Die

Hofleute ſtanden wie Pagoden — kein Geräuſch hörte man als das Plätſchern der Fontainen, draußen im herrlichen Garten von Aranjuez, und auf einer der Platanen, deren Zweige durch das Eiſengitter des Altans ſpielten, ſchlug eine Nachtigall.

Grauſame Ironie! —

„Neun Uhr" — ſprach jetzt die eintönige Stimme des Oberhofmeiſters — „es iſt Zeit, die Studien des Prinzen von Aſturien zu beginnen."

Und damit verneigte er ſich, gab den Cavalieren und Kammerherrn einen Wink und ſie zogen ſich zurück. — Unbeweglich, ernſt und kalt blieb der würdige Grand ſtehen, der das wichtige Amt eines Mayor Domo am Hofe des ſpaniſchen Kronprinzen bekleidete.

„Endlich" — rief der Prinz im geläufigen Franzöſiſch aus — „dieſer Kranich haßt ſo ſehr alles Franzoſenthum, daß er auch nicht ein Wort von dieſer eleganten Weltſprache verſteht — doch giebt er dabei ſein Wächteramt nicht auf.

„Moderez vous, mon Prince" — ſprach jetzt der Canonicus mit dem Ernſt unbeweglicher Züge und fuhr franzöſiſch fort: „damit der Kranich, der dort zur Wache ſteht, nicht aus der Lebhaftigkeit der Affecte Verdacht ſchöpfe."

Darauf fuhr er ſpaniſch fort, indem er ein Bilderbuch aufſchlug: „wir waren bei der Naturgeſchichte

der Pfauen, Füchse und Esel stehen geblieben — sagen Sie auf Ihre Lection, mein Prinz, wenn es gefällig ist."

„Nun endlich!" — rief der Prinz in französischer Sprache, mit möglichster Haltung und erzwungener Eintönigkeit der Stimme — „es ist schon Erleichterung für das bedrängte Herz, wenn es nur aussprechen darf, was es fühlt — o diese Mutter mit ihrer Herrschsucht, dieser von Herzen gute, aber schwache und despotische Vater — vor allen dieser Godoy, den sie zum Grafen von Evoramonte und Herzog von Alcudia erhoben haben, den Natur und Bildung zu weiter nichts gemacht haben als zum geschickten Guitarrenspieler, geschmeidigen Spaßmacher und eitlen, grausamen, hochmüthigen Tyrannen — o was ist Spanien unter der Pandorabüchse dieser entsetzlichen Günstlingsherrschaft geworden! —

„Es ist wahr" — sprach der Canonicus im Kathederton — „welche Saat von Sittenverderbniß hat dieses hohe Beispiel vom Hofe aus gestreuet — die Welt glaubt Godoy im sträflichen Verhältniß mit Ihrer Mutter." —

„Und leider — die Welt mag sich wohl nicht täuschen" — grollte der Prinz.

„Die Welt" — fuhr jener fort — „verlacht die schwachsinnige Verblendung Ihres Herrn Vaters, des Königs, der einem Nebenbuhler seines Ehestandes die

Arme öffnet anſtatt ihn, was jeder Bauer thun würde, zur Thür hinaus zu werfen. — Dieſe Sittenloſigkeit hat zuerſt die hohen Adelsfamilien vergiftet; man hat geſehen unter den Granden dieſes Reichs, wie der Mann ſeine Frau verkauft, der Vater ſeine Tochter, der Bruder ſeine Schweſter, und das Beiſpiel des Hofes greift immer tiefer hinab in die untern Stände."

„O ich kann Ihnen mehr ſagen" — unterbrach ihn der Prinz — „man glaubt mich dumm gemacht zu haben — indeß ich habe auch meine Freunde unter der Dienerſchaft, die mir manches zuflüſtern, Nachts wenn alles ſchläft . . . mein Kammerdiener . . ."

„Still mein Prinz — der Kranich regt ſich!" —

„Man hat mir erzählt" — fuhr der Prinz gehaltener fort — „und zum Theil habe ich es auch ſelbſt beobachtet, daß allein ſchon der mehr als orientaliſche Luxus des verhaßten Günſtlings meiner Eltern die Finanzen des Reichs zerrüttet hat. Man ſucht ſich zu helfen, ſo gut es gehen will, verkauft die Aemter und das Recht, erhebt willkührliche Steuern und ſieht jeder Unordnung durch die Finger. — Dabei tyranniſirt der Herzog von Alcudia Alles. Die Gerichtshöfe dürfen nur nach ſeinem Willen Recht ſprechen, die Prieſter nehmen das Muttergottesbild von den Altären und ſtellen Godoys Bildniß darauf, damit ihn das Volk anbete — mit einem Wort, das Elend, das dieſer ein-

zige Mensch mit seiner Habsucht und Herrschsucht über Spanien gebracht hat, ist grenzenlos — nicht auszusprechen."

„Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, mein Prinz!" —

„Sehr wohl! — aber auch mich treibt man aufs Aeußerste. O ich durchschaue ihre Ränke. Meine Mutter und Godoy fürchten mit Recht, daß wenn ich erst zur Regierung kommen werde, es ein Schreckens-Ende nehmen wird mit ihrer angemaßten Gewalt. Deshalb haben sie meine Erziehung vernachlässigt, mir außer Ihnen, mein väterlicher Freund, nur unwissende Lehrer gegeben, haben den braven Herzog von Infantado und den edlen San Carlos, die nach einander, meine Gouverneure waren, von meiner Person entfernt, haben mich mit einer Mauer von Etikette und Spionen umstellt, versagen mir jede, auch die geringste unschuldige Freude und lassen nur solche Menschen zu mir, die instructionsmäßig darauf hinarbeiten müssen, meine Sittlichkeit zu untergraben — man möchte mich verkrüppeln an Leib und Seele, um mich, so lange ich lebe, unter Vormundschaft zu stellen — noch bin ich unverdorben; aber — wer weiß . . ."

„Erhalte Sie der Himmel bei diesen sittlichen und edlen Gesinnungen, die Sie jetzt noch haben, mein Prinz" — sprach der Kaplan mit Wärme — „bedenken Sie,

mein Prinz, auf Sie hat Spanien seine letzte Hoffnung geworfen, ganz Europa blickt auf Sie und die Nachwelt wird Ihr Weltgericht werden."

„Man rühmt viel Treffliches von meiner Braut."

„Sie ist eine junge Dame von Geist und Herz, einem glänzenden Verstande und entschlossenen Character" — rühmte der Kaplan — „sie kennt die ältere und die neuere Literatur, sogar die Philosophie der Gesetzgebung und alle politischen Wissenschaften sind ihr nicht fremd. Ihre geistreiche Mutter, die Königin Caroline, hat ihr die berühmtesten Lehrer der Philosophie gehalten und in allen neuern Sprachen Europas weiß sie sich elegant, mündlich und schriftlich auszudrücken."

Der Prinz von Asturien schüttelte traurig den Kopf. „Was soll mir dieser Berg von Gelehrsamkeit?" — sprach er — „ich wünschte, sie wüßte nur eine Sprache zu reden, die des Herzens!" —

In diesem Augenblick regte sich der Oberhofmeister, lüftete den Hut und sprach: „Die Uhr steht auf neun und drei viertel. Die Conversation wird nach §. 211 der Instruction beendigt sein; der Prinz von Asturien wird sich funfzehn Minuten erholen; sodann Fechtstunde nehmen." Die Kammerherrn und Cavaliere traten wieder ein.

Die beiden Vermählungen des Prinzen von Asturien mit Maria Antonia, Tochter des Königs von Neapel und des Kronprinzen dieses schönen Landes mit einer Schwester Ferdinands — der in früher Jugend schon intriguanten Maria Louisa, waren zu Barcelona mit alle dem Prunk vollzogen, den die zerrütteten Finanzen des Reichs nur irgend hatten gestatten wollen. —

Die beiden jungen Paare hatte man fast erdrückt unter Gold- und Seidenstoffen, Diamanten und Perlen; hatte sie geblendet durch tausende von Wachskerzen und schimmernde Toiletten, durch goldgestickte Uniformen und reichgalonnirte Livreen — hatte sie fast getödtet durch die Langeweile der großen Courtage, des Handkusses, der Levers und ceremoniellen Tafel, der Kirchenmessen und feierlichen Spazierfahrten; man hatte sie betäubt durch Stiergefechte, Opern, öffentliche Volkstänze, Militairparaden und große Jagden, und beide junge Paare sehnten sich nach Ruhe und Einsamkeit.

Der Kronprinz von Neapel war mit seiner jungen Gemahlin dorthin zurückgereist. Der spanische Hof aber hatte sich nach Madrid begeben. Ferdinand und Maria Antonia, ermüdet und gelangweilt von der steifen Etikette, die bei diesen officiellen Festen unvermeidlich war, hatten Erlaubniß erhalten, sich auf vierzehn Tage nach Aranjuez zurückziehen zu dürfen, um

einander etwas näher kennen zu lernen als es bisher unter dem drückenden Ceremoniell jener Feierlichkeiten möglich gewesen war.

Auf dem Wege von Madrid nach Aranjuez athmete das junge Paar zum ersten Male ein Gefühl von Freiheit in der balsamischen Luft ihres schönen Landes. — Beide allein sitzend in einer offnen Calesche, die von sieben bebänderten, mit Glocken behangenen und mit Federbüschen gezierten Maulthieren gezogen wurde, hatten einander lieb gewonnen. Liebenden aber erscheint die ganze Natur verschönert und so erschienen ihnen auch schon die silbergrauen und graugrünen Olivenwäldchen rechts und links an den, übrigens kahlen Anhöhen, als eine entzückende Landschaft. Bald aber erblickten sie von einer Anhöhe, über welche der Weg sich zog, die Silberblitze des Xarama, der sich durch die grünen Sammetmatten eines lieblichen Thales schlängelte, und am Horizont stiegen kerzengrade Rauchsäulen über malerische Baumgruppen empor. —

„Dort liegt unser Aranjuez!" rief Don Fernando mit glänzenden Blicken.

„Und wir werden dort frei sein?" — fragte die schöne junge Prinzessin und Zähren einer freudigen Bewegung schimmerten in ihren großen, südlich dunklen Augen.

„Frei wie der Vogel in der Luft" — rief er be-

geistert und umschlang leidenschaftlich das blühende junge Weib — „frei wie das Reh im Gebüsch, dem wir nachahmen werden, indem wir Arm in Arm Wald und Wiese durchstreifen."

„Und die Oberhofmeisterin, der Mayor Domo — mit dem Cortege von langweiligen Hofschranzen ..."

„Nur die Hälfte der Diener, Cavaliere und Damen, werden wir dort treffen, aber sie sind angewiesen uns auf vierzig Schritt vom Leibe zu bleiben."

„Also doch ein Gefolge?" — klagte die Prinzessin und dann lachend fügte sie schalkhaft hinzu — „nun wir werden es den alten, gespenstischen Storchbeinen schwer genug machen, uns zu folgen — wir werden laufen und springen wie fröhliche Kinder." —

„Ha, bei San Jago von Compostella" — rief der Prinz fröhlich aus und küßte das reizende geliebte Wesen — „du bist meine erste Liebe, Maria"— ein neues Leben wird für uns beginnen, zum ersten Male werden wir fühlen, wie schön doch das Leben ist, wenn man nur Mensch sein darf!"

Und über die prachtvolle Brücke des Xarama fuhr der Prinz von Asturien zum ersten Mal ohne eine Duene von Wagen, Packpferden und Dienern durch die herrliche Allee von majestätischen Bäumen, die bis mitten auf den Marktplatz der freundlichen Stadt Aranjuez führt und dann weiter hinaus nach dem Tajo

zu, wo die junge Prinzessin fast beängstigend überrascht wurde durch den wundersam fremdartigen Anblick dieses alten Königs-Schlosses, in seiner verwitterten Backsteinfarbe mit den hohen Schieferdächern und seltsam geformten Thürmchen; denn das halb maurische, halb gothische Gebäude machte in seiner wunderlichen Zusammensetzung einen melancholischen Eindruck, der ihr ahnungsschwer aufs Herz fiel.

Sie schmiegte sich enger an ihren geliebten Gatten, der, noch selbst in den Jahren des Jünglings, für jeden Eindruck auf die Seele seiner liebreizenden Maria, ein gefühlvolles Herz hatte, und er fühlte sich glücklich, ihr sagen zu können, daß sie nicht dort in dem unheimlichen klosterartigen Gemäuer des alten Königshauses, sondern mitten in dem paradiesischen Garten in der reizenden Casa del Labrador — die Rosentage ihrer jungen Ehe feiern würden, und er konnte mit Wahrheit rühmen, daß die Pracht und freundliche Schönheit dieses Lustschlößchens die, des berühmten Trianon im Park von Versailles übertreffe.

Und nun fuhren sie langsam, wie der Prinz es wünschte, an den herrlichen Wasserfällen des Tajo vorbei, der durch den Glanz seiner hüpfenden Wellen und das Gemurmel der ihm zu rieselnden Bäche noch den Reiz einer schattigen Waldeseinsamkeit erhöhte; sie fuhren durch die langen Alleen, die von hohen und reich-

belaubten Bäumen überwölbt waren, und befanden sich bald in dem Paradiese von Aranjuez. —

Erst als sie vor den hohen Glasthüren, am Eingange des genannten Lustschlößchens aus dem Wagen stiegen, fühlten sie sich unangenehm überrascht durch den ceremoniellen und ehrfurchtsvollen Empfang des vorausgeeilten Theils ihrer lästigen Hofdienerschaft. Dahin war nun mit einem Male der süße Traum von Glückseligkeit der Freiheit. — Doch eine entlassende Handbewegung des Prinzen genügte für das Mal — und Alle zogen sich ehrfurchtsvoll zurück bis auf die unentbehrlichste Bedienung.

Kaum hatten der Prinz und seine junge Gemahlin dort im reizendsten Boudoir von der Welt einige Minuten geruhet und Erfrischungen eingenommen, so eilten sie hinaus in den herrlichen Garten mit einem Glückseligkeitsgefühl, das keine Worte beschreiben und mit so leichtem fröhlichen Sinn, wie Vögelein, die ihrem Käfig entflattert sind.

Durch Gebüsch und Wald, zwischen Taxushecken oder auf dem sammtweichen Moosboden majestätischer Alleen, an schimmernden Marmorgruppen und Fontainen vorüber, ging es bald im leichten muthwilligen Lauf, bald zögernd und kosend — hier und dort in einer Grotte ruhend, oder an einem Bassin mit Goldfischchen, vor einer Volière stehen bleibend und das

Prachtgefieder bewundernd — dann wieder unter Baumgruppen hindurch, die auf italienische Weise mit Rebengehängen verbunden waren und hier und da öffnete sich ein Durchblick bald auf einen Wasserfall bald auf den silberhellen Strom, auf sammtweiche Wiesenmatten, in tiefes melancholisches Waldesdunkel oder höher hinauf nach den duftigen Höhenzügen der Guadramagebirge.

Glückliches Vergessen aller Vergangenheit und Zukunft — idyllisches Leben voll Wonne und Liebe — nur wenn sie einmal ihre Blicke rückwärts wendeten, sahen sie in einer instructionsmäßigen Entfernung den storchbeinigen Grand oder die beträchtliche Fettmasse der Oberhofmeisterin, den diensthabenden Kammerherrn, zwei Hofdamen und einige langhalsige Lakaien in weiten mit Gold überladenen Livreeröcken, Bologneserhündchen und Shawls auf den Armen tragend, stehen und wie ein eisiger Schauer überlief es sie, wenn sie wieder an die Tage des Zwanges dachten, die ihnen bevorstanden. —

In diesem Augenblick ertönte eine leise klagende Bitte: „Um des lieben Gottes willen — bei den fünf Wunden Jesu und unserer lieben Frau vom Pfeiler — gebt der armen blinden Frau eine Gabe — damit sie nicht Hungers sterbe."

„Santa Maria!" — rief die Prinzessin aus — es war eine arme Blinde von einem bleichen Knaben

geführt, die ihre dürre Hand ihnen flehend entgegenstreckte — „mein Fernando, gieb der Armen — ich habe meine Börse vergessen.“ —

„Ich habe ein Goldstück zwischen diesen Fingern gehabt,“ entgegnete der Prinz mit einem Gefühl von Scham und winkte seinem Major Domo herbei. Dieser kam feierlich langsam angestiegen, seine Linke auf den Degenknopf gestützt, die rechte Hand in die Seite gesetzt und in der Nähe von zehn Schritt blieb er stehen, lüftete den Hut und bedeckte sich wieder, wozu er als Grand des Reichs, das Recht hatte.

„Don Jose!“ — sprach der Prinz zu ihm — „man zahle der armen Frau eine Dublone in meinem Namen.“

Der Mayor Domo lüftete abermals den Hut, neigte ein Knie und sprach: „der Prinz von Asturien hat über keine Dublone zu verfügen — alle seine Bedürfnisse werden vom Hofmarschallamt des Königs bezahlt.“

„Gut — aber es gehört dieses Almosen zu geben zu meinen Bedürfnissen.“ —

„Die Almosen für den Prinzen von Asturien werden von dem Großalmosenier des Königs mit berichtigt.“

„Nun, dann führe man diese arme Frau zum Großalmosenier und zahle ihr zehn Dublonen für meine Rechnung.“

„Ich werde ihr den Bescheid geben lassen, daß sie sich in einer schriftlichen Supplick an den Großalmosenier Seiner Majestät zu wenden habe; wird Seine Eminenz befehlen, daß sie auf den Etat der Almosen-Expectanten gesetzt werde, so wird sie den Umständen nach eine Gabe empfangen — vielleicht einige Realen."

„Die Pest über Euch" — rief der Prinz erglühend und wendete ihm den Rücken — die Prinzessin aber nahm eine kostbare dreifache Schnur von großen orientalischen Perlen vom Halse und gab sie erröthend vor Unwillen, im lebhaften Affect der armen Blinden, indem sie ihr sagte, sie möge das nur verkaufen, es würde der Erlös daraus mehr als hinreichen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Oberhofmeister schritt mit unerschütterlicher Grandezza auf die arme Frau zu, die noch ihre Hand ausgestreckt hielt und nahm ihr mit spitzen Fingern die Perlenschnur wieder aus der noch offnen Hand.

„Ich hoffe doch, daß ich über mein Eigenthum verfügen darf!" — rief die Prinzessin lebhaft.

„Der Schmuck der Prinzessin von Asturien gehört zu den Juwelen der Krone" — entgegnete der Höfling — „ich werde den Vorfall pflichtschuldigermaßen Seiner Majestät zur allerhöchsten Entscheidung einberichten."

Damit lüftete der würdevolle Grand von Spa-

nien abermals den kleinen dreieckten Federhut, verneigte sich dreimal tief und stolz dabei und zog sich darauf mit dem der Bettlerin abgenommenen Kleinod wieder zurück.

„Arme Frau" — rief ihr die Prinzessin zu und Thränen stürzten aus ihren Augen — „machte mich nicht die Liebe meines Fernando zum reichsten Geschöpf der Erde — so wäre ich das Aermste; denn ich habe nicht einmal über so viel zu verfügen wie der ärmste Gallego — der doch wenigstens sein hartes Brod mit einem armen Bruder theilen darf. — Komm, Fernando — dieser Anblick betrübt mein Herz."

„Mich macht er wüthend" — rief der Prinz mit dem Fuße stampfend — „beim heiligen Jacob von Compostella, wenn ich nicht bedächte . . ."

„Komm — o komm!"

Und Hand in Hand liefen sie wie gescheuchte Rehe hinweg von diesem Ort der Qual und hinterdrein keuchte die dicke Oberhofmeisterin mit ihrem fetten Angorakätzchen auf dem Arm und hinter dieser her stolzirte hüstelnd der hektische Mayor Domo und ihnen folgten die Herren und Damen und Lakayen wie eine Heerde verscheuchter Gänse.

„Heiligste Madonna!" — rief die Prinzessin als sie ihren Verfolgern entschlüpft waren und warf sich

weinend in die Arme ihres jungen Gatten, der mit ihr weinte — „welche Behandlung! — und das nennt man Freiheit! — wie wird es erſt werden, wenn die ganze Strenge der Etikette wieder über uns zuſammenſchlägt! O mein ſchönes Neapel! — o wüßte meine Mutter, in welche Sclaverei . . .“

„O ſchweig, Maria“ — entgegnete er — „deine gerechten Klagen zerreißen mein Herz — ſo lange ich allein noch litt, vermochte ich es zu ertragen; — von Jugend auf wußte ich es nicht beſſer — habe nie die Freiheit gekannt — nun aber Geliebte — dich mit leiden zu ſehen — dich als Theilnehmerin meiner Sclavenfeſſeln — ja — jetzt erſt erkenne ich die ganze Größe meines Unglücks, in das ich ein geliebtes Weſen mit verwickelt habe; aber wie ſoll ich es abwenden, nur von deinem theuern Haupte? Wage ich nur ein Wort dagegen, ſo werde ich wie ein Rebell geſcholten und wie ein Empörer behandelt. — Ich bin geduldig wie ein Lamm, laſſe Alles über mich ergehen in der Hoffnung, daß einſt beſſere Tage kommen werden und dennoch haßt mich meine königliche Mutter und mein Vater der König betrachtet mich wie ſeinen ärgſten Feind — ein Fremder hat mir ihr Herz geraubt und beherrſcht jetzt ihren Willen mit der Macht eines Zauberers — o dieſer Godoy . . .“

„Was iſt es mit dieſem Günſtling des Königs und

der Königin?" — fragte die Prinzessin — „man hat mir es ans Herz gelegt um seine Gunst mich zu bemühen — er sei allmächtig — der alleinige Beherrscher von Spanien — der Krieg führe und Friede schließe nach Belieben. — Indeß mich schaudert vor ihm — er ist ein schöner Mann und scheint sich für unwiderstehlich liebenswürdig zu halten, — seine Blicke — seine fade Galanterie . . ."

„Ha — wenn er es wagte" — brauſete der Prinz auf — „ich könnte meinen Dolch in seine Brust . . ."

„Still, mein Fernando" — schmeichelte Maria Antonia — „der freche Geck wird nie einen andern Eindruck auf mich machen als den des Abscheues . . ."

„Dabei erhalte dich Gott und unsre liebe Frau vom Pfeiler" — seufzte der Prinz erleichtert auf und fuhr dann fort: „Noch im Jahre 1784 — in dem Unglücksjahre, in dem ich geboren ward, um tausend Mal mein Dasein verwünschen zu müssen; stand er als gemeiner Gardist Schildwach auf dem Korridor vor den Gemächern des Königs. Im Innern derselben unterhielt ein armer Guitarrenspieler Carl Godoy das königliche Paar mit seinem Instrument und als Beide ihm Schmeichelhaftes sagten über sein Spiel, rief er lebhaft: o da sollten Ew. Majestäten meinen Bruder Manuel hören — Sie würden andere Augen machen!" — „Wo ist er?" — fragte der König — „Draußen vor dem

Corridor, auf dem Posten!" — „Der schöne Grenadier, der dort steht?" — rief die Königin. — „Derselbe"— „Man löse ihn ab und lasse ihn herein treten."— Es geschah und der siebzehnjährige hübsche Bursche war eben so schlau und klug als gewandt in der Kunst zu unterhalten und sich zu insinuiren. Und das Letztere gelang ihm über alle Maaßen. Er spielte Guitarre allerdings mit seltener Fertigkeit, sang dazu seine Segnedillas mit Anmuth und zärtlichem Ausdruck — kurz sein Glück war gemacht: — sieben Jahre später war der junge Grenadier General und Grand von Spanien, zum Herzog von Alkudia und Grafen von Evremonte erhoben. Von 1792 bis 1798 regierte er als Premierminister das Reich — seitdem ist er mit allen Orden des In- und Auslandes behangen, der That nach absoluter Monarch von Spanien und unbeschränkter Gebieter des Königs und der Königin. — Mich natürlich haßt er, seitdem ich nach dem Tode meines ältern Bruders als Prinz von Asturien Erbe des Throns geworden bin, den dieser Glückspilz usurpirt. Er möchte mich tödten mit den Augen wenn er könnte — er gönnt mir die Luft nicht, die ich einathme, und hat es darauf angelegt, jede Entfaltung meines geistigen Lebens zu unterdrücken. — Hat er nicht deshalb meinen würdigen und geliebten Oberhofmeister und Lehrer, den geistreichen Grafen von Alva-

rez, die ehrenwerthen Herzöge von San Carlos und Infantado aus meinen Umgebungen und vom Hofe verbannt und dem Canonicus Don Jouan Escoiquez hat es nur durch die vorsichtigste Verstellung gelingen können, sich zu halten. — Wie lange wird es dauern, so schickt man ihn zurück auf seine Pfründe und ich stehe dann hier ganz allein — die einzige fühlende Brust, unter Larven und Spionen!"

„Und deine treuste Freundin rechnest du für nichts, mein Fernando?" — schmeichelte Antonia mit dem Ausdruck eines wehmüthigen Vorwurfes.

„O meine Geliebte!" — rief er und zog das reizende Wesen an seine Brust — „du bist ja mein Geist, meine Seele — ich lerne denken mit deinem Verstande und fühlen mit deinem Herzen — durch dich erst lerne ich die Welt und ihre Verhältnisse kennen und die ewigen unveräußerlichen Menschenrechte, die man selbst einem Prinzen nicht entziehen darf, auch die Rechte eines Thronfolgers, der in allen Monarchien der Erde mit dem Tage seiner Vermählung seine Apanage empfängt und seine eigne Hofhaltung nach eigner Wahl ordnen darf. — Beides werde ich fordern, als ein Recht, das dem für mündig erklärten Thronfolger zusteht und vor Allen persönliche Freiheit für mich und meine Gemahlin; dann eine Dotation, die mich wenigstens in den

Stand ſetzt, den Pflichten der Wohlthätigkeit genügen zu können."

„Du würdeſt vergebens fordern, mein Fernando," entgegnete die holde Maria Antonia — „du würdeſt nur mir und dir größere Verfolgung und Bedrückung zuziehen; — darum laß uns ſchweigen und dulden. — Ein Augenblick kann Alles umgeſtalten; wenn zwei Augen ſich ſchließen . . ."

„Entſetzlich!" — rief der junge Prinz aus — „wenn der Sohn keine andre Hoffnung kennt, um ſein Leben ertragen zu können als auf den Tod ſeines Vaters."

„Und doch giebt es keine Andre" — ſeufzte die liebreizende junge Frau, indem ſie ſich an die Bruſt ihres jungen Gemahls warf — „wenn" — fügte ſie leiſe hinzu — „dir das Glück nicht genügt, das dir ein liebevolles Herz bieten darf."

„Eben dieſe Liebe läßt mich doppelt den Druck fühlen, unter dem ich ſeufze — denn dich, die ich liebe, muß ich meine Sclavenfeſſeln mit tragen ſehen."

Im Anfange des Novembers bezog der Hof — nach ſeiner hergebrachten Gewohnheit den ungeheuern Kloſterpalaſt des Escurials — um dort im Gruftgewölbe der ſpaniſchen Könige das melancholiſche Feſt aller Todten zu feiern.

Der Prinz von Aſturien und ſeine junge lebens-

frische Gemahlin mußten ihre königlichen Eltern dorthin begleiten. — Die schönen Tage von Aranjuez waren vorüber; statt dessen sollte die prächtige Halle der königlichen Leichen sie mitten im blühenden Leben an die Vergänglichkeit alles irdischen Daseins, erinnern.

Es giebt wohl keine heilsamere Mahnung für Könige — die wie Götter der Erde verehrt werden — als die Erinnerung an ihre Sterblichkeit in Mitten des Glanzes ihrer irdischen Macht und Herrlichkeit; und so war es gewiß das segensreichste Vermächtniß, das Carl V. seinen Nachkommen hinterlassen hatte, indem er in seiner mönchischen Zurückgezogenheit den Plan zu diesem Palast der Todten entwarf und verordnete, daß dort die lebenden Könige alljährlich das Gedächtnißfest der Abgeschiedenen feiern sollten.

Die Erbauer dieses Palastes waren seine drei Nachfolger von Philipp II. bis Philipp IV. Man weiß, daß der Grundriß dieser ungeheuern Gebäude-Masse zu Ehren des zweiten Schutzheiligen des Klosters, des heiligen Laurenzius, die Form eines umgekehrten Rostes erhalten hatte, von dem das vorspringende Hauptportal den Stiel, die Flügel und mehrfachen Reihen der Quergebäude, das Gitter, und die an allen vier Ecken emporstrebenden Thürme die Füße vorstellen sollten.

Das Escurial liegt sechs und eine halbe Meile von Madrid, in dem rauhsten und ödesten Theile der

Provinz Segovia, in einem mit Steinbrocken beſäeten Thalkeſſel, der von kahlen, zerklüfteten und ſteilen Berghöhen umgeben iſt. — Zweihundert Mönche vom Orden des heiligen Hieronymus haben dort ihr Kloſter. Es iſt unmöglich, einen melancholiſchern Aufenthalt, in der tiefſten Abgeſchiedenheit vom Leben und Treiben der Welt zu finden für die ascetiſchen Uebungen eines freudenloſen Daſeins.

Es war ſchon Abend geworden. Der Vollmond ſchwebte am Himmel, da füllte ſich das lange Thal mit einer Menge dunkler Geſtalten, die zwiſchen dem weißen Steingeröll hindurch ſich auf der geſchlängelten ſchmalen Straße nach dem genannten Kloſterpalaſt hinzogen. Das war der königliche Reiſezug, aus vielen, mit bebänderten Maulthieren beſpannten Fenſterkutſchen und Halbchaiſen, aus knarrenden Ochſenkarren, Reitern und Fußgängern gebildet. Waffen, polirte Helme und reichgeſtickte Uniformen glänzten im Schimmer des Mondes; das waren die Truppen der königlichen Garde, die dem Wagen des Königs zur Escorte dienten. Auf dem Escurial wurde mit allen Glocken geläutet; eine Proceſſion, von hundert weiß und ſchwarz gekleideten Mönchen, zog mit Wachsfackeln, Kirchenfahnen und Kruzifixen dem Könige entgegen und je näher der Zug dem ungeheuern Gemäuer dieſes Kloſterpalaſtes kam, um ſo dichter durch einander gemiſcht war das Ge-

dränge, das in der falben Doppelbeleuchtung des Mondes und der Windlichter von Fern betrachtet ein spukhaftes Gewirr von Gestalten zu bilden schien. Dazu das eben so chaotische Gewirr der Töne aller Art, — Glockengeläut und Schellengeklingel, Schnaufen und Stampfen der Rosse, kreischendes Knarren der ungeschmierten Blockräder an den Ochsenkarren, das Durcheinanderschreien der Rufenden und Befehlenden — alle diese Töne und Massen eines stundenlangen Reisezuges, füllten die Straße von Madrid her, die durch das Gehölz von den kleinen, trocknen, immergrünen Eichen heranzog, welche mit ihren falben Blättern gleichsam die Pforte bildeten von diesem Thale des Todes.

Endlich waren auch der Prinz und die Prinzessin von Asturien dort angelangt. Die Bewegung stockte und nicht selten mußten sie anhalten. Aus dieser wogenden Masse von Menschen und Thieren stiegen die Gebäude des Escurials zu einer unermeßlichen Höhe und unendlichen Länge empor. Während die ganze Vorderfronte ihre grandiosen Verhältnisse im vollen Mondlichte erkennen ließ, verlor sich die Länge seiner Flügel in dämmernder Ferne. Schon ganze Strecken daher hatte sich der Weg zwischen den großen weißen Steinen und Felsstücken hindurch gewunden; im Mondlichte schienen sie zu wanken wie Grabdenkmäler am Tage der Auferstehung. Und über das Alles hinaus

ragten die steilen zerklüfteten Bergwände, die bestimmt zu sein schienen zur Stunde des Weltgerichts alle diese Pracht und Herrlichkeit eitler Erdengröße zu verschütten und in Trümmer zu verwandeln.

„Wie schauerlich gespenstisch ist das Alles!" — flüsterte Maria Antonia ihrem jungen Gemahl zu, der trübsinnig und still vor sich niederblickte — „welche Beängstigung ergreift mich — was will das bedeuten? — wie wird es uns hier ergehen?" —

„Still, mein Herz" — sprach er — „wir werden bei den Todten wohnen und mit den Lebenden uns versöhnen — denn die Mahnung an ihre Sterblichkeit, wird sie milde und versöhnlich stimmen."

Da schüttelte Maria Antonia den schönen Kopf und entgegnete wehmüthig: „man glaubt ja nicht uns zu kränken und darum wird die Mahnung des Grabes ihnen nicht sagen, daß sie sich an unserm jungen Leben versündigen. Helfe uns Gott, wenn Menschen nicht helfen wollen!"

Und jetzt hielten sie vor dem hohen Portale von polirten Säulen in dorischer Ordnung, die nur zur Hälfte aus den Quadern der Wand hervorragen, stiegen dann aus dem Wagen und betraten den großen viereckten Thurm, der die Vorhalle des Tempels bildet; dann gingen sie, vom Fackellicht begleitet, die sechs Stufen hinauf durch ein zweites Thor und standen nun mitten

im Tempel, dessen Pracht und Herrlichkeit von tausend Wachskerzen erhellt das Auge blendete, das Gefühl überraschte und die Seele erhob.

Diese nach dem Vorbilde der Sanct Peterskirche in Rom erbaute Kathedrale hat im Innern die Form eines Kreuzes. In der Mitte erhebt sich die Kuppel. In den Riesenpfeilern, die das Gewölbe tragen, sind Kapellen angebracht. Säulen vom schönsten Marmor reihen sich an den Wänden dahin, zwischen welchen Gemälde von Cambiase und Peregrino Tibaldi — jetzt in der Trauerzeit mit schwarzem Flor verhangen waren. Unverhüllt dagegen in der Sacristei waren die drei unschätzbaren Gemälde von Raphael, wovon das Eine wegen seiner wahrhaft überirdischen Schönheit die Perle von Zion genannt wird. Magische Lichtreflexe von vergoldeten Stuckaturen, goldnen und silbernen Kirchengeräthen, von Diamanten, Perlen und Rubinen, die an den Gewändern des Marienbildes und der Messe lesenden Priester glänzten, erhöhten noch die Wirkung der grandiosen Architectur dieses Tempels.

Die vier und zwanzig Altäre mit Kruzifixen und brennenden Kerzen genügten kaum, um vor ihren Stufen die Zahl der Betenden aufzunehmen, die sich dort sammelten. Weihrauchdüfte hüllten das Ganze in einen magischen Milchflor und berauschten alle Sinne — und dazu der gedämpfte vierstimmige Choralgesang von

zwei hundert Mönchen auf dem hohen Chor, begleitet von den Grundtönen der Orgel, deren acht große Werke die unermeßlichen Räume mit Harmonien erfüllte — der Gesammteindruck von dem Allen erschütterte das Gemüth bis in seine innerste Tiefe.

Vor dem Hochaltar knieeten der König und die Königin, an ihrer Seite der Prinz und die Prinzessin von Asturien und die noch sehr jungen Infanten Don Carlos und Don Sebastian — und hinter dem König zunächst der mächtige Günstling Godoy, Herzog von Alcudia und noch tiefer eine Menge Minister, Generale, Granden und Titulados — alle, trotz ihrer Reise, von der sie eben kamen, in reichen, mit Gold gestickten Uniformen, mit Ordensbändern und Sternen decorirt, im Hofcostüm, dem die seidenen Strümpfe, Galanteriedegen, gepuderten Frisuren und Haarbeutel oder Zöpfe nicht fehlen durften — denn erst später im Jahre 1806 wurde am spanischen Hofe, wie bei der Armee, die alte adlige Haarfrisur gegen die relutionairen französischen Titusköpfe vertauscht.

So lagen Alle auf den Knieen, bis der Weihbischof dem Könige und dem ganzen Hof den Segen des Herrn gesprochen hatte — dann begab sich Jeder, um zu ruhen in die ihm angewiesenen Gemächer.

Maria Antonia war sehr weich und feierlich gestimmt „Mein Freund!“ — sprach sie, Ferdinands Hand

an ihr Herz drückend — „der Herr hat unsern Eingang gesegnet; er segne auch unsern Ausgang; er behüte dein theures Haupt in Mitten der Intriguen, die uns drohend umspielen."

„Vor Allem das deinige, meine Geliebte" — entgegnete Fernando — und zog sich mit ihr in die innern Gemächer zurück.

Kaum war in den zahllosen und weiträumigen Gemächern die erste Einrichtung getroffen, so zog sich auch wieder die Fessel der Etikette strenger als jemals um das häusliche Leben des Prinzen von Asturien und seine liebenswürdige Gemahlin. — Es war diese Etikette zugleich ein Mittel sie zu beobachten und bewachen, und deshalb wurde sie vielleicht strenger geübt als sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Um sich einen Begriff zu machen von der selbstgeschaffenen Sclaverei, worin die Könige und Prinzen jenes Hauses damals schmachteten, sei nur Einiges darüber mitgetheilt.

Jedes Mitglied der königlichen Familie speisete allein, in einem besondern Apartement. Deshalb durfte auch der Prinz von Asturien nie das Vergnügen haben mit seiner geliebten Gattin ein häusliches, gemeinschaftliches Mahl einzunehmen. Die Bedienung bei einem so einfachen Dinè oder Soupè war zahlreich und die

Menge und Pünktlichkeit der dabei vorgeschriebenen Ceremonien machte eine Hof- und Staatsaction daraus.— Bekannt ist die Anecdote eines spanischen Königs, dessen Füße an dem zu groß gewordenen Kaminfeuer, woran er saß, im Angesicht des ganzen Hofes verbrennen mußten, weil weder der Hofbediente, der die Aufsicht über die Feuerung, noch der spanische Grand, der das Recht den Sessel zurück zu schieben hatte, zur Hand war. Nicht viel weniger waren die Feierlichkeiten der Tafel. Während im Hintergrunde des Speisesaals der courfähige Adel und die höhern Hofbedienten einen Halbkreis um den König — oder das speisende Mitglied der königlichen Familie standen, wurden die zahlreichen Speisen auf bedeckten silbernen Schüsseln, oder auch seltsame Schaugerichte in feierlicher Procession herein getragen. Die Garden des Palastes mit geschultertem Gewehr, commandirt von einem Officier mit gezogenem Degen, begleiteten jede Schüssel. Wer auf dem Corridor stand, den diese Procession durchschritt, war genöthigt vor dem Heiligthum eines gebratnen Kapaunen, der die Ehre hatte von Seiner Majestät oder Ihrer königlichen Hoheit verspeiset zu werden — respectvoll den Hut abzunehmen und zur Seite zu treten. Bevor die Schüssel aus den Händen ihres Trägers auf die königliche Tafel gelangte, mußte sie erst noch durch viele Hände gehen, vom Lakai zum Hofküchenmeister, von

diesem in die eines Kammerherrn, u. s. w. — das tiefste Schweigen herrschte, während einige funfzig Schüsseln auf solche Weise aufgetragen und von dem vor Langerweile oder Uebersättigung fast umkommenden Könige kaum berührt wurden. Nur an gewissen Festtagen wurde diese Stille durch die Fanfaren von Trompeten und Pauken oder durch die rauschenden Symphonien der Hofcapelle unterbrochen. — So ging es weiter bis zu den kleinsten Lebensfunktionen dieser hohen Personen herab; auf eine Weise, die eben so drückend als lächerlich war. Es erstreckte sich diese Etikette auf das Niederlegen und Aufstehen, selbst auf die nächtlichen Besuche, die der König seiner hohen Gemahlin abstatten wollte, in welchem Falle der eine Grand das Recht hatte, den Degen des Königs, der andre das Nachtlicht, der dritte ein Glas Wasser zu tragen und die Oberhofmeisterin der Königin, Camerara mayor es sehr übel genommen haben würde, wenn man sie nicht geweckt hätte, um ihr Amt zu versehen, der Majestät ein gewisses Gefäß von Silber nach zu tragen. —

Alle diese Funktionen, die bei dem Könige und der Königin doch wenigstens einen grandiosen Character der Majestät an sich tragen mußten, bei dem Prinzen und der Prinzessin von Asturien peinlich und mesquin erscheinen, indem sie mit einer an Aermlichkeit gränzenden Oekonomie und auf die rücksichtsloseste Weise

beobachtet wurden und zwar von Personen, die sämmtlich als Spione im Solde des königlichen Günstlings standen und dessen Creaturen waren. Hätten Ferdinand und Maria Antonia nicht französisch oder italienisch — worin sie ihn unterrichtete — mit einander reden können — welche Sprachen die unwissenden Hofleute ihrer Umgebungen nur selten verstanden — so würde ihnen gänzlich die Möglichkeit entgangen sein, nur ein vertrautes Wort mit einander zu reden. —

Selbst zur Nachtzeit waren sie nicht unbeobachtet. Besuchte Ferdinand seine Gemahlin, so mußten sich Beide das ganze Cortège gefallen lassen, das für solche Fälle vorgeschrieben ist und Beide wußten, daß über jeden dieser Besuche im Hofmarschallamte Protokoll geführt wurde. Die Schlafgemächer des Prinzen und der Prinzessin von Asturien hatten keine Thüren, sondern nur Vorhänge von schweren Seidenstoffen. In den Vorgemächern wachte der diensthabende Kammerherr, dem kein Wort von dem, was im Innern gesprochen wurde und nicht das geringste Geräusch dort entgehen konnte, und jeden Morgen wurde in Godoys Cabinet, ehe dieser sich zum Lever des Königs und der Königin begab, Vortrag gehalten über das, was der Prinz und die Prinzessin gethan und gesprochen hatten und der Herzog von Alcudia wußte dann diese Mittheilungen nach seiner Absicht zugestutzt beiden Majestäten

zu hinterbringen, um diese noch mehr gegen ihren Sohn und Thronfolger zu erbittern. —

Der ärgste Stein des Anstoßes war dann, daß durch die französische und italienische Sprache den Lauschern Manches und ohne Zweifel das Wichtigste der Conversation entgangen war. Man bemühete sich deshalb unter den spanischen Granden und Hidalgos Personen aufzufinden, die beider Sprachen mächtig waren; allein den wenigen Gebildeten, die sich dazu geeignet hätten, war nicht zu trauen und die ungebildete Masse des spanischen Adels verachtete in stolzem Selbstbewußtsein alles Ausländische.

Das Merkwürdigste aber war, daß der Prinz alle diese Umstände bis auf die vertrauteste Aeußerung im Cabinet Godoys oder des Königs und der Königin wieder erfuhr. Ein Despot hat nie treue Diener und der intrigante Günstling wurde nicht selten von den Werkzeugen seiner eigenen Intriguen betrogen. Zwar Gold konnten der Prinz und die Prinzessin von Asturien nicht bieten, denn sie hatten über keinen Maravedi zu verfügen; aber Hoffnungen gewährte die Gunst des Thronfolgers und es gab unter den adligen Spionen, die ihn umringten, keinen so beschränkten Kopf, der nicht eingesehen hätte, daß er besser für seine Zukunft sorgte, wenn er den Prinzen im Geheim von seiner Anhänglichkeit zu überzeugen suchte, während er offen

rücksichtslos die Instructionen der Etikette und Spionerie zu beobachten schien.

Uebrigens war das Leben im Escurial das eintönigste, das man sich nur denken kann. — Vom Lever ging es in die Früh-Messe, nach der Messe zur Cour mit dem Handkuß, dann gab es vielleicht eine militairische Parade, darauf Hochamt im prachtvollen Dom des Escurials, dann die beschriebene Staatsaction der einsamen Mittagstafel — darauf: die, der Beobachtung eben so wenig entzogene Stunde der Siesta, dann, große Spazierfahrt des Königs und der Königin, aller Prinzen und Prinzessinnen, und des Herzogs von Alcudia mit einem ungeheuern Gefolge von Hofbedienten jeden Ranges, Granden, Titulados, und Hidalgos, begleitet von einem Schwadron berittner Garden; und dieser Zug ging nicht weiter als auf und nieder in der einförmigen Pappelallee (Alameda), welche nur die freudenlose Aussicht auf eine rauhe, steinige Gegend von kahlen Berghöhen gewährte.

Von der Alameda ging es wieder zur Vesper-Messe, von da in die Gemächer des Königs, wo bei einer Spielparthie der Thee eingenommen wurde, und Godoy sich auf der Guitarre hören ließ; dann zum Soupè, das wieder einsam wie das Dinè war, mit allen den qualvollen Ceremonien der königlichen Tafel

und endlich zur Nachtruhe, die eben so wachsam beobachtet wurde.

Für diese Eintönigkeit entschädigte nicht die todte Pracht der Paläste, Kirchen- und Klostergebäude, nicht die zahllose Menge von Höfen und Gärten, welche der Fuß der Prinzen und Prinzessinnen nie betreten durfte.— Am Tage nach dem Eintreffen des Hofes im Escurial war das große Kirchenfest „Aller Seelen."

Der König und der ganze Hof hörten das Hochamt der Todtenmesse, das in der Königs-Gruft, dem s. g. Pantheon, gefeiert wurde. Auch der Prinz und die Prinzessin von Asturien mußten dabei anwesend sein.

Unter dem Hochaltar der Kathedrale öffnete sich ein Thor von vergoldeter Bronce; über funfzig breite Marmorstufen führen hinab in das königliche Grabgewölbe, das so groß ist, wie eine unterirdische Kirche. Auf silbernen Candelabern brannten riesige Wachskerzen, so wie auf den vielen Armen des in der Mitte des Gewölbes stehenden massiv goldenen Armleuchters. Im Hintergrunde befand sich auf dem Hochaltar das überreich mit Diamanten und andern Edelsteinen geschmückte Kruzifix; dort hielt der Erzbischof, von einer zahlreichen Geistlichkeit assistirt, in reiche Trauergewänder von schwarzem Sammet und Silber gehüllt, das Hochamt, und Priester lasen die Todtenmessen für die Erlösung der Seelen der verstorbenen Könige aus dem Fegefeuer.

Die Kuppel des Gewölbes war ganz mit vergoldeter Bronce ausgelegt, deren Lichtreflexe von magischer Wirkung waren. Den Fußboden bildete eine Mosaik von Marmor und Jaspis, und in den Wänden rings umher sah man in sechs und zwanzig prächtig geschmückten Nieschen eben so viel marmorne Todtenurnen stehen. Indeß nur etwa die Hälfte enthielt schon die Herzen der verstorbenen Könige und Königinnen Spaniens; die andre Hälfte aber erwartete noch die Herzen derer, die jetzt dort auf Sammtkissen knieend, den Manen ihrer Vorfahren ihre Devotion bewiesen.

Weihrauchdüfte erfüllten die Räume und ferne Orgeltöne begleiteten das monotone Murmeln der Priester.

Das war freilich eine Scene, die fühlende Herzen wohl bewegen konnte; aber es war das Gefühl einer trostlosen Schwermuth, das dadurch in der Seele des Prinzen und der Prinzessin erweckt wurde. Denn die klösterliche Procession der zwei hundert Mönche vom Orden des heiligen Hieronymus, die in ihren weißen Gewändern mit schwarzen kurzen Mantel-Kragen, das schauerliche: „in profundis“ singend, mit Kreuzen, Kirchenfahnen und brennenden Wachskerzen durch die hohen Kreuzgänge dieses riesigen Kloster-Palastes den Umzug hielten, war eben so wenig geeignet, ihre Gemüther aufzuheitern.

In dieser traurigen Einförmigkeit des Lebens schlos-

sen sich Ferdinand und Maria Antonia immer enger an einander. Sie war anstatt ihm Freiheit zu bringen, wie er gehofft hatte, seine Mitgefangene und die vertraute Theilnehmerin seiner Leiden geworden.

Der König hatte die Erziehung des Prinzen von Asturien bei Gelegenheit seiner Vermählung für vollendet erklärt und wußte nicht, daß sie jetzt erst recht eigentlich beginnen sollte. Die Prinzessin Maria Antonia besaß die liebenswürdigste Gabe, dem in Hinsicht seiner Kenntnisse sehr vernachlässigten Prinzen, Neigung zu den höhern Wissenschaften einzuflößen. Sie las mit ihm das berühmte philosophische Werk: Esprit des Lois von Montesquieu und selbst den famösen Contrait-social von J. J. Rousseau. — Die französische Revolution gab Stoff genug, die neuern Prinzipien der Freiheit und Gleichheit zu besprechen und Ferdinand hätte sich vielleicht im Gefühl der in ihm selbst so gedrückten Freiheit für die Liberté et Egalité der Jacobiner entschieden, wenn nicht die schmachvolle Hinrichtung Ludwigs XVI. dieses ewige Brandmal, das Frankreich nie von seiner Stirn vertilgen wird — den tiefsten Eindruck auf seine Seele gemacht hätte.

Indeß etwas blieb doch immer haften und so entstand in seiner nie zur innern Klarheit der Erkenntniß gelangenden Seele, jenes verworrene Chaos, von abso-

lutiſtiſchen und liberalen Ideen, von Terrorismus und Milde, die ihn in ſeinem ſpätern Regentenleben nicht ſelten von einem Extreme auf das Andre hinriſſen.

Der frühere Erzieher des Prinzen, der geiſtreiche und gelehrte Canonicus Escoiquez war von allen Umgebungen des Prinzen der Einzige, der Theil an dieſen Unterhaltungen nehmen konnte.

Er war es auch, der den Prinzen über ſeine Intereſſen aufklärte; aber auch ihn warnte, gegen unvorſichtige Aeußerungen oder gar Widerſetzlichkeiten, die ohne ſeine Lage zu beſſern, nur geeignet ſein würden, ihn und ſeine Gemahlin zu compromittiren.

Indeß die Verhältniſſe waren einmal zu geſpannt, um ſo bleiben zu können.

Godoy war endlich ſo glücklich geweſen unter den Höflingen eine feile und ſervile Creatur zu finden, die der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache vollkommen mächtig war — es war einer jener adligen Avantüriers, wie ſie ſich damals an allen Höfen fanden und als vollkommene Cavaliere ihr Glück zu pouſſiren wußten. Sennor Iznardo e Yrquierdo de Retiro war ein Mann, der ſich auf die Spitze des Degens ſo gut verſtand wie auf das kühnſte Hazardſpiel. Er war ein eben ſo geſchickter Reiter und trotz ſeiner hagern, abſchreckenden Phyſionomie von dunkler Hautfarbe, ein Mann, der ſich einbildete, bei allen Damen Glück zu machen.

Dieſen Mann, der ſeine Seele um eine Dublone dem Teufel verkauft haben würde, hatte der König auf Godoys Rath zum Grafen von Ponte-Santo und ſpaniſchen Granden erhoben, um ihn als Oberhofmeiſter am Hofe des Prinzen von Aſturien verwenden zu können.

Dort trat der dreiſte Abenteurer ſogleich mit einer Oſtentation und Strenge auf, die ihn dem Prinzen und der Prinzeſſin unerträglich machten; doch hütete er ſich wohl zu verrathen, daß er ein Wort franzöſiſch oder italieniſch verſtehe, obgleich der Prinz und die Prinzeſſin in dieſer Sprache unbefangen ihren Widerwillen und Abſcheu gegen ihn ausdrückten, was er natürlich ſehr gut verſtand. Er war dabei frech genug, den Prinzen und die Prinzeſſin keinen Augenblick, weder bei Tage noch des Nachts zu verlaſſen und hatte daher die günſtigſte Gelegenheit, die Ideen und Geſinnungen kennen zu lernen und dem Herzoge von Alcudia zu hinterbringen, welche Beide gegen einander, im Glauben nicht verſtanden zu werden, unbefangen ausſprachen.

Eines Tages aber kam der Canonicus Escoiquez zum Prinzen. Kaum erblickte dieſer den Glücksritter, ſo rief er ihm auf italieniſch zu: „ha Spitzbube — falſcher Spieler — biſt du von den Galeeren entſprungen und willſt hier den Spion machen?“ —

Don Iznardo blieb ruhig; die Linke auf den Knauf ſeines langen Degens geſtützt, ſah er den geiſtlichen Herrn

fest und fragend an und entgegnete spanisch: „Wenn es Ew. Hochwürden belieben sollte, sich in einer Sprache auszudrücken, die ein Grand von Spanien verstehen kann, so würde ich die Ehre haben, zu antworten."

„Seht, wie die Canaille sich verstellt!" — rief der Canonikus heftig — „habe ich ihn doch selbst oft genug in beiden Sprachen reden gehört." —

Jetzt war der lange verhaltene Zorn des Prinzen nicht mehr zu mäßigen. Er sprang auf und packte den neu gebackenen Grafen vor die Brust.

„Schurke — Spion!" schrie er ihn an — „gestehe — daß du uns schon seit drei Tagen belogen, belauscht und verrathen hast — oder ich steche dich hier im Augenblick nieder!" damit riß er ihm den Degen aus der Scheide.

Der Avantürirer wurde blaß — aber gestand nichts.

„Mein Prinz" — rief der Canonicus dazwischen tretend, „besudeln Sie sich nicht mit dem Blute eines Elenden, der schon dem Henker verfallen ist. Ein glücklicher Zufall hat mich genau mit seiner Geschichte bekannt gemacht. Er ist kein Andrer als der gefährliche Raubmörder und Schleichhändler, der unter dem Namen Perez Grazia vor zehn Jahren die ganze Mancha in Bewegung gesetzt hat und darauf auf lebenslang zur Galeere verurtheilt wurde . . ."

„Gnade! Gnade!" — rief der Ueberführte, auf

beide Kniee fallend — als er jetzt sah, daß er entlarvt war. —

Der Prinz forderte ihm mit gezückten Degen offnes Bekenntniß ab, und der Elende gestand, daß er jedes Wort von der vertrauten Unterhaltung des Prinzen mit seiner Gemahlin dem Herzoge von Alcudia berichtet habe; übrigens wolle er von jetzt an dem Prinzen treulich dienen und wolle ihm gestehen, daß er von Godoy den geheimen Auftrag habe, es dahin zu bringen, daß der Prinz seiner Gemahlin untreu werde, dann dieser solches zu verrathen, um Beide zu entzweien — „denn" fügte der Gauner mit einem pfiffigen Lächeln hinzu — „ich weiß, was ich weiß, der Günstling der Damen denkt dabei im Trüben zu fischen; er ist rasend verliebt in die Prinzessin von Asturien und begreift, daß, so lange sie ihren Gemahl liebt, für den Dritten nichts zu hoffen sei." —

„Ha — das ist himmelschreiend" — rief Donna Maria Antonia aufspringend. Der Prinz aber zerbrach den Degen des Elenden, riß ihm die Orden ab und stieß ihn mit Fußtritten zur Thüre hinaus. —

„Der Himmel sei uns gnädig" — rief jetzt der Canonicus, die Hände aufhebend — „was haben wir gemacht? — welche Geschichte wird man daraus zusammen lügen. — Ich werde eilen über die Schurckereien dieses Mannes ein Memoir aufzusetzen und Sie,

mein Prinz, werden es Seiner Majestät überreichen, wenn man Sie zur Verantwortung ziehen wird — und das wird nicht ausbleiben."

„Ich bin auf Alles gefaßt" — sprach der Prinz entschlossen — „möge kommen, was da wolle — ich biete meinem Geschick die Stirn, länger kann und will ich mich nicht mehr beugen und treten lassen."

Doch es wird Zeit, die wahren Gesinnungen des Königs und des Friedensfürsten, in Beziehung auf den Prinzen von Asturien, auch ihre gegenseitige Stellung zu einander, näher kennen zu lernen.

Erlauben wir uns deshalb eine Scene aus dem Cabinet des Königs zu schildern, die in die Zeit vor der Vermählung des Prinzen von Asturien fällt.

Die Idee dazu war unmittelbar vom Könige Carl IV. selbst ausgegangen. Sie war durch die Besorgniß entstanden, daß Napoleon, der in Frankreich von Stufe zu Stufe der Macht stieg, ohne Umstände die Hand der Infantin Isabella für einen seiner Brüder und die des Prinzen von Asturien, für seine Stieftochter Hortensia in Anspruch nehmen werde, um seine neue Dynastie auf dem Stammbaum legitimer Monarchen festzupfropfen.

„Ah" — rief der König aus, als er einst auf diese Besorgniß zu sprechen kam — „was würde man sagen, wenn dieser Stein des Anstoßes auf meine Fa-

milie fiele." Dagegen erschien es ihm nothwendig, daß nach dem Fall der ältern Linie des königlichen Hauses Bourbon in Frankreich, die beiden noch regierenden Häuser sich um so enger an einander schlossen. — Und kaum hatte der König diese Verbindung beschlossen, so betrieb er sie mit jener Hast und Ungeduld, die ihm eigen war. —

Godoy war im Allgemeinen nicht gegen diese Verbindung, doch hielt er es nicht für gerathen, den jungen Prinzen schon zu vermählen, ehe seine Erziehung vollendet sein würde. Als er sich einst allein mit dem Könige befand, wagte er es, diesem seine Bedenklichkeiten darüber zu eröffnen.

„Leider sehe ich es ein" — entgegnete der König nach einigen Augenblicken Stillschweigens, seufzend und lebhaft ergriffen — „daß Ferdinand in seiner Ausbildung noch sehr zurück ist; aber glaubst du, daß ich, wenn ich ihn auch noch einige Jahre mit der Vermählung warten lasse, daß er alsdann erlangen wird, was ihm noch fehlt?" —

„Sire!" entgegnete Godoy — „ich erwarte zwar auch nicht viel von dieser eintönigen Unterrichtsweise, wobei der erhabene Schüler sich seinem respectabeln Lehrer allein gegenüber befindet. Ich sehe nicht ein, wie man davon für die Zukunft mehr hoffen darf, als die Vergangenheit gewährte. Den traurigen Erfolg sieht

Ew. Maj. täglich vor Augen und hat sich selbst schon darüber ausgesprochen." —

„Nun, was soll dann geschehen" — fragte der König ungeduldig — „um dahin zu gelangen, daß mein Sohn nur irgend etwas lerne?"

„Sire" — entgegnete Godoy, mit einer gewissen Schüchternheit, die er sich Mühe gab, zu bekämpfen— „das Studium der großen Welt — ein Studium, das, anstatt seinen Geist zu ermüden, ihn angenehm beschäftigt — thäte ihm Noth. Aber vor allem, wenn es möglich wäre, müßte er auf den rechten Weg geführt werden, ohne es ihm merken zu lassen, daß man seinen Fähigkeiten mißtraue . . . Drei Jahr auf Reisen durch Europa geschickt, unter Begleitung eines klugen, vorsichtigen und zuverlässigen Lehrers . . . Auf dem ganzen Continente" — fuhr er fort, als er bemerkte, daß diese Idee den Beifall des Königs nicht zu haben schien — „herrscht Frieden; es ist so gut als gewiß, daß England zur Erhaltung desselben das Seinige beitragen wird. — Indeß Ew. Maj. kann nach Belieben meinen Vorschlag annehmen, oder verwerfen; ich unterwerfe mich gern Ihrer Majestät höherer Einsicht und Erfahrung. Ich habe nur geglaubt, meine Pflicht zu thun, indem ich meine Meinung äußerte. Sie sehen Sire, wie sehr ich zittere, daß ich es wagte, mir eine solche Freiheit heraus zu nehmen. Meine Feinde fühlen

sich oft versucht, mich als einen Feind der Krone, der ich diene, darzustellen; möglich, daß sie schon dahin gekommen sind, ihrer Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Asturien, einen ähnlichen Verdacht gegen mich beizubringen. Würde es bekannt, daß ich gewagt habe, Ew. Maj. den Rath zu geben, den Prinzen auf Reisen gehen zu lassen, so würde man mir dieses sehr übel auslegen. Man würde sagen, das sei eine Erfindung von meiner Seite, um die Liebe Seiner Königlichen Hoheit gegen seine erhabenen Eltern erkalten zu lassen."

„Nein — gewiß nicht" — entgegnete der König lebhaft — „ich rede, wie ich denke. Du giebst mir damit den besten Beweis deiner Anhänglichkeit an meinen Sohn. Aber wer könnte dafür einstehen, daß dieses treffliche Mittel, welches du mir vorgeschlagen hast, nicht durch irgend einen Zufall zum Unheil ausschlägt? — wenn schlechte Menschen seine Lenksamkeit und die Schwäche seines Verstandes mißbrauchten; wenn eine fremde Politik die Gelegenheit benutzte, um ihm eine verkehrte Richtung zu geben, und man so sich meines Sohns bediente, wie eines Werkzeuges zum Verderben seiner eigenen Familie! wenigstens verdient ein so folgenreicher Schritt die reiflichste Erwägung. Und endlich — wie sollte ich seine Mutter, die ihn anbetet, dahin bringen, in dieser Hinsicht Vernunft anzunehmen?"

Godoy nahm sich die Freiheit respectvoll zu ent-

gegnen: „Sire! es giebt keine noch so weise Maßregel, die nicht durch Schwachheit oder Bosheit der Menschen übel ausgelegt werden könnte. Indeß, wenn man doch einmal seine Parthie ergreifen soll, so bleibt immer diejenige vorzuziehen, die am wenigsten der Gefahr der Mißdeutung ausgesetzt ist. Wenn man die Umgebungen des Prinzen gut zu wählen weiß, wird er nicht vom richtigen Wege abweichen; wenn dagegen der Prinz nicht die practische Unterweisung empfängt, deren er bedarf, so würde das immer ein unersetzlicher Verlust bleiben, der sich für sein ganzes Leben fühlbar machen würde. — Ihre Maj. die Königin ist zu aufgeklärt, um nicht einzusehen, daß ein leichtes Opfer der mütterlichen Zärtlichkeit dargebracht, ihm nicht zu berechnende Vortheile sichern würde."

„Manuel — wir werden darüber nachdenken" — entgegnete der König und brach damit das Gespräch ab.

Godoy wußte, was er gewagt hatte, und bald sollte er erfahren, daß der Rath, den er dem Könige gegeben, bekannt geworden und gemißdeutet war. Der König Carl IV. war im höchsten Grade mißtrauisch, wie alle seine Vorfahren. Er schenkte nie einem Günstlinge, selbst Godoy nicht, sein Vertrauen ohne noch etwas Mißtrauen im Hintergrunde zu behalten. So sprach er auch über diesen Vorschlag mit seinem damaligen Premierminister Caballero, und dieser — ein heimli-

cher Feind Godoys — wußte nicht nur dem König mit Gewandheit abzurathen, sondern benutzte auch diese Gelegenheit, dem verhaßten Günstling in der öffentlichen Meinung noch mehr zu schaden. Selbst der Prinz von Asturien erfuhr durch den Canonicus Escoiquez — seinen Erzieher — von diesem Plan mit dem Zusatz, man halte allgemein dafür, der Herzog von Alcudia habe keine andre Absicht dabei gehabt, als den Thronerben zu entfernen, um sich, wie ein zweiter Bonaparte selbst auf den spanischen Thron zu schwingen. — Dieser Verdacht wurzelte aber so fest in der Seele des Prinzen, daß er die erste Veranlassung zu seinem stets wachsenden Mißtrauen und tiefen Haß gegen diesen mächtigen Günstling des Glücks wurde und Escoiquez trug nicht wenig dazu bei — diesen Haß zu nähren. Wie aber Godoy erst die unverholene Abneigung des Prinzen gegen ihn erkannt hatte, glaubte er es seiner eignen Selbsterhaltung schuldig zu sein, ihn auf alle Weise zu umstellen und unschädlich zu machen, und so war die unglückliche Spannung der Verhältnisse an diesem Hofe entstanden, die wir im Eingange dieser Erzählung gesehen haben.

Am Abend des Tages, an welchem der Canonicus den Spion des Friedensfürsten entlarvt hatte, war das Wetter stürmisch geworden. Aus allen Schluchten der

steilen Bergwände, die das Escurial umgaben, stürmten die losgelassenen Winde hervor, klirrten mit den Scheiben der elftausend Fenster, welche diese dunklen Gebäudemassen enthielten und klapperte schauerlich an den Thüren und Läden; kreischend drehten sich die Wetterhähne auf den Thürmen und gespenstisch zogen einzelne Mönche in ihrer weiß und schwarzen Kleidung durch die dämmernden Kreuzgänge.

Der Prinz von Asturien hatte bereits durch einen Hoffourier den Befehl erhalten, am folgenden Tage nach dem Lever vor Ihren Majestäten zu erscheinen, — der Prinz war entschlossen; aber doch unruhig. Er fürchtete seine eigne Heftigkeit und die seines königlichen Vaters, der, wie er zum Voraus wußte, gegen ihn eingenommen, nicht Ruhe haben würde, seine Vertheidigung anzuhören.

Und so kam es auch. — Man hatte aus dem Verhör des Prinzen eine Hof- und Staatsaktion gemacht. Der König saß in seinem ganz vergoldeten Lehnsessel, an seiner Seite seine Gemahlin, Maria Louisa und zur Seite etwas zurück stand Don Manuel Godoy, der Graf von Evremonte und Herzog von Alcudia.

Der Neid mußte es ihm lassen, er war ein schöner junger Mann — groß und schlank von Gestalt, eine blühende Gesichtsfarbe von mädchenhafter Frische und Zartheit; den kleinsten Mund, den man sich nur denken

kann, der reizend lächelte und dabei zwei Reihen der feinsten Perlenzähne zeigte; die Nase leicht gebogen und schön, wie die ganze Form des ovalen Gesichts, die Stirn hoch und breit, nur — da sich nichts Vollkommenes in der Welt findet — die Augen, sonst der Glanzpunkt einer spanischen Schönheit, waren bei ihm blaßblau und verriethen nichts von dem, in der That geistreichen Wesen, das seine Unterhaltung belebte und sich auf seinen Zügen alsdann ausprägte; der einzige Ausdruck, der sich in seinen Augen finden ließ, war der einer schmachtenden Zärtlichkeit — ein Ausdruck, der ihm auch überall die Gunst der Frauen gewann.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß Godoy damals noch unvermählt war. Die Welt beschuldigte ihn des vertrautesten Verhältnisses mit der Königin, allein das hinderte ihn nicht, auch anderen Schönheiten zu huldigen. Jetzt war die Prinzessin von Asturien der Stern seiner Gedanken und je mehr er Widerstand fand an ihrem kalten, zurückhaltenden Wesen, um so heftiger entbrannte seine Leidenschaft für die schöne Königstochter, deren jungen geliebten Gemahl er um so mehr haßte, je mehr er ihn beneidete.

Wir haben noch vergessen zu erwähnen, daß Godoy noch nach der alt französischen Mode eine etwas leicht und phantastisch in die Höhe frisirte und gepuderte s. g. Vergette trug; dabei hatte er helles Haar, und war

mit einem himmelblauen, ſeidnen Kleide mit kleinerm Spitzen-Jabot, einem breiten carmoiſinrothen Ordensbande, ſchwarzſeidnen Beinkleidern und weißſeidnen Strümpfen bekleidet, das vollkommſte Bild eines altfranzöſiſchen Hofmannes vom ancien-regime.

Auch der alte König war noch in dieſem Geſchmack gekleidet; doch trug er eine veilchenblaue Generalsuniform mit dunkelrothem reichgeſtickten Kragen — keine Epauletts, denn dieſe werden in Spanien umgekehrt gegen ſonſtige europäiſche Sitte nur vom Subalternofficier bis zum Hauptmann getragen und verſchwinden ſchon bei dem Range eines Oberſten.

Das Geſicht des Königs war faſt unverhältnißmäßig lang, und obgleich die Züge ſchon tiefe Falten ſchlugen, verrieth es doch immer noch, daß er einmal in ſeiner Jugend ein ſchöner Mann geweſen ſein mußte. Uebrigens gab ihm eine hängende Unterlippe und ein mattes Auge, das nur dann ſich belebte, wenn er ungeduldig wurde, ein gewiſſes geiſtloſes Anſehen, doch auch einen Ausdruck von Gutmüthigkeit.

Die merkwürdigſte Erſcheinung in dieſem königlichen Familienkreiſe war aber die Königin Marie Louiſe. Eine große magere Figur, der es nicht an königlicher Haltung und Grazie fehlte. Das Schönſte und Imponirendſte an ihr waren ein Paar mächtige ſchwarze Augen, die einſt, wie ſie noch in Harmonie mit dem übri-

gen Theil der Gesichtszüge standen, sehr schön gewesen sein mußten. Noch jetzt fehlte es ihnen nicht an Feuer, das aber bei den Spuren des Alters, die man durch stark aufgelegtes Roth und Weiß vergebens sich bemühte zu vertilgen — in der That eher etwas Schauerliches und Gespenstisches hatte. Ihr Kostüm war nach unserm heutigen Geschmack gewiß sehr lächerlich, besonders für eine so alte Dame. Die französische Revolution hatte bekanntlich auch die Moden in ihren Grundelementen umgestaltet. Schnürbrust und Reifröcke, Puder und hohe Frisur nebst den hohen Hackenschuhen waren verschwunden; die eleganten Damen trugen damals eng anschließende sogenannte Chemiesen fast ohne Falten im Rock, welche, da sie beinahe ohne Unterkleidung getragen wurden, den ganzen Körper gewissermaßen modellirten. Diese Chemiesen hatten nur etwa zwei Finger breite Aermel, wodurch die Arme bis an die Achsel entblößt wurden; die Taille war kurz und dicht unter der Brust mittelst einer Schnüre angedeutet; das Kleid so kurz, daß es den Fuß bis über den Knöchel sehen ließ, die Ränder des tief ausgeschnittenen platten Schuhs bogen sich kaum über die Fußzehen herauf und waren auf den durchbrochnen fleischfarbigen Strümpfen mit Bändern von den lebhaftesten Farben wie Sandalen geschnürt. Die phantastische Frisur bildeten rings um die Stirn s. g. Tirebouchons oder

feine pfropfzieherartige Locken, welche die Stirn und Schläfe bis an die Augenbrauen bedeckten und dem Geſicht etwas Finſteres und Abſchreckendes gaben, das freilich nicht in der Idee dieſer vermeintlich griechiſchen Emancipation der ſteifen Moden des ancien-regime liegen mochte. — Die Königin Marie Louiſe haßte und fürchtete ſo gut wie ihr Gemahl die franzöſiſche Revolution und dennoch ließ ſie ſich*) ſo ſehr von der Pariſer Mode beherrſchen, daß ſie das Abgeſchmackte dieſes Sanscülottismus beſonders für ihr Alter und ihren Rang nicht fühlte und die revolutionaire Tracht eher übertrieb als milderte. Ihr ſchon etwas ins Graue ſpielende Haar, war hinten kurz und ſtruppig à la Titus verſchnitten und um den Kopf trug ſie ein reiches Diadem von Brillanten — deſſen oberer Theil in eine Art von Königskrone auslaufend, zugleich ihren Rang bezeichnete. Eben ſo reiche Ohrgehänge und Arm- und Halsſchmuck trug ſie nach ſpaniſcher Sitte ſchon früh morgens und ein kirſchrother Longſhawl, über die nackten Schultern und das himmelblaue ſeidne Kleid geworfen, ſollte zugleich ſehr geſchmacklos die königlichen Farben bezeichnen und ihre Figur plaſtiſch antik drapiren.

In dieſem Koſtüm empfing ſie ihren Sohn, der

*) Nach einem Portrait, das ſie aus jener Zeit darſtellt.

ein Knie beugte und erſt dem Könige, dann der Königin ſeiner Mutter die Hand küſſen wollte. Beide aber entzogen ihm dieſes Zeichen königlicher Gnade und indem ſie ihn kaum mit einem unmerklichen Kopfneigen begrüßten, trugen die faltigen Züge, die Beide um den Mund hatten, ſo ſehr den Character des Ernſtes, daß ein entſchloſſenerer Character dazu gehört hätte, als der des unter dem ſtrengſten Druck erzogenen jungen Prinzen von Aſturien war, um ſich durch den Anblick des Zorns ſeiner königlichen Eltern nicht einſchüchtern zu laſſen.

Mit niedergeſchlagnen Augen und erblaſſend ſtand er da, wie ein armer Sünder. Dieſe Haltung beſtätigte indeß nur um ſo mehr das Vorurtheil des Königs und der Königin, daß er ſich eine grobe Widerſetzlichkeit gegen ihren hohen Willen habe zu Schulden kommen laſſen.

Nach einer Pauſe des peinlichſten Schweigens begann endlich der König nach Art jener aufbrauſenden Menſchen, die ſich ſelbſt in Heftigkeit reden, erſt milde und ſanft, dann mit ſteigender Lebhaftigkeit:

„Fernando! — iſt das der Dank für die Schmerzen, die ſchon die Stunde deiner Geburt deiner königlichen Mutter erzeugte — das der Lohn für die Sorgen deiner Erziehung, die unſerm königlichen Haupte die Nachtruhe geſtört haben, das der Erfolg der gelehr-

testen und weisesten Männer Spaniens, denen Wir deine Erziehung anvertrauet haben; daß du die Ideen der Jacobiner und Sansculotten in deinem Busen nährst? Ha bei unserer lieben Frau vom Pfeiler, es fehlt nichts mehr als vielleicht ein Schritt, so rufst du alle Schrecken und Schauder der französischen Revolution herein in unser schönes Spanien, stellst dich wie jener Egalitè Orleans an die Spitze der Bergparthei, wirst ein Marat und Robespierre, und färbst die Wellen des Mezanares mit dem Blute der ehrwürdigen Granden und Titulados der Uns von Gott verliehnen Staaten, und die Häupter deiner königlichen Eltern wirst du hohnlachend und zähnefletschend, zuerst fallen sehen unter dem Henkerbeil der Guillotine!"

„Aber Majestät — mein königlicher Vater . . .!" rief Fernando außer sich vor Schreck und Entsetzen.

„Schweig Elender" — gebot der König — „du bist ein Ungeheuer — ein Nichtswürdiger — ein Verräther an Gott und Menschen — ein Vatermörder . ."

Und dabei war der zürnende König in der Heftigkeit der Bewegung aufgestanden und erhob drohend seine Rechte über den unglücklichen Sohn, der keines Wortes mächtig, auf seine Knie niedergesunken war.

„Ew. Majestät beschwöre ich" — rief jetzt Godoy — der erbleichend vor Schreck jetzt fühlen mochte, daß der Erfolg seiner Insinuationen den jähzornigen König

weiter hingerissen hatte, als er es wünschen und beabsichtigen konnte — und dabei war er vor dem Könige auf beide Knie niedergesunken und erhob flehend seine Hände — „sich nicht so zu alteriren. Allerhöchst Ihre kostbare Gesundheit ... ein plötzlicher Schlagfluß könnte dem geheiligten Leben ..."

„Du hast Recht, Godoy" — sprach der König, erschreckend vor solchen Folgen seiner eignen Heftigkeit; denn er liebte sein Leben und war in dieser Hinsicht äußerst ängstlich und peinlich — „du bist ein guter Sohn — der Uns liebt — der das Aeußerste wagt, um Unser kostbares Leben zu erhalten — was sollte aus Spanien werden, wenn wir plötzlich abschieden von dieser Welt und jener unwissende und revolutionaire Mensch bestiege den Thron — ha wir wissen es gar wohl — er lauert nur auf unsern Tod — er möchte Uns bei Lebzeiten noch die Krone vom Haupte reißen — der Mißrathene — sein Dasein schon ist ein Fluch Unsers Hauses und ein Nagel zu dem Sarge seines Vaters — o — o!" —

Mit diesem schmerzlichen Ausruf war der König auf seinen Sessel zurückgesunken und hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt. —

„Fernando" — nahm die Königin, mit gehaltener Ruhe und gemessener Kälte im Ton und Blick das Wort — „meine mütterliche Schwachheit läßt mich im-

mer noch hoffen, daß ich in dir noch nicht einen ganz Verlorenen sehen darf; daß Besserung und gänzliche Sinneswandlung wenigstens noch möglich ist und wo diese Möglichkeit besteht, muß Milde mit diensamer Strenge wechseln, um dieses Resultat herbeizuführen; — doch soll Niemand sagen dürfen, daß Seine Majestät auch den Unwürdigsten Seiner Unterthanen ungehört verdammt habe — rede, was bewog dich zu dem ungeheuern, revolutionairen Frevel, dessen du angeklagt bist?" —

„Aber, meine theuere Mutter" — rief der Prinz noch immer knieend und Thränen stürzten über sein damals noch schönes und jugendlich frisches Antlitz — „ich weiß ja nicht einmal, wessen man mich beschuldigt hat — ich muß glauben, daß man mich furchtbar bei meinen königlichen Eltern verläumdet habe." —

„Fernando!" — sprach die Königin, mit der Betonung einer Gouvernante — „wenn man einen Fehler begangen hat, so wird er durch Leugnen verdoppelt; wahre Reue und Zerknirschung ist ohne offenes Eingeständniß nicht denkbar." —

„Ich will ja gerne bekennen — wüßte ich nur . ."

„Nun also — was hast du mit deinem neuen Haushofmeister Don Iznardo . . ."

„Den Schurken" — rief der Prinz lebhaft — in-

dem er rasch aufstand, „habe ihn mit Fußtritten zur Thür hinaus geworfen . . .“

„Verruchter — er war in Unserem Namen bei dir!“ — schrie der König aufblickend.

„Alteriren sich Euer Majestät nicht“ — rief ihm die Königin mit einem verweisenden Seitenblick auf Fernando zu.

„Allerhöchst dero kostbares Leben — ein Schlagfluß . . .“ ergänzte Godoy halblaut, und der König zuckte zusammen vor Schreck über seine gefährliche Heftigkeit und überließ seiner Gemahlin die Sorge für das fernere Verhör.

„Und aus welchem Grunde“ — sprach sie ironisch — „hielt sich der Prinz von Asturien berechtigt zu einem solchen Verfahren?“

„Weil er ein Spion — ein Heuchler — Lügner Verläumder . . .“

„Ew. Majestät . . .“ unterbrach ihn Godoy.

„Ein Abenteurer“ — fuhr Fernando heftig fort— „Glücksritter, entlaufener Galeerensclave und berüchtigter Raubmörder ist.“ —

„Ew. Majestät“ — rief Godoy im Ton der tiefsten Kränkung — „dürfen Alles von mir glauben, nur nicht, daß ich einen Unwürdigen zu einem so hohen Ehrenposten empfohlen haben würde.“

„Du hast recht, Manuel“ entgegnete ihm die Köni-

gin mit einem huldreichen Blick — „dein Attachement an unser königliches Haus ist zu vielfach geprüft, um glauben zu können . . .“

„Nein — wahrlich“ — rief der König — „auch Don Iznardo ist ein Ehrenmann, über jede Verläumdung erhaben. Ich kenne ihn persönlich. Er hat Welt und elegante Bildung, dabei einen noblen Character — Ich irre mich nie!“ —

„Sire! der psychologische Scharfblick Ew. Majestät ist allgemein bekannt und wird bewundert“ — schmeichelte der Höfling und Carl IV. neigte ihm gnädig sein Haupt zu.

„Du bist das lebendige Beispiel Unserer durchdringenden Menschenkenntniß, Manuel“ — fuhr der König fort — „ganz Spanien haßt dich, der Prinz von Asturien haßt dich, alle Infanten und Infantinnen können dich nicht leiden; von auswärts, selbst von der Königin Caroline von Neapel sind Uns schon Insinuationen gegen dich zugegangen, die auf einen weniger festen Character Eindruck gemacht haben würden; allein wir sind stolz darauf, dir, trotz der ganzen Welt, unsre Gnade nicht zu entziehen — fahre so fort, uns treu zu dienen und Wir werden ferner väterlich und mit königlicher Huld für dein Glück sorgen.“ — Und dabei reichte er dem knieenden Günstling die Hand zum Kuß, der sie mit

dem Ausdruck von leidenschaftlicher Liebe an seine Lippen zog.

Welch ein Anblick für den ausgestoßenen Sohn — dieser Mensch, der ihn von den Herzen seiner königlichen Eltern verdrängt hatte — und nun . . . ein schrillender Schmerz zog durch seine Brust. Die Thränen stürzten stromweis über seine Wangen; er hatte kaum Luft Athem zu schöpfen; das bedrängte Gefühl erstickte ihm fast die Stimme.

„Und welchen Zeugen?" — fragte die Königin mit ironischer Bitterkeit — „hätte der Prinz von Asturien für seine unsinnige Behauptung aufzustellen?" —

„Meinen würdigen Lehrer — den Canonicus . ." sprach der Prinz, indem er das Memoir desselben aus dem Busen zog und der Königin überreichen wollte, die zögerte es anzunehmen — „Escoiquez?" — rief Marie Louise, mit spöttelnd aufgeworfenen Lippen.

„Weh — meinen Todfeind!" — klagte Godoy.

„Sei ruhig, Manuel" — sprach der König — „dieser Don Juan — ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit und hohen Verdiensten um die Wissenschaften; aber er hat die Schwachheit, die Vorurtheile von ganz Spanien gegen dich zu theilen — er kann es dir nie vergeben, daß du vom niedrigen Stande durch unsre Gnade zum höchsten Range erhoben bist; wir wissen, was wir von seinen Insinuationen zu halten haben.

Dir, Manuel kann er nie schaden. Wir sind durch Gottes Gnade zu scharfsinnig geboren, um der Intrigue zugänglich zu sein. — Was schreibt jener Escoiquez?"

„Er bezeugt auf Ehre, Pflicht und Gewissen" — sprach Fernando — „die Wahrheit jener Anschuldigung; er hat jenen Verbrecher im Bagno von Cadiz selbst gesehen — er kennt seinen Proceß, bezieht sich auf das Zeugniß eines Alcalden und zweier Aguazils, er will beschwören . . ."

„Sire" — nahm Godoy, in lebhafter Bewegung das Wort — „in diesem Zeugniß liegt eine Anklage gegen mich — geruhen Ew. Majestät huldreichst mir nur ein Wort zur Vertheidigung . . ."

„Dessen bedarf es nicht, Manuel" — redete ihm der König gnädigst zu — „du bist schon gerechtfertigt . ."

„Nur ein Wort — Sire — ich beschwöre Ew. Maj. um die Gnade und Huld . . ."

„Nun, so rede."

„Jede Leidenschaft macht blind" — fuhr Godoy fort — „der Canonicus haßt mich leidenschaftlich, folglich ist er verblendet. Ich brauche ihn daher nicht einmal der absichtlichen Verdrehung der Wahrheit anzuklagen, um mir in der hohen unschätzbaren Gunst Ew. Majestäten zu schaden — obwohl ein Hang zur Intrigue allerdings in seinem übrigens ehrenwerthen Character liegt — ich darf nur auf die Erfahrung fußen,

daß zwei verschiedene Menschen einander oft bis zum Verwechseln ähnlich sehen — um wie viel leichter könnte daher verblendete Leidenschaftlichkeit . . .“

„Genug, Manuel!‘ — rief der König — „was bedarf es mehr — Wir sehen zu hell, um durch solche elende Intrigue uns blenden zu lassen — da — nimm dem Prinzen von Asturien das verläumderische Memoir ab — so — dort brennt Kaminfeuer — wirf es hinein!“

Das geschah. Fernando war in diesem Augenblick völlig wie versteinert. Sein Blut schien ihm zu Eis erstarrt zu sein. Er sprach kein Wort, wurde aber blaß wie ein Todter und Alles flimmerte vor seinen Augen.

Dieser Moment war so erschütternd für alle Mitwirkende bei dieser Scene, daß ein minutenlanges Stillschweigen entstand — das war noch peinlicher zu ertragen für Fernando als die polterndste Rede seines königlichen Vaters — als sich daher der Prinz von seiner ersten Bestürzung etwas gesammelt hatte, wagte er die schüchterne Frage:

„Sire — befiehlt Ew. Maj. Ihrem unglücklichen Sohne noch etwas?“ —

„In der Hoffnung“ — sprach der König im Tone väterlicher Milde „daß du dich bessern, und die Rohheiten deines Characters ablegen wirst, daß du deinen

Fehler einsehen lernst und tief bereuest, wollen Wir dir die strenge Strafe, die du verdient hättest, für das Mal erlassen haben und Gnade für Recht ergehen lassen. Küß die Hand, mein Sohn — erst deiner Mutter — dann deinem bekümmerten Vater."

Fernando that es niederknieend, mit fließenden Thränen.

„Nun steh auf" — gebot der König — „und nun zum Schluß noch eine Warnung — wir wissen, daß jene unglückseligen Ideen von ewigen Menschenrechten — jenes Jacobinergeschrei von Freiheit und Gleichheit, das Unserem hochseligen Vetter Ludwig XVI. Kopf und Krone gekostet hat, dein junges Herz anfängt zu vergiften; wir kennen die süße holdselige Quelle aus der dir dieses Gift zufließt; wir wissen, wie man darüber leichtsinnig am Hofe von Neapel denkt — wir wissen und die ganze Welt weiß es, daß deine Frau Schwiegermutter, die Königin Caroline, sich selbst des Werkzeugs der Volksherrschaft und Anarchie bedient hat, um ihren wankenden Thron zu stützen — es ist ein Schandfleck in der Geschichte, der nie erlöschen wird, daß diese grausame und herrschsüchtige Königin durch ihren Cardinal Ruffo an 90,000 wilde Kalabresen, Banditen, Räuber und Mörder nach Neapel führen ließ, um dort viele tausend Menschen aus den höhern Ständen ab-

schlachten zu lassen.*) — Kein Wunder, wenn die Tochter einer solchen Mutter ähnliche demokratische und terroristische Grundsätze hegt, wenn sie die Pest der Revolution über die Pyrenäen einzuführen und in den Schoß meiner königlichen Familie zu verschleppen sucht — nur um einige Jahre früher, als es sonst nach dem Laufe der Natur ohnehin der Fall sein würde — regierende Königin von Spanien zu werden." —

„Heiligste Mutter der Gnaden!" — rief Fernando in tiefster Seele empört. — „Alles Unrecht auf mich gewälzt, will ich ertragen — nur meine Gemahlin . . für sie lasse ich mein Leben . . . Maria Antonia ist unschuldig." —

„Schweig" — gebot der König — „erhöhe nicht den Frevel, indem du die Hochgebenedeite zum Zeugniß ihrer Unschuld anrufst — daß dich Gott dafür nicht strafe! — geh — bessere dich — und verschließ bösen Einflüsterungen dein Ohr." —

„Und sag denen" — ergänzte die Königin mit Stolz und Nachdruck — „die sich dir mit glatten Reden und süßem Lächeln nahen, um dir das böse Gift eines leidigen Zeitgeistes einzuflößen — man werde Mittel wissen, sie zum Schweigen zu bringen und wäre

*) Eine schreckliche Katastrophe, die in meinem historischen Roman: der Kalabrese (Braunschweig bei G. C. E. Meyer 1831) Thl. II. S. 248. geschichtlich treu geschildert ist.

es das Schweigen des Todes. Um den Staat zu retten, bleibt kein Opfer zu groß. — Nun geh' — geh'!"

Fernando verneigte sich tief und respectvoll und zog sich zurück.

„Unglücklicher Sohn!" — rief der König aus, als Fernando sich entfernt hatte und schämte sich nicht mehr der Thränen, die jetzt unaufhaltsam über seine bleichen, eingefallenen Wangen rannen — „Unglücklicher Vater — unglückliche Mutter! mein halbes Königreich für den Rath, der meinen Sohn und Thronerben — meinen leider immer noch geliebten verlornen Sohn, auf die Bahn der Liebe und des Vertrauens zu seinen Eltern zurückführte und ihn verwahrte gegen das Gift so sträflicher Einflüsse. — Manuel — du weißt für Alles Rath — hast du keinen Rathschlag für diese Calamität in meiner Familie? Soll ich die Prinzessin von Asturien an ihre Mutter zurücksenden? — Himmel, welch ein Familienzwist würde daraus entstehen, welche Entzweiung zwischen den beiden einzigen noch regierenden Linien unserer Dynastie — welche die Politik meines Hauses zusammen zu halten gebietet — Manuel gieb Rath — gieb Rath!" —

„Sire" — sprach der Günstling, indem er sich tief verneigte — „wenn Ew. Majestät auf meine geringen Einsichten, einiges Gewicht zu legen geruhen, so unterwinde ich mich, darauf hinzudeuten, daß nichts gefähr-

licher ist, um politische Träumereien zu erwecken und zu begünstigen, als die ascetische Stille des Aufenthalts im Escurial und selbst die Einsamkeit von Aranjuez — ich wage zu behaupten, daß, wenn man durch rauschende Hoffeste die Aufmerksamkeit der jungen Prinzessin von Asturien auf andre Dinge lenkte, so würden die Träumereien der Politik allen Reiz für sie verlieren und könnte man dem Prinzen Geschmack an irgend einer kleinen unschuldigen Liebhaberei — z. B. der Jagd — beibringen, so würde er sicher nicht weiter denken an das Egalitè et Libertè der Jacobiner." —

„Du sprichst weise, Manuel — über deine Jahre hinaus" — entgegnete ihm der König mit einem zufriedenen Nicken — „wir werden die Sache in Ueberlegung ziehen."

Auch die Königin stimmte dem bei — denn auch sie liebte rauschende Freuden und Feste der großen Welt und fügte sich sehr ungern in die Stille der Zurückgezogenheit, die den Neigungen Carls IV. so sehr entsprach. Sie unterstützte daher lebhaft Godoys Vorschlag, von dessen Ausführung sie sich selbst viel Vergnügen versprach.

„Gut" — erklärte endlich der König — „wir gehen in den nächsten Tagen nach San Ildefonso." —

„Nach Ildefonso" — rief die Königin erschreckend — „und in dieser rauhen Jahreszeit!" —

„Ich weiß" — entgegnete Carl IV. lächelnd, „daß meine holde Donna Maria Louisa, dort als Infantin von Asturien, die langweiligsten Tage ihres Lebens zugebracht hat, und seitdem noch einen unüberwindlichen Abscheu gegen dieses schöne Lustschloß mit seinen herrlichen Gärten, hegt; indeß dürfen wir uns die günstigste Jahreszeit zur Jagd nicht entgehen lassen. — Von hier eine Fahrt nach Rio-Frio ist die Sache von einigen Stunden; dort wird die Jagd auf den Feldern von Segovia abgehalten, die sehr ergiebig sein muß, denn seit drei Jahren ist alles Wild geschont — und dann zum Diné nach San Ildefonso zurück — wo diesmal der Aufenthalt nur wenige Tage dauern wird. — Bist du damit zufrieden, Marie Louise?" —

„Der Wunsch Ew. Maj. ist mein Befehl" — versetzte sie — „indeß giebt es Erlösung aus dem Fegefeuer — warum nicht von San Ildefonso." —

Die königliche Jagd.

Am Fuß der Gebirge. — Räuber und Schmuggler. — Perez und Carlos Maria. — Die Ebene von Segovia. — Der Entführungsplan. — Der königliche Hof. — Der Generalinspector der Artillerie. — Des Marquis von Manfilla Einladung zur Tertullia. — Die Artillerieschule. — Die königliche Jagd. — Der Prinz von Asturien. — Die Metzelei. — Godoy und Maria Antonia. — Die Königin. — Der König auf dem Schlachtfelde. — Ritt zur Parade der Artillerieschule vor Segovia. — Don Pedro, Graf von Montijo, dessen Beförderung zum Hauptmann der Garde. — Die beiden Embozados.

Da, wo das Guadrama-Gebirge mit der Somma-Sierra zusammenstößt und die Grenze zwischen beiden Castilien bildet, befindet sich in einer einsamen Gegend eine breite und feste steinerne Brücke, deren einziger Bogen über eine in dieser Jahreszeit noch trockene Schlucht eines tief eingerißnen Flußbettes geschlagen ist. Grüner Rasen und Gebüsch, nebst einzelnen Rollsteinen bedecken den Boden eines Flußbettes, das zur Regenzeit, oder wenn der Schnee auf den nahen Gebirgen schmilzt, von reißenden Wellen, eines tiefen Bergstroms angefüllt ist. —

Dort hatte sich eine Gesellschaft gelagert, von der man auf den ersten Blick nicht sagen konnte, ob es Schleichhändler oder Raubgesindel waren, dergleichen von jeher die unermeßlichen, trocknen, wellenförmigen Ebenen Spaniens unsicher gemacht haben. —

Es waren Männer mit braunen, broncefarbenen Gesichtern, meistens mit großen Schnurbärten, breitkrämpigen Hüten, weiten kurzen Mänteln von brauner Wolle, Dolchen, Degen und Pistolen in der rothwollenen Leibbinde — oder Faga — oder auch langen Messern, die an Ketten vom Gürtel herabhingen.

Es war die Mittagszeit. Die Männer hielten Siesta. Einige waren schon erwacht und rollten ihre Papiercigarren. In einem der noch versteckter liegenden Seitenthäler weideten abgeladene Maulthiere und noch gesattelte Pferde, an deren Sätteln die furchtbaren Muskedonner, mit weiter trichterförmiger Mündung hingen. Mehrere hatten auch die langen Carabiner, womit sie zweilöthige Kugeln schießen, die Trombunos genannt werden. Einige der nahen Anhöhen waren mit Schildwachen besetzt. Der Majoral und die Arrieros— d. h. die Maulthiertreiber und ihr Anführer lagen in der Nähe ihrer Thiere, an der sanft ansteigenden Berglehne, auf dem Rücken, die schwarzbärtigen Gesichter waren mit ihren breitgerändelten Hüten bedeckt. Neben einem Haufen Handelswaare saß ein Mann mit ei-

nem Muskedonner in der Hand, der mit den kleinen, schwarzen, blitzenden Augen, scharfe Blicke über die unermeßlich weite, wellenförmige Ebene von Segovia, dahin streifen ließ. —

Plötzlich hallte ein starker Pfiff in der Nähe dieser Bande Schleichhändler, die sich gegen gute Bezahlung von der Räuberbande des gefürchteten Carlo Maria begleiten ließ.

Kaum war jenes Signal erschallt, so sprangen alle die Männer auf und einer stieg bis an den Rand des Abgrundes hinauf und blickte mit dem Kopf darüber hinaus, auf das weite Feld, wo einige elende Erdhütten, um eine recht hübsche Kirche gruppirt, das Dorf Otero de Herreros bildeten.

„Es ist Einer der Unsrigen" rief jener Mann zurück — „er winkt mit der rothen Faja."*)—

Auf dieses Wort legten sich die Andern wieder auf den Rasenboden nieder, und die noch nicht geraucht hatten, rollten mit aller der feierlichen Umständlichkeit, die dem Spanier bei solchem Geschäft eigen ist, ihre Papiercigarren, die sie an der bereits brennenden ihres Nebenmannes anzündeten.

Indeß war der Reiter herangekommen, den zuvor der Wachtposten durch den gellenden Pfiff angemeldet

*) Leibbinde.

und der die Ebene beobachtende Mann, als einen der Ihrigen angekündigt hatte.

Es war ein Mann von mittlern Jahren mit ſtark markirten olivengelben Geſichtszügen, mit einem fauſtdicken, ſchwarzen Schnurbart, der die ganze Oberlippe verbarg. Der Mann trug die maleriſche Kleidung eines andaluſiſchen Majo — die runde, kurze Jacke von braunem Camelot, das Haar, wie es damals die Stutzer in Madrid trugen, an der Stirn kurz abgeſchnitten, zu beiden Seiten gekräuſelt, doch ohne Locken, hinten in einen, auf dem Rücken tief gebundenen, kurzen Zopf gewickelt und nur ſchwach gepudert. Dieſe Friſur war mit einem niedrigen runden Hut, mit breitem Rande bedeckt, wovon ein ſchwarzes Band bis auf die Schulter herabhing. — Die kurze, braune Jacke, erſchien mit rothen Schnüren und zahlloſen, hängenden Knöpfen beſetzt — eben ſo die kurzen, braunen, tuchenen Hoſen; unter die Füße, mit hellblauen, wollenen Strümpfen bekleidet, waren ſ. g. Espodrille, oder von Hanf geflochtene Sandalen, mittelſt rother und gelber Bänder feſt geſchnürt, ein nachläſſig, umgeknüpftes, rothſeidnes Halstuch und die rothwollene Leibbinde, aus der die Knäufe von einem Paar Piſtolen blickten, ſo wie ein Säbel am langen Bandelier, vollendeten den maleriſchen Anzug dieſer langen und ausgetrockneten Figur. Die Steigbügel ſeines übrigens reich angeſchirrten Pferdes beſtan-

den aus Holzpantoffeln, deren sich der Reiter nach Sitte zugleich als Sporen bediente. — Das Pferd, welches er ritt, war ein schwarzer, andalusischer Hengst, den man schon von weitem her wiehern hörte. Er war von der edelsten Race, worauf der gewandte Reiter ohne Schwierigkeit, den steilen und gefährlichen Steig am Abhange, der bis unter den Brückenbogen führte, herab reiten konnte.

Kaum erblickten ihn die am Boden liegenden Männer, so erhoben sie einen lauten Willkommensruf und standen Alle auf. Einer von ihnen, der durch eine besonders reiche Kleidung einer kurzen Jacke, von schwarzem Sammt, mit silbernen Borten, Schnüren und hängenden, kleinen Filigranknöpfen besetzt, sich auszeichnete— ein großer, schöner Mann — ging ihm stolz und freundlich entgegen. —

„Willkommen tausendmal" — rief er, ihm die Hand reichend — „sei gegrüßt, mein tapferer Perez— welche Gunst oder Ungunst unsrer lieben Frau vom Pfeiler, führt Euer Gnaden in diese Ebenen von Castilien — wir glaubten dich, Galgenstrick, am Hofe des Königs, als neugebackner Grand von Spanien und dachten schon auf Mittel, dir den Ueberfluß deiner Reichthümer abzunehmen, um die Unsrigen damit zu vermehren."

„Mein sehr edler Carlo Maria" — entgegnete Pe-

rez — während beide Männer einander nach spanischer Sitte umarmten, mit der Brust an einander drückten, ohne jedoch sich mit den Gesichtern zu berühren, und dabei einander sanft mit den Händen auf dem Rücken klopften — „das Glück spielt mit dem Menschen oft wunderlich — allerdings, war es mir durch Gewandheit gelungen, mich dem Herzog von Alcudia unentbehrlich zu machen — man hatte mich zum Grafen, Granden und Camerero Major, Seiner Hoheit des Prinzen von Asturien erhoben — den Gott segnen wolle, wie ich als loyaler Unterthan schuldig bin, ihm zu wünschen: obgleich mich Seine Hoheit mittelst eines beträchtlichen Tritts gegen die Kehrseite meiner Figur, zum Tempel hinaus complimentirt hat; aber Seine Hochwürden der Canonicus, Don Jose Escoiquez — dem ich nächstens ein kaltes Eisen zwischen die kurzen Rippen schieben werde — hatte mich als den entlaufenen Galeerensclaven und Räuber Capitano erkannt, in welcher Eigenschaft ich die Ehre habe, dir, mein sehr edler Kamerad und dort den edlen Caballeros bekannt zu sein. — Ich grüße Euch tausendmal, Sennores, und bringe Euch, mit Erlaubniß der heiligen Jungfrau vom Pfeiler — unserer sehr gebenedeiten Schutzheiligen, eine sehr wichtige Nachricht, nebst einem Auftrage, wobei sich viel Geld verdienen läßt.“

„Laßt hören, Caballero“ — riefen die Andern,

„Gott segne Eure Augen — und die Seele Eures Pferdes — denn es ist von der edelsten Race eines andalusischen Renners."

„Ich danke Euch im Namen der Seele meines Pferdes" — entgegnete Perez mit der Grandezza eines noblen Anstandes — „dieser Renner hat die Ehre gehabt, im königlichen Marstall im Escurial gestanden zu haben. Es war ihm das Glück bestimmt, nach vollendeter Schule zu dem Range eines der Leibpferde Seiner Majestät unsers allergnädigsten Königs Carls IV., den Gott noch tausend Jahre erhalten wolle — erhoben zu werden; als ich mir die Freiheit nahm, es für mich selbst zu entführen; denn es ist so windschnell, daß ein Regiment königlicher Dragoner mich umzingeln könnte, und doch nicht fangen würde." —

„Ei — erzählt doch, Caballero" — riefen mehrere Stimmen. —

„Ihr seid immer ein Spitzbuben-Genie gewesen, Freund Perez" sprach der Anführer der berittnen Escorte der Schleichhändler — „aber so etwas — aus dem königlichen Marstalle — kaum glaublich!"—

„Nun, nun — Freund Carlos" — entgegnete Perez, mit niedergeschlagenen Blicken „fast schäme ich mich der Leichtigkeit, womit ich diese Spitzbüberei ausgeführt habe. — Daß am Hofe mein Glück abgeblüht war, seitdem man mich erkannt hatte, liegt auf der Hand."

„Versteht sich, Sennor — das ist klar!“ — rief einer der Reiter, die auf dem Rasenboden lagen. „Gut also — ich versuche noch das Aeußerste, gehe zum Herzog von Alcudia — und sage ihm, wie es mir ergangen sei, daß mich der Prinz beschimpft, und der Canonicus fälschlich beschuldigt habe, der und der zu sein. — „Nun, Seine Hoheit, die Gott erhalten wolle“ — sprach er — „wird seiner Strafe nicht entgehen — du aber, gesteh nur, bist der Spitzbube, wofür dich der Canonicus erkannt hat.“ — „Ew. Excellenz erzeigen mir zu viel Ehre“ entgegnete ich, indem ich mich tief verneigte — „ich bin nicht der berühmte Capitano, der Ritter von der Landstraße, wofür Seiner Hochwürden mich ausgegeben haben.“ — „Na, na!“ rief er lachend — „wollen es so genau nicht untersuchen — kluge Spitzbuben sind oft besser zu gebrauchen, als dumme ehrliche Leute; wollen einmal den Versuch machen — höre! — hier kannst du nicht bleiben, mit der Grandezza ist es aus und ich würde dich durch die Inquisition von der Erde verschwinden lassen, ohne daß der Hahn Sanct Petri danach krähet, dächte ich nicht, dich noch besser zu gebrauchen. — Du bist doch mit den Schleichhändlern bekannt, die in den Ebenen von La Mancha und Segovia über die Pässe des Guadramagebirges ihr Wesen treiben?“ —

„Teufel — Seine Excellenz wissen . . .“

„O mehr noch — hört! — auch der berüchtigte Carlos Maria," sprach er weiter, „dessen Bande sie escortirt und die Wege so unsicher macht, gehört zu deinen Freunden. — Diese Ehre — mein theurer Caballero" — fuhr Perez im verbindlichsten Tone von der Welt fort — „war für mich zu groß, um die übermenschliche Bescheidenheit von mir verlangen zu können, es zu leugnen — ich bekannte daher, daß ich die Ehre habe, Euch zu kennen, Sennor" — „Nun dann" — sprach der Herzog — „laß dir etwas im Vertrauen sagen — hier eine Börse mit fünfhundert Goldstücken — doppelt so viel, wenn Alles gelingt — was mir darauf Seiner Excellenz sagte, muß ich Euch, mein edler Kamerad, allein sagen. Jetzt aber tretet hierher, Caballeros!" —

Und die Männer traten an seine Seite jenseit des Brückenbogens, so daß dieser der weiten Landschaft, die sich unter ihren Füßen ausdehnte, gleichsam als Einrahmung diente.

„Wir überblicken hier" — sprach Sennor Perez mit ächt spanischem Pathos der volltönenden Sprache — „einen bedeutenden Theil der Welt; den Schauplatz unsrer kühnen Thaten, sowohl derer, die wir bereits weltgeschichtlich vollbracht haben, als auch der, die uns am morgenden Tage mit der Krone der Unsterblichkeit schmücken wird." —

„Was ist es, worauf es hier ankommt?“ — fragte ihn Carlos ungeduldig — „diese braven Castilianer werden ihre Mitwirkung versagen, wenn Ihr nicht offen und frei ohne Rückhalt zu ihnen redet.“

„Wohlan denn — wisset“ — sprach Perez feierlich — „es gilt eine neue Helena zu entführen — eine Dame vom höchsten Range, die ein Don vom höchsten Range liebt und zugleich unschädlich machen will. Er beabsichtigt sie wie ein zweiter Mars, die Venus zu besiegen. Seht hinter uns, nach Mittag hin, diese Gebirgsflächen, die von gelblichem sparsamen Grase bedeckt, ohne andern Schatten als die einzelnen, dürren Tannen und kleinen, immergrünen Eichen, den Reisenden wie sein Maulthier zur Verzweiflung bringen, deren tief eingeschnittene Thäler man von hier aus nicht sieht, die aber für uns sichere Verstecke und versteckte Wege bilden — sie werden uns in der mondhellen Nacht, als Rückzugslinie dienen, um die besagte hohe Dame auf ein, im Sommogebirge, belegnes, einsames Schloß zu führen, wo sie Gelegenheit haben wird, täglich ihre dreihundert Aves und ihre neunzig Paternoster abzubeten, womit sie ihre Sünden abbüßen wird.“

„Welche Dame — und woher?“ — fragten Mehrere.

„Das Erstere, werde ich selbst erst erfahren, wenn es Zeit sein wird und wegen des Zweiten — Kehrt

Euch um, Caballeros und betrachtet, wenn es Euch beliebt, diese Landschaft im Norden, durch den Brückenbogen."

„Seht dort am äußersten Ende der langen farbenlosen Ebene, auf welcher kein Busch, kaum hier und dort eine graue Distel, die meilenlange Eintönigkeit unterbricht, erblickt Ihr die zahlreichen Glockenthürme von Segovia. In der Mitte dieser Entfernung, wohl eine Stunde von hier, entdeckt Ihr zur linken Hand, da wo im Sonnenlicht die hunderte von Fenstern blinken — das Gemäuer eines großen Schlosses — das ist der Palast von Rio Frio, dessen Umfang und Zierlichkeit in Mitte einer völlig öden, baumlosen Ebene, in der That eine Merkwürdigkeit ist. Die hochselige Königin, Isabella, Gemahlin Philipps des Fünften, deren Seele der liebe Gott aus dem Fegefeuer gnädigst erlösen wolle, ließ dieses Schloß ganz nach dem Modell des königlichen Palastes zu Madrid, aufführen. — Man sieht aber in der Umgegend weder Gärten noch menschliche Wohnungen. Es ist ein Feenpalast, in Mitte einer menschenleeren Einöde, und so ist dort die Majestät ganz auf ihre eigene Größe beschränkt; aus den hohen Fenstern dieses einsamen Schlosses, schweift das Auge nach allen Seiten, über eine Wüste dahin, wo weder bemerkbare Dörfer, noch Bäume, den Blick zu fesseln vermögen. —

„Was soll's damit?" — fragte Carlos Maria ungeduldig. —

„Dort wird künftig die Residenz Ihrer Hoheiten, des Prinzen von Asturien und dessen erlauchter Gemahlin sein — und warum meine Freunde? — damit der Prinz, von allem Verkehr mit der Welt, abgezogen, Vergnügen an der Jagd finden lerne, und sich um politische Dinge nicht ferner bekümmere — diesen Vorschlag wenigstens, wird der Herzog von Alcudia Seiner Majestät machen, wenn die morgende königliche Jagd dem Prinzen Vergnügen gewähren würde — und was der Herzog will, das geschieht."

„Morgende Jagd?" — riefen mehrere aufhorchend.

„Nicht anders, Caballeros! — seht dort östlich am Fuß der Gebirge hin, das königliche Schloß San Ildefonso, dessen vergoldete Kuppeln, über die Anhöhe daher glänzen. — Ihr seht eine Menge dichtbelaubter Bäume, aus deren Mitte sich das Schloß erhebt; das ist der nicht große, aber wunderschöne Park von San Ildefonso, der durch seine prächtigen Wasserkünste weltberühmt geworden ist. Dort werden die allerhöchsten Herrschaften zu Mittag speisen, dann nach dem Escurial zurückkehren. Der Prinz und die Prinzessin von Asturien aber, werden Erlaubniß erhalten, einem Ball bei dem Herrn Marquis von Mansilla beizuwohnen — dessen Schloß dort links, hinter dem nächsten

Hügel liegt. — Dort werden wir gegen Mitternacht unsre Arbeit haben, und, wenn uns sonst die heiligste, gebenedeite Jungfrau vom Pfeiler beisteht, einen guten Fang machen und Ihre Hoheit, die Frau Prinzessin von Asturien entführen . . ."

„Die geheiligte Person einer königlichen Prinzessin?" riefen Mehrere. —

„Nun ich meine, Estevan, wenn du so viel Dollars verdienen kannst, als du hängende Knöpfe an deiner braunen Jacke zählst, du würdest dich nicht scheuen, die heilige Jungfrau de Pilar zu entführen." —

„O gewiß nicht — und wäre es unser Herr Gott aus dem Himmel — ich würde beichten, eine Ablaßbulle kaufen, und die Sünde würde mir vergeben sein, das Geld aber, in der Tasche bleiben." —

„Bis du es verspielst, vertrinkst oder hübschen Mädchen zuwendest" — lachte Perez. —

„In diesen Fällen freilich, werde ich mich schwach finden lassen" — antwortete Estevan — „Gott sei meiner Seele gnädig„ — dabei küßte er ein zinnernes Heiligen-Bild, das unter dem breiten Bande seines Huts steckte, empfahl sich seinem werthen Schutzpatron, dem er zwei Pfund Wachskerzen gelobte, und erklärte sich nun bereit, den Teufel aus der siebzehnten Hölle zu holen, wenn es sein müßte." —

„Hier — vorläufig Geld" — rief jetzt Perez, ver-

theilte den Inhalt seiner Börse unter die Gauner, die gierig danach griffen und erklärte, daß morgen mit dem frühsten, alles Militair, das in Segovia liege, dort nördlich auf jene Ebene, der Jagd wegen, rücken werde, daß daher die ganze südliche Hochebene und alle Gebirgspässe sicher seien — man könne also dem Zuge der Schleichhändler, während der Jagd, ganz sicher das Geleit, über die Berge geben und morgen Abend, etwa hundert Mann stark, sich in der Gegend des Schlosses des Marquis Mansilla sammeln."

Mit lautem Zuruf wurde der Vorschlag angenommen.

Seit drei Jahren war auf den Feldern von Segovia keine königliche Jagd gehalten, und da sonst Niemand bei schwerer Strafe Wild schießen durfte, so hatten sich die Rehe und Damhirsche, aus dem nahen Guadramagebirge, so vermehrt, daß sie bis vor die Thore der alten Stadt Segovia kamen, und in ganzen Rudeln die Erndte des Landmanns zerstörten. Kaum war daher bekannt geworden, daß der König am folgenden Tage eine große Jagd halten würde, so strömte mit Tages Anbruch alles Volk hinaus, um wenigstens als Treiber, bei diesem großen Freudenfeste mit zu wirken.

Unter Carl dem Dritten war immer die Jagd sehr mörderisch gewesen, und der jetzige König erinnerte sich

mit Vergnügen, daß man damals mehrere Tausende, dieser zusammen getriebenen Thiere, mit Kanonen niedergeschossen habe. Der König äußerte daher den Wunsch, das diesmalige Jagdfest in ähnlicher großartiger Weise zu feiern, indem eine solche königliche Lust ganz geeignet sei, seinen Sohn, den Prinzen von Asturien, gleichsam spielend, zum Krieger auszubilden. Der Zufall bot dazu auch noch die günstigste Gelegenheit dar.

Es hatte nämlich sogleich nach dem Lever sich Colomera, General-Inspector der Artillerie, bei dem Könige melden lassen; dieser hatte ihm eine Privataudienz verwilligt und seine Bitte ging dahin, daß der König geruhen möge, eine Musterung über die jungen Edelleute der Militair-Artillerie-Schule vorzunehmen, die von Carl III. im königlichen Schlosse zu Segovia begründet war.

Obwohl der König militairische Uebungen durchaus nicht liebte, so genehmigte er doch den Vorschlag, unter dem Hinzufügen, daß der Prinz von Asturien — der freilich nicht wußte, wie eine Kanone geladen und abgefeuert wurde, das Manöver commandiren solle. Der Graf Colomera sollte ihm dabei assistiren.

Als man noch damit beschäftigt war, das Nähere darüber zu bereden, wurde vom Oberkammerherrn der reiche Marquis von Mansilla hereingeführt, und vom

Könige und der Königin, die gleichfalls anwesend war, zum Handkuß gelassen.

Der Marquis warf jetzt auf den Herzog von Alcudia einen fragenden Blick, und als dieser mit den Augen blinkend seine Zustimmung gab, ließ er sich noch einmal vor dem Könige auf ein Kniee nieder und wagte die allerunterthänigste Bitte demuthsvoll auszusprechen, daß Seine Majestät huldreichst geruhen wolle, zu genehmigen, daß der Prinz und die Prinzessin von Asturien, seinem Hause die Ehre erzeigen dürfen, an einer Tertulia und dem damit verbundenen Balle in seinem Schlosse zu San Raphael, in der Nähe von Segovia, Theil zu nehmen. — Ihre Majestäten selbst einzuladen wage er eben so wenig, als Gott den Vater und die heilige Jungfrau von Carmel zum Fest zu invitiren, indeß hoffe er, daß diese ihm eben so gnädig bleiben werde, wie er solches von Ihren Majestäten hiemit erflehe. —

Die ganze etwas geschrobene Rede war so zierlich gesetzt, und in so gewählten, volltönenden Ausdrücken, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Indeß enthielt diese Einladung eine so ungeheuere Abweichung von dem gewohnten Gleise des Hoflebens, daß der König betroffen und fragend, seine hohe Gemahlin ansah. Diese warf nun ihrer Seits einen fragenden Blick auf den Günstling, und erst als der Herzog von Alcudia

mit einer leichten Neigung des Kopfes seine Zustimmung zu erkennen gegeben hatte, nahm die Königin das Wort und empfahl die Annahme dieser Einladung, um den Prinzen zu zerstreuen und auf andre Gedanken zu bringen, wie sie stark betonend hinzu fügte — jedoch in der Voraussetzung, daß Don Manuel — der Herzog von Alcudia — dabei gegenwärtig sein würde, um über das Betragen des Prinzen von Asturien wachen zu können.

Wer war froher als der Marquis — mit verhängten Zügeln sprengte er davon nach Segovia, um alle Anstalten zum würdigen Empfang Ihrer Hoheiten treffen zu können.

Auch Godoy hatte seinen Wunsch erreicht, denn erst durch ihn war der Graf zu dieser Einladung veranlaßt worden.

Die ganze Bevölkerung von Segovia war aus den Thoren der alten Stadt hervorgeströmt. Ganze Schaaren von Männern und Frauen aus allen Ständen hatten sich auf den sanften Anhöhen aufgestellt, die sich vor den Mauern der Stadt zwischen dem Madrider Thor, und dem vor la Granja befindet. — Dort war auch zugleich der Exercierplatz der Artillerie und die jungen adligen Zöglinge des Instituts marschirten dort Nachmittags 4 Uhr in großer Paradeuniform auf, um die Ankunft des Hofes zu erwarten.

Die erste Abtheilung derselben, war schon mit einer kleinen Batterie von vier Feldstücken nach der Gegend des königlichen Palastes von San Ildefonso gezogen, den man in einer Entfernung von zwei guten Wegesstunden seitwärts auf der unermeßlichen Ebene, die sich von hier aus übersehen ließ, leicht entdecken konnte.

Man übersah auch von hier das ganze Schlachtfeld der königlichen Jagd, und konnte in der klaren Luft, zum Theil die einzelnen Figuren des Königs und der Königin, Letztere auf ihrem milchweißen andalusischen Zelter reitend, leicht erkennen.

Auf diesen meilenweiten Feldern, zwischen Segovia, Rio-Frio und San Ildefonso, dessen ferner, duftiger Hintergrund, durch die weich gebüschten Anhöhen des Guadrama-Gebirges und der Sierra de Somno begränzt war, sah man zwei Bataillone Wallonen von der königlichen Garde zu Fuß, im Süden und Osten der Gegend einen ungeheuern Halbkreis von mehrern Legoas*) bilden. An diese schloß sich in Westen und auf der andern Seite der Landstraße eine ungeheuere Anzahl von Bauern und Soldaten zu Pferde, welche gleichsam die Sehne, des von der Infanterie der königlichen Garde gezogenen Bogens bildete. — Indem diese Truppen

*) Spanische Meilen. 17½ Spanische, betragen 15 Deutsche. D. Verf.

langsam und lärmend immer näher zusammen rückten, verengten sie allmählig den Raum, auf welchem eine zahllose Menge von zierlichen Rehen und Damhirschen hin und her sprang. Mehr als einmal versuchte das geängstigte Wild in Masse auf diesem oder jenen Punkt durchzubrechen, allein das rollende Feuer von blind geladenen Gewehren schreckte sie jedes Mal wieder zurück.

Unter der Volksmenge aus Segovia fielen zwei Gestalten auf, die bis unter die Augen in ihre braunen Mäntel gehüllt waren, während die breiten Krämpen des Huts die Augen so beschatteten, daß man nur das unheimliche Blitzen derselben sehen konnte, indem sich vom Gesicht und von der Gestalt eines solchen Verhüllten nicht das Geringste erkennen ließ. Ein Embozado dieser Art — denn so nennt man in Spanien solche Verhüllte — erweckt schon überall, wo er erscheint, ein gewisses Grauen. Man weiß, daß er nichts Gutes im Schilde führt — Niemand wagt es, sich ihm zu nahen oder gar, ihm die Hülle abzureißen, aus Furcht, einen Dolchstoß dafür zu empfangen. — Indeß werden wir leicht aus den mit gedämpften Stimmen gemurmelten Worten des Einen wie des Andern, diese Leute erkennen und ihre Absicht errathen.

„Tapferer Carlos Maria" — sprach der Eine, der ein langer, magerer, gelbhäutiger Mensch war — „siehe,

wie hier dieſe geputzten Leute uns ausweichen, die Sennores einander zuflüſtern, und die Caballeros uns von Ferne beobachten — laß uns dort hinaus gehen, in die Nähe der königlichen Familie, die ſich am Hohlwege aufſtellen wird — ich werde dir Ihre Hoheit die Prinzeſſin von Aſturien — der, der Himmel, noch tauſend Jahre ſchenken wolle — zeigen."

„Ganz wohl, mein ſehr edler Sennor Perez" — entgegnete der Andre, „man kauft keine Katze im Sack und entführt keine Dame, ohne ſich überzeugt zu haben, daß es auch die Rechte ſei."

Nach dieſen Worten — die kein Unberufener gehört hatte, ſchritten ſie raſch zu über das röthliche Blachfeld dahin.

Die Zurückgebliebenen erſchöpften ſich in Muthmaßungen, konnten aber nichts ergründen. Nach Verlauf einer ſtarken halben Stunde hatten die beiden rüſtigen Fußgänger die Stelle erreicht, wo die königliche Familie, umgeben von einem glänzenden Hofe, unter einem zeltartig aufgeſchlagenen Jagdſchirm ſich befand, und die Chocolade einnahm, während von allen Seiten die lang gezogenen Töne der Hüfthörner das Herannahen der Treibjagd verkündete. Gerade vor dem Jagdſchirm überblickte man den mit Palliſaden umſtellten tiefen Hohlweg, wo das Wild mit einem Kreuzfeuer von Kartätſchen empfangen werden ſollte. Im Hin-

tergrunde hielten königliche Stallbediente Reitpferde von der edelsten Race. Auch hier hatte sich eine beträchtliche Volksmenge zusammengefunden, welche jedoch, durch ausgestellte Wache von der Palastgarde, in bescheidner Ferne zurück gehalten wurde.

Als das Wild dem einzigen Auswege aus dem Kreise der Treiber — hier vor dem königlichen Jagdschirm immer näher kam, drängte es sich geängstigt hin und her, denn auch hier war ihm der Ausgang noch so lange versperrt, bis die Damhirsche, Rehe und Hasen, auf den kleinsten Raum sich zusammengedrängt sahen. Nun forderte der König laut und feierlich seinen Sohn Don Fernando auf, das Abfeuern der mit Kartätschen geladenen Artillerie zu commandiren und dieser verneigte sich finster und ernst, und bestieg einen dunkelbraunen, andalusischen Hengst, dessen edle arabische Abstammung sich aus dem zierlichen, eleganten Bau, den großen dampfsprühenden Nüstern, den schwellenden Adern und der feinen Haut zum Entzücken aller Kenner verrieth.

Ferdinand war damals noch ein schöner, junger Mann, von kräftigem Bau, bei einer mittlern Größe, der wie ein Centaur geschlossen und fest zu Pferde saß, und das schäumende Thier mit eleganter Sicherheit zu führen verstand. Aller Augen waren auf den edlen Prinzen gerichtet, hundert Blicke der schönsten Damen,

die in ihrer altspanischen Tracht des Spitzenschleiers (Mantilla) und der schwarzseidenen Basquina, mit ihren großen, brennend schwarzen Augen äußerst lieblich anzuschauen waren, verfolgten ihn. Manche von diesen lebhaften, graziösen Schönen, verhüllte mit dem Fächer ihre erröthenden Wangen und sandte mit sprechenden Blicken, dem kühnen, herrlichen Reiter tausend Segenswünsche nach. Auch im Volke hörte man ein Murmeln des Beifalls und mehr als Einer rief halblaut: „Gott segne die Augen Seiner Hoheit — der Himmel gebe dem Prinzen von Asturien noch tausend Jahr — auf ihm ruhet die Hoffnung Spaniens und im Schoße seiner schönen jungen Gemahlin! — Er wird sich nicht von diesem Günstling beherrschen lassen, der unsern König — Gott wolle ihn behüten — gefangen hält.“ —

Eine ganze Generalität von Rangofficieren und Adjutanten, mit Goldstickereien fast bedeckt, sprengte ihm nach, eine Suite bildend, die am Tage einer Schlacht oder eines großen Feldmanövers nicht glänzender und zahlreicher sein konnte. Freilich bildeten damit den seltsamsten Contrast die vier kleinen Feldstücke, welche kleine Männer mit dünnen Taillen und dünnen Stimmchen, in der Uniform der Artillerieschule, bedienten — mit Kartätschen luden und richteten. — Plötzlich kam das Wild auf die Stelle zusammen gepreßt, wo ihm

die Schlacht geliefert werden sollte — die Stücke waren schon gerichtet, die kleinen Artilleristen standen dabei mit brennenden Lunten. — „Ew. königl. Hoheit" — raunte dem Prinzen, der Graf von Colomera, Generalinspector der Artillerie — zu, der an der linken Seite des Prinzen um halbe Pferdelänge zurückbleibend ritt — „werden jetzt Feuer commandiren!" —

„Sie sehen doch" — antwortete ihm der Prinz unwillig „daß dort einige Treiber in die Schußlinie gekommen sind" — und dabei winkte er heftig, daß die Leute sich entfernen sollten.

„Hoheit" — rief der Graf lebhaft — „halten zu Gnaden — indeß bei dem geringsten Zögern wird alles Wild durchbrechen!"

„Nun, dann bleiben die armen Thierchen am Leben" — entgegnete Ferdinand. —

„Aber das Vergnügen Seiner Majestät geht verloren" — rief der Graf — „das Leben einiger dummer Bauern kommt dabei wenig in Betracht — Geruhen Ew. Hoheit nicht zu commandiren — so muß ich, vermöge meiner Pflicht . . ."

„Ich werde nie . . ."

„Achtung!" — unterbrach ihn der Generalinspector der Artillerie, mit lautem Ausruf. —

„Halt — noch nicht!" — schrie der Prinz.

„Gebt Feuer!" — donnerte der Befehlshaber —

die Feldstücke krachten und blutend, zerrissen und zerschmettert, stürzte das getroffene Wild über einander her, Einige sprangen noch, mit einem zerschmetterten Beinchen hin und her, Andre, schlecht getroffen, rafften sich vom Boden wieder auf — es gab zierliche, bunt gefleckte Damhirsche, die in zwei oder vier Theile zerrissen waren. Die noch zuckenden Schenkel und Leiber der zarten Thierchen, lagen dicht vor der königlichen Loge und beide Majestäten gaben das Zeichen zum lebhaften Beifallklatschen, in dem Wahne, daß ihr hoffnungsvoller Sohn, der Prinz von Asturien, diesen glänzenden Sieg durch sein Commandowort erfochten habe. — Alle Höflinge erschöpften sich in bombastischen Lobeserhebungen des tapfern Prinzen; nur allein die Prinzessin von Asturien — die schöne, feinfühlende Maria Antonia war auf ihren Sessel zurück gesunken, mit dem gepreßten, halblauten Ausrufe „o der Grausame — wie kann mein Herz einen Mann lieben, der solche Mordscenen anrichtet!“ —

In diesem Augenblick bemerkte sie, daß unter den Bauern und Soldaten, die als Treiber dienten, ein lebhaftes Getümmel entstand, indem, wie sie deutlich gesehen hatte, einige durch die aufschlagenden Kartätschenkugeln verwundet waren. Einer schien sogar todt zur Erde gefallen zu sein, Mehrere sprangen aus dem Haufen vor, dem Gefallenen zu Hülfe — ein gräßli-

ches Geschrei erhob sich und im nächsten Augenblick erfolgte eine zweite, volle Lage von der kleinen Batterie, zerriß noch mehrere von den lebenden, und selbst schon gefallenen Thieren und verwundete die Männer, die dem Verwundeten zur Hilfe geeilt waren.

„Jesu — es sind Menschen getroffen!" — rief die Prinzessin Maria Antonia aus und deutete mit der einen ihrer zarten Hände nach der entsetzlichen Scene, während sie mit der Andern den ausgebreiteten Fächer vor ihre Augen hielt.

„Ei — sollte Fernando so unvorsichtig . . ." sprach der König mißbilligend.

Godoy, der zur Seite des Sessels der Prinzessin stand und so lange Ferdinand abwesend war, sich schon einige Male vergebens bemühet hatte, im Ton der Galanterie ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, glaubte jetzt diese Veranlassung benutzen zu dürfen, sich bei ihr zu insinuiren, indem er seine Entschuldigung übernahm.

„Seine Hoheit" — sprach er — „that nicht mehr als seine Pflicht — indeß die Bauern, die da getroffen sind, haben es sich durch eigne Unvorsichtigkeit zugezogen."

„Sie sind ein herzloser Mensch!" — rief ihm die Prinzessin in tiefster Empörung über die Achseln zu.—

„Ah — Hoheit!" — wisperte der zierlich in himmelblaue Seide gekleidete und mit dem breiten dunkelrothen Ordensband gezierte Günstling, indem er seufzend seine Hand auf die Brust legte — „wenn ich in

gewiſſe Augen blicke, empfinde ich nur zu ſehr, daß ich ein gefühlvolles Herz habe.“ —

Die Prinzeſſin ſchwieg, und wendete ihm beleidigt den Rücken zu.

„Carracho!“ — grollte Godoy in ſich hinein — „wir werden dieſe Spröde ſchon zu zähmen wiſſen!“

Von dem Allen hatte die Königin nichts gehört, als die laut geſprochene Rechtfertigung für den Prinzen von Aſturien. Sie wendete ſich darauf gegen das Ohr des Königs und ſprach halb laut mit ihrer knarrenden, trocknen Stimme, ſo daß es jene Beiden ſehr gut hören konnten, — „Don Manuel hat doch ein frommes Gemüth, — er liebt ſeine Feinde, wie es unſer Weltheiland allen guten Chriſten gebietet; er hat für Fernando geſprochen, der ihn anfeindet.“

In dieſem Augenblick kam ein Adjutant vor das Zelt geſprengt, ſalutirte und rief dem Könige auf die Frage „was giebt es?“ zu — „Seine Excellenz, der Herr Generalinſpector der Artillerie ſind in Verzweiflung; als Seine Hoheit ſich weigerten, Feuer zu commandiren, thaten Seine Excellenz ihre Pflicht und Seine Hoheit fing an zu fluchen: „die Peſt über die ganze mörderiſche, verfluchte Jagd!“ und ſprengten wild und wüthend davon, nur von höchſt Ihren Adjudanten und einem Escudero*) gefolgt, in der Richtung nach San Ildefonſo hin.“

---

*) Stallmeiſter.

„Ohne Unsere Erlaubniß? — ei ei!“ — sprach der König Carl IV. bedenklich, nahm eine beträchtliche Prieſe gelben Spagnol aus der großen, goldenen, mit Brillanten beſetzten Tabatiere und gebot mit Schießen einzuhalten, und für die Bleſſirten zu ſorgen. — Zugleich erhob er ſich, faßte den, damals noch ſehr jungen Infanten Don Carlos bei der Hand und ſprach: „Mein Sohn — du biſt einmal für die militairiſche Laufbahn beſtimmt — es wird gut ſein, daß du dich früh an Blut gewöhneſt. — Komm! wir wollen die Erfolge dieſer königlichen Jagd in Augenſchein nehmen.“ — „Madame“ — ſprach er galant zur Königin „es wird nur von Ew. Maj. abhängen, ob die Damen ſich anſchließen dürfen!“ —

„Sire“ — entgegnete die Königin verbindlich — „die Schlachtfelder der Könige ſind die Lorbeerhaine ihres Nachruhms — ihrer Ehre — wir werden die Ehre haben, uns anzuſchließen.“ —

Damit nahm ſie Godoys Arm, der als erſter Cavalier des Hofes, die Ehre haben ſollte, die Königin zu führen und ſchloß ſich dem Könige und dem Infanten an. Der ganze Schwarm der Herren und Damen, Granden, Kammerherrn, Marquiſinnen und Hoffräulein folgte — ein endloſer, überaus prachtvoller Schwarm— wenigſtens durch die goldgeſtickten und mit Ordensſternen decorirten Uniformen der Herrn und die ſtrahlen-

den Diamanten der Damen. — Und diese glänzende Gesellschaft in ihrer steifen Grandezza, bildete bald den, man könnte sagen, zum Himmel schreienden Contrast, mit den zerrißnen, zuckenden Gliedern der nahe an zwei tausend zerschmetterten Rehe, Damhirsche und Hasen — dem mit Blut getränkten Boden, der die feinen, weißen Atlasschuhe und Seidenstrümpfe der Damen befleckte. —

Die alte Jagdlust des Königs war erwacht. Zur Zeit seines Vaters Carls III., als er noch Prinz von Asturien war, hatte er denselben zweimal täglich, während dessen dreimonatlichen Aufenthalts alle Jahre, in San Ildefonso auf die Jagd begleitet gehabt; die Königin, damals noch Prinzessin von Asturien, war allein gelassen, mit ihren Damen der tödtlichsten Langenweile ausgesetzt und hatte dadurch einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen den Aufenthalt zu San Ildefonso und gegen alle Jagden bekommen, daß der König aus Gefälligkeit sich bisher dieses Vergnügens enthalten hatte, jetzt aber war mit der großen Niederlage, die seine Artillerie unter den Rehen und Damhirschen der Ebene angerichtet hatte, die alte Jagdlust leidenschaftlich wieder erwacht. Er ließ die Treiber einen dicht gedrängten Kreis bilden, das zerschossene Wild auf einen Haufen werfen, die zerrißnen Theile zusammen legen und zählen, was noch lebte, tod stechen und

gerieth dabei so in Eifer, daß er einmal über das Andre die prächtige Wirkung der Kartätschen der Artillerieschule berühmte, diese das nützlichste Institut des Staats nannte, dem er seine Gnade zuwenden werde, und dem Grafen Colomera Auftrag gab, ihm die verdientesten jungen Leute zu Officierstellen vorzuschlagen.

Dieser benutzte die huldreiche Stimmung des Königs zu der Erklärung, daß das eigentliche gros des Korps vor den Thoren von Segovia harre, um dort durch geschickte Manöver vor den Augen Seiner Maj. die Lobsprüche zu verdienen, die es das Glück gehabt habe, bereits zu empfangen.

„Ja — gleich, gleich!" — rief der König und im Eifer einer Jagdlust, griff er selbst mit zu, schleppte sich mit den zuckenden Gliedern, waidete hier und dort mit dem Waidmesser ein Stück aus, oder fing ein noch Lebendes ab und besudelte sich die prachtvoll gestickte grünsammtne Jagduniform, die er für diesen Tag angelegt hatte, mit den langen Spitzenmanschetten, bis an den Ellenbogen.

Jetzt wagte es der junge Herzog von Alcudia Seine Majestät respectvoll an das gegebene hohe Versprechen zu erinnern, das er dem Grafen Colomera hinsichts der Musterung gegeben, und zeigte auf den, sich im Westen schon röthenden Himmel.

Darauf sah ihn der König mit auseinander gespreizten Fingern starr an, nahm das Messer, das er quer im Munde mit den Zähnen gehalten hatte, heraus und mit Blut im Gesichte befleckt, sprach er scharf betont: — „man wird mir doch erlauben, hier erst fertig zu sein, um zu wissen, wie groß die Stückzahl der heutigen Ausbeute ist?“ —

Beschämt und sich verneigend zog sich der Herzog zurück. Aber sogleich war es dem Könige leid, seinem Günstlinge etwas abgeschlagen zu haben. — Er rief ihn wieder heran und sagte: „Manuel, melde der Königin, daß sie nur voraus reiten möge und wenn ich mich verspäten sollte, solle sie die Inspection abhalten.“

Die Königin war sehr vergnügt, diesen Auftrag zu erhalten — die Metzelei war ihr im höchsten Grade zuwider; sie war froh, sich davon entfernen zu dürfen und zugleich Gelegenheit zu erhalten, vor dem Volke im höchsten Glanz ihrer Krone so wie auch als eine Frau, die das Commando zu führen weiß, zeigen zu dürfen.

So bestieg sie nun ihre milchweiße andalusische Stute, deren lange Mähne und Schweif mit flatternden rothen Bändern durchflochten war, und jagte in vollem Galopp davon, in die Gegend hin, wo die Thürme von Segovia sich erhoben.

Ein Gefolge von mehr als hundert Personen, bei-

derlei Geschlechts, galoppirte über die weite Ebene hinterdrein.

Sobald der König sein Geschäft beendigt hatte, sagte er mit einigem Stolz: „wir können an funfzehn bis sechszehn hundert Stück rechnen — die völlig zerstückelten, nach dem Augenschein überschlagen — eine schöne Jagd, die wir mit Hülfe der heiligsten Madonna von Carmel und des heiligen Jacob von Compostella heute gemacht haben. Schade — daß Ferdinand nicht den Muth gehabt hat, das Feuer zu commandiren! — er hätte großen Ruhm dabei gewinnen können. — Aber ich sage immer" — fügte er halb laut vor sich hinredend hinzu — „diese Schlafmütze taugt zu gar nichts, als Intriguen zu spielen."

Darauf wusch er in einem silbernen Waschbecken die Hände und bestieg seinen prächtigen Rappen — ein junges muthiges Pferd, das aber der bejahrte königliche Reiter gar wohl zu bändigen wußte.

Der König liebte militairische Paraden nicht. Zudem war er, wie er zu seinen nächsten Umgebungen sagte, durch die Motion der Jagd verdammt hungrig geworden. Anstatt daher nach dem Platz des Manövers der Artillerieschule hinzureiten, wendete er sein Roß und galoppirte nach San Ildefonso, gefolgt von mehreren Cavalieren. Der Königin ließ er durch einen

Adjudanten sagen, daß ihn Staatsgeschäfte abgerufen hätten, sie möge nur die Artillerieschule manövriren lassen und einige Beförderungen in seinem Namen auf Godoys Vorschlag vornehmen, er werde Alles genehmigen.

„Welch ein König?" — rief einer der beiden Embozados, die ganz in der Nähe standen — „ich glaube, der würde sein Königreich, wie Esau sein Erstgeburtsrecht, verkaufen, um ein Linsengericht." —

„Hast du dir die Prinzessin von Asturien genau genug angesehen, Carlos Maria" — fragte der Andre.

„Beim heiligen Antonio von Tobosa" — rief Jener begeistert — „ein Engel des Himmels — eine Blume der Schönheit — ich möchte sie lieber für mich selbst entführen als für dieses Milchsuppengesicht mit darauf schwimmenden Rosenblättern, wie es dieser Cicisbeo der Königin trägt." —

„Auch ich, bei Gott" — rief Perez — „indeß ein Sack voll Quarteros*) ist besser, als der Kuß vom schönsten Weibe." —

„Der Meinung bin ich auch, Spitzbube" — lachte Carlos Maria und Beide wendeten sich nach dem Gebirge zu, wo sie ihre Pferde und Gefährten in irgend einer Schlucht verborgen wußten.

---

*) Das Stück vier Louisd'or enthaltend.

Die arme Maria Antonia befand sich in der peinlichsten Lage ihres Lebens. War sie einerseits auch froh gewesen, daß ihr Gemahl die Metzelei nicht commandirt hatte, so beunruhigte sie doch dessen plötzliches Verschwinden. — Welche unangenehme Folgen konnte dieser eigenmächtige Schritt wieder für ihn haben? — Und nun war er allein — in welcher Stimmung? — vielleicht gar unwohl — bedurfte ihres freundlichen Zuredens oder ihrer zärtlichen Pflege — war vielleicht ärgerlich und böse auf sie, daß sie ihm nicht sogleich folgte — und doch — wie war das möglich! — begriff er das auch? — verdachte er es ihr nicht wenigstens? — ließ er vielleicht seinen Unmuth an den lästigen Spionen, Aufpassern und Cavalieren aus — oder zerschlug er gar im Aerger einen Spiegel oder eine Vase? — denn Ferdinand konnte sehr heftig werden, wie sein Vater und sein Großvater. — Das Herz klopfte ihr vor Aengstlichkeit und in dieser Stimmung mußte sie die Königin auf das Blutfeld begleiten; vom tiefsten Schauder durchdrungen, wünschte sie sich tausend Meilen hinweg, indeß mußte sie dort aushalten, bis die Königin endlich Erlaubniß erhielt, sich zur Revüe zu begeben. —

Maria Antonia war eben im Begriff, die Bitte zu wagen, ihrem Gemahl nach San Ildefonso folgen zu dürfen, als die Königin sie aufforderte, sie zu begleiten.

Das war eine peinliche Gunst, die sich nicht ausschlagen ließ. Die Prinzessin war eine elegante und treffliche Reiterin auf dem englischen Damensattel, womit ihr isabellenfarbner Zelter belegt war. Die Königin dagegen ritt nach Art der Männer, zu welchem Zweck sie auch eine geeignete Reitkleidung von feinem schwarzen Tuch, mit vielen tausend kleinen goldnen Knöpfchen besetzt, trug. Ihr Anblick hatte in der That etwas Malerisches — ein hoher und spitzer Castorhut, vorn mit einer Agraffe von Diamanten aufgeschlagen, und die Lebhaftigkeit der Bewegung, gaben ihren dunklen Augen ein ungewöhnliches Feuer.

So näherte sich die Königin Maria Louisa an der Seite ihrer Schwiegertochter, von dem Herzoge von Alcudia gefolgt, dem glänzenden Schauspiel, welches das reich uniformirte Corps der jungen Edelleute gewährte. Ein großer Halbkreis von den ersten Damen der Stadt hatte sich der aufgestellten Linie gegenüber gebildet und diese empfingen die Königin mit wehenden Tüchern und lebhaftem Vivatgeschrei. — Hinter den Damen standen die Cavaliere, die ihre Hüte schwenkten und gleichfalls in das Freudengeschrei einstimmten. Die weiter zurück stehende Volksmenge dagegen empfing sie mit finsterm Schweigen.

Desto mehr Theilnahme fand die junge Prinzessin unter dem Volke.

„Ah — wie schön sie ist — wie lieblich" — riefen ihr, indem sie vorbei ritt, die Männer und Frauen zu — „welch ein Engel des Himmels! — welche Reize der Gestalt! — Gott segne die Mutter, die sie geboren hat! — Die wird einmal eine Königin werden, die das Volk lieben kann, u. dgl. m."

Selbst die Königin hatte diese Schmeichelreden nicht ohne einige Eifersucht angehört. Antonia Maria nahm diese Begrüßung mit unnachahmlicher Grazie und der liebenswürdigsten Freundlichkeit auf; die Königin dagegen war ohne zu grüßen durch die bewegte Menge geritten. Jetzt, als sie die zuletzt gedachte Bemerkung gehört hatte, wendete sie sich gegen die Prinzessin und sagte spöttelnd: „Ew. Libbden scheint mehr Gnade vor den Augen des Pöbels, als des gebildeten Adels gefunden zu haben. — Das Volk wittert demokratische Gesinnungen, wie es scheint." —

Weiterhin in dem Kreise des Adels war es Anders. — Man kannte dort die Gesinnungen der Königin in dieser Beziehung und hatte Tact genug, die Prinzessin zu ignoriren, obgleich manches Auge mit wohlwollenden und bewundernden Blicken an ihr hing.

Die Königin mit ihrer Suite ritt an der Fronte des jungen Regiments herunter, und ließ darauf die Artillerieschule mit Musik und wehenden Fahnen vor sich vorbei defiliren. Bei dieser Gelegenheit fiel ihr ein

schöner junger Mann auf, der bei allen Bewegungen eine ungewöhnliche Gewandtheit und Grazie zu erkennen gab. — Kaum hatte die Marchese von Montalegre, Camera Major und Freundin der Gräfin von Mansilla diesen wohlwollenden Blick bemerkt, der den Bewegungen des jungen Mannes mit Vergnügen zu folgen schien, so wagte sie zu äußern, der junge Mann sei der hoffnungsvolle Sohn des Marchese Mansilla, Don Pedro, Graf von Montijo, den der Kriegsminister, Graf von Campo Alanga willens sei, Seine Maj. zum Capitain der Garde du Corps vorzuschlagen."

Die Königin nickte leicht mit dem Kopfe und entgegnete: „das will nicht viel sagen, denn die Herrn Minister empfehlen in der Regel nur ihre Protèges — indeß der Marchese, sein Vater, ist der erste Grand in Segovia — er giebt heute dem Hofe ein Fest — Gründe genug, ihm eine Auszeichnung zu beweisen, dadurch daß man seinen Sohn zum Capitain avançirt."

Auf Befehl der Königin mußte nun der junge Mann vortreten. Sie fragte nach seinem Namen und Verhältnissen, und als er mit freimüthigem Anstand seinen geachteten Namen genannt hatte, sprach sie so laut, daß es der ganze Hof hörte: „Don Pedro — Capitain der Garde — Seine Majestät der König erlaubt dir, ihm die Hand zu küssen."

Don Pedro verneigte sich stolz und ernst — aber

kein Zug von Freude zeigte sich auf seinem männlich schönen, doch etwas blassen Antlitz.

Dadurch einiger Maaßen betroffen, ließ ihn die Königin wieder ins Glied treten und machte gegen die Marchese etwas verstimmt die Bemerkung: „Wir hätten dem jungen Mann mehr Ehrgeiz zugetraut — er scheint durch seine Beförderung wenig erfreuet zu sein."

„In der That" — entgegnete die Camera Major in einiger Verlegenheit — „ich würde dafür keine Entschuldigung finden, wäre mir nicht bekannt, daß Don Pedro eine unglückliche Liebe . . ."

„Ah, das macht ihn interessant" — äußerte die Königin — „du wirst mir bei Gelegenheit die nähern Umstände erzählen."

Nachdem sie auf den Vorschlag des Grafen Colomèra noch einige Beförderungen vorgenommen hatte, grüßte sie anmuthig mit der Hand und sprengte mit ihrem ganzen Gefolge davon — über die Ebene hin, nach San Ildefonso. —

Entführung.

Der Parador der Frau Diaz. — Die beiden Embozados. — Tomassa. — Don Pedro im Parador. — Das alterthümliche Schloß des Marquis von Mansilla. — Die Tertullia. — Der Marquis von Mansilla. — Unmuth des Prinzen von Asturien. — Ein Glas Eiswasser. — Große Verwirrung. — Der Prinz will abreisen. — Liebesgeschichte Don Pedros. — Elena. — Die beiden Gauner. — Don Fernando und seine Gemahlin auf der nächtlichen Reise. — Don Pedro escortirt sie. — Raubanfall und Kampf. — Entführung. — Godoy. — Rettung. — Eindruck auf Fernandos Character. —

Vor Segovia liegt ein geräumiger Parador — so heißen in Spanien die Gasthöfe im größern Style, als jene Ventas, die nichts sind als leere Caravanserein zur Unterbringung von Maulthieren und Treibern. — Dort war am Abend dieses Tages große Bewegung.

Die regierende Wirthin dieses Parador war eine vormals berühmt gewesene Schönheit, die bei allen Majorals und Arrieros sehr in Ehren stehende Signora Donna Leonor Diaz; viel zu stolz um, wie jene französischen Gastwirthe den Leuten, die bei ihnen einkehren, einige Aufmerksamkeit zu erweisen, hatte sie den

Grundsatz, es durch beträchtliche Ungefälligkeiten dahin zu bringen, daß es ihre Gäste noch für eine große Ehre erkennen mußten, in ihrem Parador nur aufgenommen zu werden.

Die Paradors, so wie auch die Fondas (Weinschenken) in Spanien haben doch wenigstens ein europäisches Ansehen, indem der Reisende für schwere Bezahlung, ein schlechtes, unsauberes Bette in der Zugluft eines übel verwahrten und mit geringem Hausgeräth versehenen Zimmers erhalten kann; auch eine Abendmalzeit, bestehend in einer Palenta oder einem andern spanischen Lieblingsgericht ist dort zu haben, und da dergleichen bei alledem nicht anders zu erlangen steht, als wenn es mit großer Höflichkeit bittweise von der Wirthin erschmeichelt wird, so ist es kein Wunder, daß eine solche Dame — die Padrona — eines vornehmen Parador dieser Art, das Gewicht ihrer Würde fühlt und es vielleicht von allen Frauenzimmern in ganz Spanien zu allerletzt erkennt, daß die Zeit einige Merkmale des Alters auf ein Antlitz eingegraben habe, das täglich zehnmal mit der Schönheit der schönsten Blume verglichen wird; wenn auch aus keinem andern Grunde, als um vielleicht eine raschelnde Matraze von Maisstroh, oder ein Stück in übelriechendem Oel gebratenen Schöpsenfleisches für gute Bezahlung zu erlangen.

In einem Saale zu ebener Erde saß sie gleich ei-

ner Königin des Festes mit verschossenen künstlichen Blumen und einigen Zitternadeln von falschen Diamanten im vornehm gepuderten Haar, das hinten in einem s. g. Chignon aufgeschlagen war. Umgeben von den Weihrauch-Wolken übelriechender Cigarren berauschte sie sich in den Huldigungen, welche die Kutscher und Livreebedienten adliger Häuser ihr reichlich spendeten. Mit dem Fächer spielend, lächelte sie holdselig zu den galanten Artigkeiten, die diese goldbordirten Sennores Caballeros ihr freigebig darbrachten, vielleicht um eben so freigebig von der Donna Leonor bedacht zu werden, wenn es an das Auszapfen des trüben Weins von la Mancha aus dem Weinschlauch von einer Bockshaut mit den Haaren nach Innen, gehen sollte, der beträchtlich aufgebläht auf dem Ladentisch lag und Gegenstand vieler lüsterner Blicke dieser achtbaren Herrn wurde, obwohl jedes andre menschliche Auge sich davon mit Eckel abgewendet haben würde.

Während bald darauf das vollgeschenkte, einer Kaffeekanne nicht unähnliche Trinkgefäß, die Runde machte und Einer noch geschickter als der Andre, sich mit hochgehaltenem Arm den dünn gezognen Strahl genau in den weit aufgesperrten Mund laufen ließ, huschte die muntere Tomassa durch die ganze Länge des Saals. Indem sie rechts und links an die braunen Maulthiertreiber, die ein wenig zu dreist gegen das hübsche, runde

Mädchen wurden, tüchtige Klappse austheilte — erreichte sie endlich den erhöhten Sessel, worauf die wohlbeliebte Frau Leonor mit dem Fächer sich Kühlung in das vollwangige Antlitz wehte. —

„Mutter — Mutter" — rief sie ihr zu — „sie sind wieder da!" —

„Wer?" —

„Die beiden Embozados von gestern."

„Nun, was wollen diese Taugenichtse?" — eiferte die Blumenkönigin des Parador und ihre Bewegungen mit dem Fächer waren dabei so heftig, daß eine ganze Puderwolke aus ihrem Haar flog — „Jesu Maria y Josè! — glauben diese Herrn etwa für ihre lumpigen hundert Realen sich in dem Parador der sehr ehrenwerthen und weit berühmten Donna Leonor Diaz, Alles erlauben zu dürfen? — Wie? — Sie kommen daher stolzirt als Caballeros auf andalusischen Hengsten und wissen nicht, daß es einem Cavalier geziemt, vor Allen der Dame vom Hause sein Compliment zu machen? — Geh Tomassa, schick sie fort und sag ihnen, mein Parador sei nur für freie und gebildete Leute eingerichtet, nicht für solche — Grünschnäbel, die noch nicht wissen, wie es in der feinen Welt hergeht — geh — geh — sie sollen sich — in die siebzehn Höllen — zu allen Legionen Teufeln scheren."

Tomassa wendete das Trotzköpfchen um, stampfte

mit dem kleinen Fuß und sprach vor sich hin — „ich thue doch was ich will — die Caballeros sind gegen die kleine Tomassa artig — was geht mich ihre Unart gegen die Mutter an?“ —

„Ungezogene!“ — rief ihr diese scheltend nach — „so führe sie oben auf das Eckzimmer, verstopfe die Löcher in den Fensterscheiben mit Lumpen — gieb ihnen aber kein Bett und nichts zu essen; ich werde ihnen schon selbst den Text lesen.“ —

Nach einer Stunde trat ein dritter Embozado ein — aber sein Mantel war reich von feinem, hell violetten Tuch mit Goldborten besetzt. Bis an die Nasenspitze hineingehüllt, und mit einem die Augen beschattenden Hut bedeckt, schritt er rasch und stolz durch die Menge der Kutscher und Maulthiertreiber auf Frau Diaz zu — lüftete etwas den Mantel, so daß ein feines, männlich schönes Antlitz sichtbar wurde und fragte kurz und schnell: „der Embozado mit dem braunen Mantel — ist er angekommen, Donna Leonor?“

„Ah — gnädigster Herr!“ — rief die sonst so stolze Schöne aufstehend, knixte ungeheuer tief, angelte nach der Hand des Verhüllten, um sie zu küssen und fuhr fort — „zwei, gnädigster Herr — zwei Caballeros, die nichts sehen lassen — als mit gnädigster Erlaubniß — ihre Nasenspitze und einen Sack voll Rea-

len — von denen sie soviel zu besitzen scheinen, wie Sandkörner in der Ebene von Segovia liegen."

„Ich will sie sprechen — führt mich zu ihnen!" — entgegnete der vornehme Embozado mit gedämpfter Stimme, drehte sich kurz um und schritt eben so stolz, wie er gekommen war, durch die zurückweichende Menge wieder hinaus.

„Tomassa" — schrie Donna Leonor über ihre Köpfe hinweg — „führe den gnädigen Herrn Don Pedro Grafen von Montijo, den hochgebornen Sohn Seiner Excellenz des Herrn Marchese von Mansilla — den Gott zum Heil der Christenheit noch viele tausend Jahre erhalten wolle, auf das schöne Eckzimmer mit den verstopften Fensterscheiben . . ."

„Schweig — alte Hexe" — donnerte Pedro zurück und verschwand in der Thür, von Tomassa gefolgt.

„Ein lieber, junger Herr" — sprach Donna Leonor zu den umstehenden Kutschern — indem sie sich lebhaft fächelte — „in der That, Ihr Herrn Stallmeister — man hört es doch gleich an den Redensarten, wer von vornehmer Geburt ist. — Aber bei dem Herrn Marquese von Mansilla ist heute große Tanz-Tertulia — und der gnädige junge Herr sucht hier die beiden Embozados auf? — hm — hm — sind am Ende Granden von Spanien — nun dann haben sie das Recht Donna Diaz wie eine alte Bettel zu behan-

deln und ihr dafür eine Hand voll Duoros an den Kopf zu werfen.

Ganz nahe am Parador der Donna Leonor liegt das herrschaftliche Schloß des Marquis von Manſilla.

Nur ein kleiner Theil der ungeheuern Räume war glänzend erleuchtet. Im Innern ſah man die alterthümliche Pracht; aber verwittert und halb zerſtört, jetzt nur für eine kurze Dauer nothdürftig wieder hergeſtellt. Alles verrieth, daß dieſes Schloß zu den uralten Stammſitzen reich geweſener Adelsfamilien gehört, die dort die von ihren Vorfahren erbeuteten Schätze, von Peru und Mexico in Jahrhunderten nach und nach verbauet haben, und nun in Madrid am Hofe des Königs leben, wo das Familienhaupt als Grand von Spanien das große Vorrecht genießt, ſich in Gegenwart Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät bedecken zu dürfen.

Auch der Marquis von Manſilla hatte vielleicht ſein altes Stammſchloß ſeit vielen Jahren nicht wieder geſehen, und würde auch jetzt noch nicht dorthin gekommen ſein, wenn nicht die Anweſenheit des Königs im nicht weit von Segovia belegenen Escurial und vorzüglich die große Jagd auf der Ebene, eine dringende Aufforderung geweſen wäre, dem hohen Adel des Hofes ſich im vollen Glanz alterthümlicher Feudalherrlichkeit zu zeigen.

Das Haus selbst — ein schönes verwittertes Gebäude — liegt außerhalb der alten Stadt Segovia, an einem freien Platz, den auf der einen Seite ein Kloster mit seiner alterthümlichen Kirche, auf der Andern der eben so alte verwitterte Steinklumpen des gedachten Parador der Frau Diaz begränzt, welcher den Reisenden so wenig Bequemlichkeit gewährt, daß er sich fast des stolzen Namens eines Parador zu schämen hätte. Ein alter Ziehbrunnen, der nur durch ein großes Rad, welches ein Esel treibt, mit einem kreischenden Gestöhn in Bewegung gesetzt werden kann, und von den vielen Maulthiertreibern fast in jedem Augenblick benutzt wird, ist vor dem Hause der Donna Leonor eine um so nützlichere Maschine, als der alte prachtvolle Schloßbrunnen, der sich in der Mitte des Platzes befindet, seit undenklichen Zeiten aus seinen metallenen Röhren kein Wasser mehr gegeben hat. Sein Marmorbecken ist mit Dornen und langen, dürren Grashalmen überwachsen und nur die umherliegenden, verstümmelten Statüen und mit Moos überwachsenen Gesimse, Kapitäler und Stücke von Säulenschaften verrathen, wie prächtig einst das Ganze als Bauwerk gewesen sein muß.

Das Stammhaus des Marquis von Mansilla bildet eine ungeheuere verwitterte Steinmasse, an deren einzelnen Theilen sich noch jene seltsame grandiose Mischung eines italienischen und gothischen Baustyls er-

kennen läßt, welche man noch vielfältig in Spanien an den alten Gebäuden findet, die aus der Zeit der katholischen Könige, Ferdinand und Ysabel herstammen, deren Mannigfaltigkeit in fein ausgeführten gothischen Zierrathen und kühne Großartigkeit im Bau eben so sehr das Auge des Malers erfreuet, als den heutigen Baumeister in Erstaunen setzen würde. — Die Haupteinfahrt zeigte zwischen zwei vorspringenden Thürmchen, die reichlich mit Schießscharten versehen waren, eine regelmäßige edle Säulenordnung und darüber erhebt sich das colossale Wappenschild des alten gräflichen Hauses, das jedoch von dürrem Grase und Gesträuch, welches in den Fugen der Wandstücke wurzelt, wovon der Bau aufgeführt ist, ziemlich überwachsen war. Auffallend genug hing dort eine schwere eiserne Kette mit Hand- und Beinschellen, die einmal einer der erlauchten Vorfahren des Hauses Mansilla zur Zeit der Vertreibung der Mauren aus dem schönen Granada in der Gefangenschaft des unglücklichen Boabdil getragen haben soll.— Hat man nun diesen Vorplatz (Zaguan) durchschritten, so öffnen sich mehrere dunkle Treppen und Thüren. Man tritt in eine Vorhalle, an deren Wänden noch einige alte eiserne Sturmhauben und Partisanen hängen, die seit Jahrhunderten hier unberührt geblieben und mit Staub befallen sind. Aus dieser Halle steigt man einige Stufen hinab, in einen zweiten, von hohen Ge-

bäuden rings eingeschlossenen Hof, der ein regelmäßiges Quadrat bildet, das von Säulengängen umgeben ist; doch auch hier gewährt ein, mit mancherlei Wust gefüllter Springbrunnen neben den zum Theil aufgerissenen Steinplatten des Mosaikbodens, in dessen Fugen Disteln und Dornen wuchern, dem alten Stammsitze jene melancholische Poesie versunkener Erdengröße, die den Hauptcharacter des ganzen Gebäudes bildet. — Auch die Haupttreppe ist im großartigen Styl erbauet; doch sind die Marmorstufen derselben tief ausgetreten, oder vor alten Zeiten durch das Wetzen von Waffen und Messern ausgeschliffen, in den Fugen mit Moos und Grashalmen bewachsen, auch ist das zart gemeißelte Steingeländer derselben, zum Theil zerbröckelt. In der Mitte der Treppe führt ein Absatz durch eine Glasthür in eine Kapelle, deren Inneres noch der einzige sorgfältig erhaltene Theil des ganzen ungeheuern Gebäudes ist. Ein neu vergoldeter Altar, ein reich geschmücktes Marienbild, große silberne Leuchter und Lampen, ein schönes Altargemälde aus der guten Zeit der spanischen Schule und vor allen der eigenthümliche Geruch von Wachs und Weihrauch bewiesen zur Genüge, daß die Grafen, Herrn von Mansilla besser für das Heil ihrer Seelen, als für ihr leibliches Wohlsein zu sorgen wußten. Auch jetzt noch — während oben die Pauken und Cimbeln des Musikcorps vom Regiment

Terragona ertönten, und tanzende Paare mit üppiger Grazie ihre phantasiereichen Nationaltänze aufführten, und alle Vorplätze, Treppen und Räume mit einer Unzahl von schläfrigen Bedienten in sackweiten Livreen von den verschiedensten Farben, gefüllt waren — betete hier ein einsamer Mönch für die Seelen des hohen Hauses Mansilla, die durch Fröhnen eitler Weltlust, in mehr als eine Gefahr gebracht wurden.

Wie ganz anders mag es sonst in diesen Räumen ausgesehen haben, wenn die Herrschaft abwesend ist und in der Abenddämmerung der alte hektische Mayor-Domo, als der einzige Bewohner dieses Palastes— außer den Eulen, Fledermäusen und Dohlen — durch diese endlosen, langen Zimmerreihen schlürft, die schon längst nicht mehr bewohnt werden können, weil die kleinen, runden Fensterscheiben zerbrochen in ihrer zerrissenen Bleifassung hängen und der hundertjährige Schmutz am Boden, an den zerfetzten halbvermoderten Tapeten, und die wurmstichigen, meistens zerbrochnen Sessel und Tische, das Schwirren der Fledermäuse, das Nisten der Sperlinge und Schwalben an den geschnörkelten Rähmen der alten Familienbilder, vielleicht auch das Rascheln hungriger Ratten, die das Parket durchbrochen haben, hier jedes menschliche Wohnen völlig unmöglich macht.

Die einzigen, nothdürftig wieder in wohnbaren Stand

gesetzten Räume bestanden in einem ungeheuer großen Saal, dessen hufeisenförmige Kreuzgewölbe durch einen gewundenen Pfeiler in der Mitte und mehrere dergleichen an den Wänden ringsum getragen wurden. Zwischen diesen Pfeilern liefen Bänke auf einem erhöhten Fußtritt, die jetzt zum Sitz für die Damen mit Kissen und Teppichen belegt waren. Einige alte Familienportraits hingen an den Wänden; den Hauptplatz der Mittelwand aber, nahm nach seiner ganzen Höhe und Breite der ungeheuere Stammbaum des Hauses Mansilla ein, dessen Ursprung bis zu dem Gothen Palayo zurück geführt war, während die Wurzeln seines Stammes bis nach dem alten Rom und noch weiter hin, bis Karthago sich erstreckten. Unter dem Stammbaum stand ein großer Tisch von abenteuerlich altmodischer Gestalt, darauf lag, als eine Hauptzierde des Saals, ein Christus-Kind von Wachs zierlich gearbeitet, auf ein Lager von künstlichen Blumen gebettet und mit einem Glaskästchen überdeckt — das Geschenk irgend einer frommen Aebtissin aus dem Hause Mansilla. Als Unterlage dient diesem Jesuskindlein ein sonderbar geformter Kasten, der lackirt und mit wunderlichen Zierrathen in Perlenmutter und bunten Edelsteinen ausgelegt ist — dieses Kästchen, das einer der Vorfahren des hohen Hauses zur Zeit der Blüthe des portugiesischen Handels mit China von einer Gesandschaftsreise mit

gebracht hat, ist hoch geehrt dadurch, daß es einem verbrannten Knöchelchen von dem Rost des heiligen Märtyrers Laurenzius — unter dessen hohen Schutz das erlauchte Haus Mansilla sich seit Jahrhunderten gestellt hat, als Reliquienkästchen dient. Zu beiden Seiten desselben befinden sich einige Ueberreste ausgestopfter und von den Motten nicht verschonter Vögel, von denen der daneben stehende Mayor-Domo mit nicht geringer Ruhmredigkeit berichtet, daß sie der Urgroßvater des jetzigen gnädigen Herrn aus Lima mitgebracht habe, wo er als Rath der Audiencia residirt habe. Eine daneben liegende, große, bunte Meermuschel soll von einem alten Oheim herrühren, während er Bischof in Machoacan gewesen. Alle diese Gegenstände sind reinlich erhalten, wie es so heiligen Denkmälern einer gewissen Familiengröße und Würde gebührt.

Die beiden Nebenzimmer enthielten einige alte Rohrstühle, einen großen, alten Tisch mit einem schweren abgetragenen Teppich behangen, zwei Bücherregale mit in Schweinsleder gebundenen, wurmstichigen Quartanten und Folianten besetzt, und in einer Ecke eine eiserne Kiste, welche die Pergamente und Urkunden des Familienarchives, nebst einigen Goldstücken enthält; an der andern Ecke ein eisernes Feldbett, auf welches zur Zeit der Siesta oder Nachtruhe eine leichte Matratze mit einer elastischen Rolle unter dem Kopf und eine

seidne gesteppte Decke gebreitet wird. Darüber hängen Pistolen, Flinten und Degen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß ein alter geschnitzter und geschnörkelter Betstuhl, mit einem großen Kruzifix in der dritten Ecke eines Gemachs nicht fehlen darf, das einem so guten katholischen Christen, wie ein spanischer Grand sein muß, wenn auch nur auf wenige Tage zur Wohnung dient.

Hier in diesen Gemächern, die weit eher für die fromme Zurückgezogenheit eines lebensmüden Greises, als für die muntere Tanzlust einer lebenslustigen Jugend geeignet zu sein schienen, sah man doch jetzt auf einigen metallenen Guirandolen mit silbernen Armen und auf vielarmigen silbernen Wandleuchtern colossale Wachskerzen ihre flackernden und dampfenden Lichtmassen auf die graziöse Bewegung der lebendigsten Jugend werfen. Schöne Frauen und Fräulein tanzten dort zu der berauschenden Musik des Regiments Terragona. Junge Männer in leichter, phantastischer Seidenkleidung, die gepuderten Haare in einer Rosilla beutelförmig auf dem Rücken hängend, machten ihnen mit feierlicher Galanterie den Hof. Die üppigen Bewegungen des Fandango, des Jota, der Cachnia, des Bolero und andrer spanischer Nationaltänze durch unnachahmliche Grazie gemildert, und doch wieder durch das Feuer der südlich dunklen Augen zu der höchsten

Potenz üppiger Lebensluſt geſteigert — Liebe und Verlangen ausdrückend — gab dieſen Tänzen einen Character, der eben ſo ſehr die Tänzer als den Kreis ihrer Zuſchauer entflammte.

Keiner aber war in dieſem Augenblick glücklicher vielleicht als der Marquis von Manſilla ſelbſt, der erlauchte Feſtgeber der heutigen Tanztertulia. Alle Familienunannehmlichkeiten — die Schmach, den einzigen Sohn und Erben ſeines hohen Hauſes in eine, der Ehre und Würde deſſelben nicht zuſagende Familienverbindung verſtrickt zu ſehen — waren vergeſſen über die doppelte hohe Ehre, die ſeinem Hauſe heute zu Theil geworden war — einmal durch die gnadenreiche Anweſenheit des Prinzen und der Prinzeſſin von Aſturien und dann durch die heutige Ernennung ſeines Sohnes Don Pedro zum königlichen Gardecapitain, wodurch er nothwendig nach Madrid gezogen und von jeder Verbindung mit der im Dorfe Ottaro wohnenden, ſchönen Tochter der ſtolzen Wittwe eines durch Verluſt ſeines Vermögens herunter gekommenen Edelmannes, immer weiter entfernt werden mußte. —

Der Marquis, eine der kleinen, dürren Figuren, mit den blaſſen, gefurchten Geſichtszügen und kerzengrader Haltung, wie man ſie unter den entarteten Granden des heutigen Spaniens ſo häufig ſieht, ſchritt langſam durch den grandioſen, düſtern Tanzſaal, ermunterte

die Tanzenden durch ungewöhnlich freundlichen Zuspruch und empfing mit aufgeblasenen Backen und vornehm gnädigem Kopfneigen die Glückwünsche wegen der Gnade, die ihm der König durch ihre Majestät die Königin gewährt hatte. Es war für ihn ein Tag der glücklichsten Ereignisse und wie sehr sich seine nicht unbeträchtliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte, sah man an dem stolzen Pfauenschritt, womit er diese seltsamen Gesellschaftsgemächer durchwandelte.

Einen andern Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und gewissermaßen die Sonne, um die sich Alles drehte, bildete die junge Prinzessin von Asturien, während ihr eben so jugendlicher Gemahl verstimmt, und fast einsam in einer Fenstervertiefung stand und mit finstern, ungewöhnlichen Blicken, jede Bewegung seiner liebreizenden Gemahlin verfolgte, die so eben wieder — schon zum dritten Male — mit dem verhaßten Godoy tanzte, der allerdings — und das war eben das Unheil, das ihn quälte, — der schönste und graziöseste Tänzer unter allen anwesenden jungen Männern war. — Und nun — jetzt — gar — o Jesu, Maria und Joseph! — es war, um toll zu werden auf dem Fleck — er neigt sich gegen ihr Ohr, flüstert ihr lächelnd eine Galanterie zu — sie lächelt ihn schalkhaft an und schlägt ihn mit dem Fächer auf die Hand, die er ihr eben zu einer Tanztour reichen will.

In den Erziehungsplan eines Prinzen von Asturien ist der Tanzunterricht nicht mit aufgenommen, der Tanz ist nach der Idee der spanischen Grandezza eine leichtfertige Bewegung, die einem Könige von Spanien übel anstehen würde. — Don Fernando konnte also nicht tanzen; dagegen war seine Gemahlin, die junge, feurige Neapolitanerin eine lebendige Terpsichore — eine leidenschaftliche Tänzerin. — Die spanischen Nationaltänze waren ihr nicht ganz fremd. Zu lange hatten Spanier über Neapel geherrscht, um nicht dort manche nationelle Eigenthümlichkeit zurückgelassen zu haben, wohin vorzüglich eine große Aehnlichkeit der beiderseitigen Volkstänze gehört, Phantasie und Grazie, das Feuer im südlich dunklen Auge und bewegliche Anmuth ergänzten das Fehlende, und in der Lebhaftigkeit der Aufregung bemerkte sie gar nicht, daß das seltne Vergnügen des Tanzes ihr jene unwillkührliche, reizende, unschuldige Coketterie angewöhnt hatte, die einen eifersüchtigen Gatten wohl verdrießen, ihm aber in der Liebe keinen Abbruch thun kann. Wenn je etwas geeignet ist, die Eitelkeit einer schönen, jungen Frau zu erwecken, so ist es die laut in Bewunderung ausbrechende Begeisterung, die ihr Tanz in dem Kreise der Zuschauer in einer spanischen Tertulia erlebt. Der ganze Tanz in seiner leidenschaftlichen, heißblütigen Poesie wird von den Umstehenden mit gefühlt und gleichsam mitgelebt,

und der halblaute Ausruf, der von allen Seiten gehört ward: „Ha, wie schön! ein schwebender Engel! — ein Engel des Himmels!“ u. dgl. m. hätte wohl noch Andre berauscht, als eine junge, feurige Neapolitanerin, die an einem lebenslustigen Hofe erzogen, nun auf einmal von einer lästigen Etikette entfesselt, sich fühlen mußte wie ein, seinem Hüter entsprungenes Füllen. —

Doch der kurze Rausch einer heitern Jugendlust war bald vorüber. Ein Blick auf den armen Fernando genügte, um sie mit sichtbarem Erschrecken zu überzeugen, was der geliebte Gatte in diesem Augenblick leiden mußte. Sie unterbrach plötzlich ihren Tanz, ließ Godoy stehen, ohne ihm nur ein Wort der Entschuldigung zu sagen und eilte auf Ferdinand zu, dessen Hand sie mit ihren beiden kleinen, weißen Händchen an ihr klopfendes Herz drückte, indem sie ihn mit dem zärtlichsten Ausdruck des Blicks und der Stimme fragte: „Idolo mio, Caro mio!“ — was fehlt dir, mein süßer Fernando — du bist nicht heiter, du Seele meiner Seele — ich werde auch keinen Schritt mehr tanzen, mein Augenlicht, wenn es dich betrübt haben sollte.“

Ferdinand war wohl gleich wieder versöhnt und gewonnen, durch solchen Zauber; aber den Fächerschlag — den Blick — die Galanterien des verhaßten Günstlings seiner Eltern — so etwas ließ sich so schnell nicht vergessen — und mit dem Trotz eines Knaben, der seine

Weichheit fühlt aber doch entschlossen ist, um keinen Preiß nachzugeben, entgegnete er finster: „ich wollte, ich wäre tausend Meilen von hier — das ist hier heiß zum Ersticken — ein Glas Eiswasser!“ —

„Ein Glas Eiswasser dem Prinzen von Asturien! — Eiswasser Seiner Hoheit dem Prinzen von Asturien! — Eiswasser, Eiswasser! Eiswasser!“ — so lief es von Mund zu Mund — Tanz und Musik waren im Moment, wie abgebrochen — es war ein Befehlen — ein Rufen — ein Hin- und Herrennen — jeder schien das Verlangte bringen zu wollen.

Ein Glas frisches Wasser, in welchem ein Stück Eis schwimmt, etwas Zuckerwasser oder höchstens eine schwache Limonade, das ist die einzige Erfrischung, welche die genügsamen Spanier bei ihren beliebten Tertulias zu reichen und zu empfangen gewohnt sind — hier aber war durch die eben so gewöhnliche Nachlässigkeit der ungeheuer zahlreichen, und reich betreßten Dienerschaft zufällig aller Vorrath an frischem Wasser ausgegangen, wenigstens kein Glas Wasser mehr auf dem colossalen altmodischen Schenktisch vorhanden, der sich in einer Ecke, mit goldnen und silbernen Gefäßen besetzt, befand. Der Ruf: „ein Glas Eiswasser — für Seine Hoheit — Eiswasser für den Prinzen von Asturien“ hatte sich aus dem Saale in die wüsten Vorgemächer, aus diesen in die Vorhalle, auf die Treppen

über den Patio hin verbreitet, — wo hunderte von Bedienten in allen Stellungen saßen und lagen und man konnte nichts Komischeres sehen, als wie Alles über einander herstürzte, um das einfache Bedürfniß des Prinzen von Asturien zu befriedigen. — Zehn, zwölf Personen, stürzten zugleich nach der marmornen Fontaine im maurischen Hofe des Palastes; aber die Röhren gaben kein Wasser — Andre eilten hinaus auf den freien Platz vor dem Schlosse; aber auch dort war der prachtvolle Springbrunnen, seit Jahrhunderten vielleicht, schon in Trümmer zerfallen. Scheltend kam der Mayor-Domo des Marquis hinterdrein — Seine Gnaden hatten ihm mit augenblicklicher Entlassung gedrohet, wenn er nicht in einer Secunde ein Glas Eiswasser anschaffe. Der alte Mann war in Verzweiflung, er raufte sich in den weißen, dünnen Haaren, die in die kalte Nachtluft hinein flatterten. Es war die einzige tragische Figur in diesem allgemeinen Koboldschießen der lächerlichsten Verwirrung. —

„Zehn Douro für ein Glas Eiswasser!" — rief der Marquis höchstselbst von der Höhe der Treppe herab, in das Getümmel hinein, und war es noch nicht ein Gerenne und Durcheinanderlaufen gewesen, so entstand es jetzt erst.

„Nach dem Brunnen der Donna Leonor" kreischte plötzlich dazwischen die gellende Stimme einer Küchen-

grazie aus dem Sousterrain herauf und hundert gurgelnde Kehlen wiederholten: „nach dem Brunnen der Frau Diaz!“ — Und ein ganzer Strom von Livreebedienten aller Farben wälzte sich dorthin, wo vor dem Parador dieser Dame sich das große Rad befand, das die Bestimmung hatte, aus einem tiefen Ziehbrunnen Wasser zu schöpfen. —

„Aber wo ist der Esel“ hieß es — „der Esel — um das Rad zu treiben?“ —

„So greift doch selbst an, Ihr Esel“ — schrie die mit Blumen bekränzte, dicke Königin des Parador herab durch die Oeffnung eines längst zerbrochnen Fensters im zweiten Stockwerk, durch welche sie ihren beträchtlichen Kopf mit den rothen Vollmondswangen hindurch gezwängt hatte. — Ein eben so wohlbeleibter Pater, der, Gott weiß was, mit ihr dort oben im Dunklen zu verkehren gehabt haben mußte, klopfte sie sanft auf die Fleischpolster ihres Nackens und ermahnte sie, um der Liebe Gottes willen, das morsche Gestell, das seinem Kloster täglich den Wasserbedarf lieferte, nicht unter den Händen dieser rohen Gesellen, der Gefahr des Zerbrechens auszusetzen. —

Doch — die Warnung kam zu spät — ehe aus dem Stalle der störrische Esel, von zwei dieser langbeinigen Livreebengel am Halfter gezogen, von zwei Andern nachgeschoben, herbei gezerrt war, hatte der Wet-

terstrahl des Unglücks schon eingeschlagen. Von dem gebietenden Zuruf mit dem beträchtlichen Scheltwort der Frau Diaz angespornt, von der Verheißung einer Belohnung begeistert, hatten sich zwanzig bis dreißig dieser schlaffen Tagediebe auf das sogenannte Paternosterwerk des Brunnens gestürzt, die Einen zerrten rechts, die andern links herum, und mit einem plötzlichen Krach riß die ganze colossale Maschine aus einander, und hier und da stürzten die langbeinigen Helden mit einem losgerissenen Stück morschen Holzes rücklings zu Boden.

Plötzlich unterbrach ein andrer Ruf, der vom Schlosse her ertönte, das Gelächter, das der gefallenen Mannschaft als einzige Siegerpalme geblieben war. — „Der Escudero — Seiner Hoheit" — riefen mehrere Stimmen — „sogleich die Calleſſa des Prinzen von Asturien anspannen!" —

„Ihr Tölpel!" schrie von oben herab die edle Padrona des Parador der Frau Diaz. — „Was habt Ihr nun angerichtet? — Verflucht sei die Seele dieses Paternosterwerks, das unter Euren rohen Händen zerbrochen ist — nun werden acht Tage vergehen, bis es wieder hergestellt ist; denn unsere Herrn Zimmerleute, Gott vernichte die Seele der Mutter, die sie geboren hat, sind von einer Langsamkeit, die nur durch ihre Ungeschicklichkeit übertroffen wird; auch du, Capitana—

du störrischste Eselin, die jemals in dem gesegneten Lande Segovia geboren ist, du hättest wohl auch etwas gefälliger . . ."

„Der Prinz von Asturien will abreisen; — die Leute Seiner Hoheit sollen die Maulthiere anspannen!" — dieser Ruf drang in das Innere des Parador, wo die Dienerschaft des Prinzen von Asturien an nichts weniger dachte, als so ungewöhnlich früh aus dem ersten Schlaf — worin sie, mit den Armen und dem Kopf auf den Tisch gestützt, versunken waren, aufgeschreckt zu werden.

Auch Don Pedro wurde gerufen. Jetzt erst hatte der Marquis den jungen Herrn vermißt, der die Ehre haben sollte, die Prinzessin von Asturien an den Wagen zu begleiten und zu Pferde zu escortiren. Dieser Ruf erreichte von Ohr zu Ohr, endlich das, der Donna Leonor und diese machte es sich zur besondern Ehre, den jungen Herrn davon in Kenntniß zu setzen. — Doch kehren wir zurück zu den beiden Embozados in dem Augenblick, als Don Pedro bei ihnen eintrat.

Sennor Perez hatte sich, wie wir wissen, als Glücksritter in Madrid herum getrieben, hatte, wie das die Art solcher Menschen ist, Bekanntschaft mit vornehmen, jungen Adligen, besonders Söhnen aus hohen Grandenfamilien gesucht, und das hält nicht schwer.

Bei allem Stolz ist doch der vornehme Spanier nicht so unzugänglich wie der höhere Adel in andern europäischen Staaten. Der geringste Andalusier trägt kein Bedenken an der brennenden Cigarre eines Grafen oder Marquis die Seinige anzuzünden und dieser zaudert nicht, es höflich zu gestatten. Der Unterschied der Stände bildet durchaus dort nicht die schroffe Absonderung wie bei uns. Der spanische Hidalgos*) ist stolz, aber der braune Gallego**) der ihm die Stiefel putzt, der andalusische Mayo***), der katalonische Arriero****) sind eben so stolz. Es ist indeß kein Rangstolz, sondern ein edles Selbstgefühl, das dem geringsten Spanier einen gewissen Aplomb, doch ohne Anmaßung giebt, wie dem Vornehmsten jene anständige Höflichkeit gegen Geringere, die sich ihrer Würde nichts vergiebt, ohne sich jedoch verletzend zu überheben. Dazu kommt noch in den hochadligen Familien der Umstand, daß, bei der in der Regel sehr vernachlässigten Erziehungsweise die Söhne und Töchter vom Hause unter den zahlreichen Dienstboten, und mit deren Kindern aufwachsen, und daß unter diesen, meistens treuen Seelen, die Herrschaften in der Regel ihre Vertrauten haben,

*) Edelmann.
**) Gallizier.
***) Stutzer.
****) Maulthiertreiber.

ein Verhältniß, das in allen den kleinen Liebesintriguen und Verwickelungen des Cervantes und Calderon gleichsam der Hebel der Bewegung ist. — Doch genug, um es wenigstens nicht unwahrscheinlich zu finden, daß der vornehme junge Herr mit dem genannten Glücksritter — dessen Bekanntschaft er in einem Spielhause in Madrid gemacht hatte, auf einem ziemlich vertraulichen Fuße stand. Er kannte ihn übrigens nicht von der schlimmsten Seite, ahnete nichts von seinem Räuber- und Galeerenleben, glaubte nur, es mit einem verarmten Edelmann zu thun zu haben, der ihm sehr gefällig war und sich durch gewandtes Benehmen einzuschmeicheln wußte; er freute sich mit ihm seines Glücks am Hofe und kannte die Ursache seines Falls nicht. Daß Don Iznardo, wie er ihn nannte, einige Verbindungen mit den Rittern von der Landstraße hatte, wußte er wohl; aber es war damals nichts Ungewöhnliches unter dem jungen Adel, sich der Gewogenheit solcher Freibeuter zu versichern, theils um ohne Gefahr reisen zu können, theils auch, um zu irgend einem Tollmannsstreich übersprudelnder Jugendlust eine gute Hülfe bei der Hand zu haben. — Ueberhaupt dürfen wir an alle diese Verhältnisse nicht den Maaßstab der Unsrigen legen. Es herrscht im Süden eine Poesie persönlicher Freiheit und ungezwungner Lebensbewegung (mit Ausnahme der Hof-Etikette) von der wir uns in unse-

rem formreichen Norden so leicht keine richtige Vorstellung bilden können.

„Endlich!“ — rief Don Pedro — nachdem die muntere Teresita ihn auf die Kammer mit den zerbrochnen und verstopften Fensterscheiben geführt hatte, wo Perez auf einer Matraze ausgestreckt liegend eine Cigarre rauchte, während die gelbe messingne Hänglampe mit drei Dochten, von denen jedoch nur Einer angezündet war, ein schwaches Streiflicht auf die lange, hagere Gestalt mit den broncebraunen Zügen und den tiefen schwarzen Augen warf — „endlich bist du da, Freund Iznardo — ich habe dich schon mit der größesten Ungeduld erwartet.“ —

„Ich vielmehr dich“ — entgegnete der Andre trocken — „schon seit einer Stunde liege ich hier, dich erwartend und habe es dir doch durch den langbeinigsten Burschen aus der Ebene von Segovia, deinen treuen Cerillo melden lassen. — Aber so gehts in der Welt“ — fuhr er mit Bitterkeit fort — „den gefallenen Günstling des Glücks sieht man lieber auf dem Rücken, wie im Gesicht!“

„Wie ungerecht!“ — rief Pedro mit leidenschaftlicher Wärme aus — „habe ich dich nicht angeredet vor dem Beginn der heutigen Jagd, wie ich dich trotz deiner Verhüllung erkannte?“

„Nun ja — weil es dein Interesse forderte, mich

mit einem Auftrage zu beehren, wegen deiner Liebsten in Ottaro . . .“

„Hast du sie gesehen?“ — fragte Pedro lebhaft— „ist sie nicht ein Engel des Himmels, ein Licht der Augen? — wie geht es ihr? — was macht ihre Mutter — ist Elena noch immer so streng bewacht — ihre Mutter noch so unerbittlich gegen meine ehrlich gemeinte Werbung? — o Gott und gebenedeite Jungfrau? — wie will das enden? — war der Caplan Fra Bartholo bei ihr? — hast du den Alcalden gesehen? — sprich — rede — frisch! — dein Stummsein bringt mich zur Verzweiflung.“

„Und mich deine Redseligkeit“ — entgegnete Perez, nachdem er ruhig ein paar lange Züge aus seiner Papier-Cigarre gethan hatte — „statt durch Worte, die jeder Hauch des Windes verweht, mich von deiner Freundschaft überzeugen zu wollen, hättest du es durch die That versuchen sollen. Du weißt, daß ein Mann, der das Unglück gehabt hat, vom Hofe verwiesen zu werden, selten Glück hat als Geschäftsträger eines Verliebten — es sei denn, daß ihm dieser die Börse mit Dublonen und Quateros hinreichend gespickt hätte; — und die Geschichte deine Elena zu retten, wird noch ungeheures Geld kosten.“ —

„Hier — der Rest des heute erhaltnen Pachtvorschusses von dem Gute, das mir mein Vater geschenkt

hat" — und damit warf er ihm das grünseidene Netz mit durchschimmernden Goldstücken zu, das er in seiner rothseidnen Militairscherpe getragen hatte — „nun aber rede!"

Perez konnte kaum ein vergnügtes Spitzbubenlächeln unterdrücken, als ihm dieser so leicht verdiente Reichthum zufiel; doch zwang er sich, den Ton einer trocknen Ruhe beizubehalten und entgegnete: „dieser Fra Bartholo — die rechte Hand deines Vaters in dieser Intrigue, derselbe geistliche Heuchler, der es ihm hinterbracht hat, daß du ernstlich verliebt bist in die schöne Tochter der verarmten Edeldame — derselbe, der den Beichtvater dieser Donna Isabel und ihrer Tochter der schönen Elena ist — dieses geistliche Camäleon an frommer Heuchelei — kann schon darum heute nicht in Ottaro sein, weil er sich in der Fonda von San Raphael befindet . . ."

„Bei der Marquesa von Lanizorés?" —

„Ja, deren Tochter du nach dem Willen deines Vaters heirathen sollst. — Er ist gerade heute beschäftigt, deinen Heirathscontract mit Donna Mathilda aufzusetzen. Morgen wirst du ihn unterschreiben, da du heute das Glück gehabt hast, zum Capitain in der königlichen Garde ernannt zu werden."

„Das habe ich gefürchtet" — entgegnete Pedro mit Kleinmuth — „und deshalb erfüllte es mich so mit

Schreck, als ich durch die Huld Ihrer Majestät der Königin — die Gott noch viele Jahre zum Heil der Christenheit erhalten wolle — mein Glück erfuhr, das mir darum schwer wie ein Unglück aufs Herz fiel, weil es mich aus der Nähe von Ottaro, wo mein Engel mit ihrer stolzen Mutter wohnt — entfernen mußte." —

„Würde dir doch wenig geholfen haben, Freund Pedro" — sprach Perez — „denn in dieser Nacht wird Elena entführt werden." —

„Himmel — wäre es möglich!" —

„Und der Alcalde hat dabei seine verdammte Hand im Spiel." —

„Ha — der Spitzbube!" rief Pedro „wir müssen sie retten — erzähle — wie soll es ausgeführt werden — genau mit allen Umständen." —

„Wir haben noch Zeit" — entgegnete Perez — „daher im Gegentheil mögte ich dich ersuchen, Pedro, mir deine Liebesgeschichte von Anfange an zu erzählen — ich werde dann klarer in der Sache sehen und dir besser den Umständen nach rathen oder helfen können."

Diese Aufforderung ließ sich Don Pedro nicht zweimal wiederholen. Ein Liebender trägt seinem Vertrauten gegenüber nur allzugern das Herz auf der Zunge. So sehr es ihn interessiren mußte, über Elenas Entführung das Nähere zu hören, so lag es ihm doch näher, sich über seine Leidenschaft auszusprechen.

Er begann also:

„Du weißt, lieber Freund, welchen herrischen Einfluß die schlauen Mönche sich besonders in angesehenen und reichen Familien zu verschaffen wissen."

„In allen" — entgegnete Perez — „besonders in kleinen Städten haben sich Mönche, wie Ameisen und Wespen in jedem Hause eingenistet, doch weiter!" —

„Besonders" — fuhr Don Pedro fort — „seitdem die französische Revolution sie besorgt macht für das Eindringen philosophischer Lehren, verdoppeln sie ihre Wachsamkeit."

„Nicht ohne Grund" — entgegnete Perez — „denn die Aufklärung würde diese Dunkelmänner zu allen Teufeln jagen."

„Meine arme Mutter" — sprach Jener weiter — „ist diesem Einfluß mehr unterworfen als jeder Andre, besonders seitdem sie immer kränklich und alternd, für das Heil ihrer Seele und der Meinigen doppelt besorgt ist. Einige, vielleicht zu freigeistige Aeußerungen in Religionsangelegenheiten, die ich in Madrid aufgefangen habe, mögen ihre Besorgniß noch gesteigert haben und dazu hat ihr der Caplan, Fra Bartholo, tüchtig die Hölle heiß gemacht; kurz sie beschwor mich mit Thränen in den Augen, bei den fünf Wunden Jesu, daß ich doch die äußern kirchlichen Gebräuche nicht verabsäumen möge. Mein Vater aber, als er von diesem

frommen Wunsch meiner Mutter gehört hatte, bestand mit seiner gewöhnlichen gebieterischen Härte darauf, daß ich ihm mindestens einmal wöchentlich ein Beichtzeugniß beizubringen habe. Um nun nicht den Hausfrieden zu stören, fügte ich mich ohne Widerstand den Wünschen meiner Eltern; aber da ich den Spott meiner jungen Cameraden fürchtete, wenn ich wie ein armer Sünder unter den Philistern mit hängendem Kopf in die Kirche schleiche, wählte ich die frühste Morgenstunde, um im Dom unter der Beichte eines alten Canonicus zu seufzen und zu stöhnen, ohne daß es Jemand bemerke. So passirte es mir denn im Mai d. J. daß, als ich eines Tages noch früh in der Morgendämmerung die große Freitreppe vor dem Portal der Kirche herabstieg, mir ein junges Mädchen von hinreißender Schönheit begegnete. — Stelle dir vor . . ."

„Nur weiter . . ." rief Perez — „ich habe schon das lebendige Bild der Schönsten aller Schönen vor Augen, wie es sich nur ein Verliebter ausmalen kann."

„Nein, nein" — entgegnete der junge Mann begeistert — „die Zartheit und Zierlichkeit dieser Gestalt kann sich kein Mensch vorstellen — nicht diese blendendweißen Züge, halb versteckt — durch die Mantilla, welche sie tief über die Augen gezogen und vor der Brust mit der feinen, zarten Hand zusammen gehalten trug, nicht dieses rabenschwarze Haar, diese dunklen

Diamantenaugen; dieſe Purpurlippen des kleinſten Mundes — dieſe ..."

„Und ſo weiter — ich kenne ſchon die ganze Litanney," unterbrach ihn Perez ſpöttelnd — „ich ſehe Alles, ſelbſt die Mantilla von feinen weißen Spitzen, den ſchwarzſeidnen Rock, unten mit einer doppelten Reihe Franzen beſetzt, unter welchen kleine Bleiſtücke verſteckt ſind, damit ſich das Kleid noch verrätheriſcher an die bezaubernden Formen anſchließt; keine Falte vorn, keine an den Seiten, der Rock ſehr kurz, damit das niedlichſte Bein und der kleinſte Fuß, mit dem Schuh von weißem Atlas geſehen werde. So geht ſie raſch, mit kleinen Schritten in einer ſchwellenden Bewegung der ſchönen Formen an dir vorüber, bemerkt die Entzückung, die ſich in deinen Augen leſen läßt und wirft dir lockend den ſtrahlenden Blick zurück, indem ſie dabei ein wenig die Mantilla lüftet, um noch mehr der Reize, die dich verrückt zu machen drohen, zu enthüllen."

„Abſcheulich!" rief Don Pedro empört — „tauſend Meilen links biſt du von der Wirklichkeit entfernt. Du haſt da das Bild einer hübſchen Kokette aus Madrid gezeichnet. Die aber, die ich meine, war ein kleines Landmädchen, mit einer ſchwarzen, mit Sammt geſäumten Mantilla von Etamine, mit einem Rocke von einem einfachen, leichten Stoff, jedoch zierlich und geſchmackvoll; die Fußbekleidung, worauf unſre ſpaniſchen

Donzellas ihre höchste Sorgfalt verwenden — da in der That auch ihr leichter, schwebender, graziöser Gang entzückend ist, bleibt nur durch Reinlichkeit und Zierlichkeit bemerkbar. Kurz Alles verrieth mir, daß sie in Segovia eine Fremde sein mußte. Allein schon ihre Haltung, ihre außerordentliche Schönheit und eine kleine Dienerin, die ihr folgte, ließ mich sogleich vermuthen, daß sie wenigstens nicht von einem niedrigen Stande sein könne. Natürlich folgte ich ihr sogleich in die Kirche . . ."

„Ei wohl" — spöttelte Perez — „du hättest kein feiner, junger Herr sein müssen, wenn es nicht zum Hauptgeschäft deines Lebens gehört hätte, allen hübschen jungen Mädchen nachzusteigen."

„Keiner Andern jemals wieder" — entgegnete Pedro, indem er feierlich beschwörend die Hand aufs Herz legte — „diese aber sah sich fremd, zögernd und unsicher in der Kirche um, als wisse sie nicht, wohin sich wenden? da wagte ich es, schüchtern mich ihr zu nahen und ihr meine Dienste anzubieten. Sie fragte ängstlich mit leiser, anmuthiger Stimme nach der Sacristei, die ich ihr denn auch zeigte. Der Capellan aber — der grade sich anwesend befand, war zufällig der Beichtvater meiner Mutter. Das Mädchen sprach einige Augenblicke mit ihm und gab ihm Geld, dann richtete sie ihre Schritte gegen die Kapelle der Jungfrau vom

Schnee und kniete dort, nebst ihrer Dienerin zum Gebet nieder. Beide zogen aber die Mantillen so dicht zusammen, daß ich nichts weiter von ihren Zügen sehen konnte und dann beteten sie mit vielem Eifer. Es kam mir vor, als ob das schöne Mädchen weinte, und meine ganze Theilnahme war geweckt."

„Nicht mehr wie billig" — unterbrach ihn Perez — „die Thränen der Weiber sind wie ein Köder am Angel, womit sie Männerherzen fischen."

„Du würdest so nicht reden, hättest du die Unschuld dieses Mädchens gesehen, oder wüßtest du überhaupt nur die höhere Natur eines Weibes zu würdigen. — Von meiner Seite wenigstens war es nicht kindische Neugier als ich den Caplan fragte, wer dieses Mädchen sei? — Kalt gab er mir zur Antwort, daß dieses Kind gekommen sei, um eine neuntägige Andacht vor der Jungfrau zum Schnee für die Herstellung ihrer kranken Mutter zu bestellen. Ich wagte nicht weiter zu fragen, denn ich hatte Grund, diesen boshaften Priester zu fürchten. Nach der Messe folgte ich dem Mädchen nach. Sie wandte sich gegen die Promenade Espolon und stieg seitwärts den Wall hinab, wo ein Bauerjunge zwei Esel hütete. Das Mädchen und die kleine Dienerin setzten sich auf diese Thiere und der Junge war der Treiber. So ging es fort durch die Vorstadt zum Madrider Thore hinaus. Ich lief dagegen schnell

nach unſerm Hotel zurück, ließ ſchnell ein Roß ſatteln und ſprengte ihnen nach. So entdeckte ich, daß ſie in dem Dorfe Ottaro wohnte. Nie war ich frommer als während ihrer neuntägigen Andacht, denn pünktlich beſuchte ich in dieſer Zeit an jedem Morgen die Frühmeſſe, verfolgte ſie mit Blicken und Schritten, ſuchte mich ihr auf jede Weiſe bemerklich zu machen, redete ſie ſogar an, erhielt aber weder einen Blick, noch eine Antwort. Endlich am neunten Tage, überzeugt, daß ſie nicht wiederkehren werde, erwartete ich ihre Rückkehr auf der Mitte des Weges, bat ich ſie, einen Augenblick ſtill zu halten und mich anzuhören. Aber am ganzen Leibe zitternd, entgegnete ſie mit Feſtigkeit, wenn ich ihr etwas zu ſagen habe, könne ſie es nur in Gegenwart ihrer Mutter anhören. Bezaubert von ſo viel Anmuth und ſittlicher Würde, blieb ich zurück; nahm mir aber ſogleich vor, mich an ihre Mutter zu wenden, in der ich nur eine gewöhnliche Perſon vermuthete, die ſich leicht durch den Glanz meines Namens und durch Gold blenden und gewinnen laſſen werde. Aber wie war ich betroffen, als ich in einer ärmlichen Hütte von einer dürftig, aber reinlich gekleideten Dame empfangen wurde, die — man kann wohl ſagen — in jedem Zoll ihrer ganzen Erſcheinung, die Frau von Stande, Weltbildung und feſtem, achtbarem Character verrieth. Sie ſaß auf einem einfachen, hölzernen Lehnſeſſel ohne Polſter,

und las mit Andacht in einem Gebetbuche, das sie zur Seite legte, als ich eintrat.

„Ich habe Ihren Besuch erwartet, Don Pedro" — sprach sie mit Würde — „lassen Sie sich nieder."

„Es ist unmöglich" — fuhr er fort „dir dieses Gepräge von Würde in Verbindung mit dem Tone der feinen Welt zu beschreiben, das mich unter diesen Umgebungen nicht blos überraschte, sondern auch, da ich mich eigentlich einer solchen Frau gegenüber, der damals noch leichtsinnigen Bewerbung zu schämen hatte — völlig betroffen machte."

„Ich weiß" — fuhr sie fort — „den Grund Ihres Besuchs — indeß muß ich Sie ersuchen, dessen nicht zu erwähnen. Es giebt Dinge, von denen sich nicht ohne Schmerz reden läßt. Ich bin alt und kränklich. Mein Bedürfniß ist Frieden und Ruhe. Sind Ihre Absichten auf meine Tochter ernstlich, so kommt es nur der Gräfin von Manfilla zu, mich davon in Kenntniß zu setzen." — Höchst verwirrt, stammelte ich einige nichtssagende Worte. „Sie werden übrigens" — fuhr sie fort — „meine Tochter nicht zu sehen bekommen, Sennor — und wenn das Gespräch einer Frau von meinen Jahren Sie hier fesseln kann, so steht es Ihnen frei, hier so lange, als beliebt, auszuruhen. Indeß wollen Sie weder Beleidigung noch Unhöflichkeit darin finden, wenn ich mich zu der Bitte genöthigt sehe, mich nicht wieder mit Ihrem Besuche zu beehren." — In

dieſem Augenblick trat der Pfarrer des Dorfs ein. An ſeinen kalten und wichtigthuenden Mienen bemerkte ich leicht, daß er von meinem Beſuch unterrichtet war und meine Abſicht errieth. Er vermied es, mich anzuſehen und nach einigen unbedeutenden Reden, äußerte er, daß ſie der Ruhe bedürfe und daß wir uns daher entfernen würden. — Ich war ſo betreten und beſchämt, daß ich mich unwillkührlich zugleich mit dem Pfarrer erhob, und mich empfahl. Kaum war ich mit dem Pfarrer vor die Thür gekommen, ſo hörte ich auch ſchon einen ſtarken Riegel von Innen vorſchieben."

„Nun bei Gott" lächelte Perez — „man kann nicht höflicher auf Nimmerwiederſehen hinaus complimentirt werden, als du es warſt. — Nun, wie weiter?" —

„Dieſe Hinderniſſe erhöhten und verdoppelten noch meine Liebe. Ich verlor den Geſchmack an allen Beluſtigungen meines Alters. Und wird mir nicht Hülfe — ſo bin ich ein verlorner Menſch — ein Träumer."

„Du ſchriebſt ihr doch?" —

„Was helfen Briefe, die nicht geleſen werden würden. Und durch wen hätte ich Briefe an ſie beſorgen laſſen ſollen, ohne Gefahr zu laufen, daß ſie aufgefangen wurden. Nur ſo viel hörte ich, daß ſie von jetzt an, ungeheuer bewacht würde. Sie ging nur Sonntags aus — in die Kirche, und nie ohne Begleitung — das ganze Unheil war von dem boshaften Caplan her

gekommen — durch ihn hatte meine Mutter Alles erfahren. Es wurde in ihrem Cabinet förmlich Familienrath darüber gehalten, die Sache wurde dem Bischof angezeigt und der Pfarrer von Ottaro wurde in den bischöflichen Palast berufen, um Verhaltungsbefehle zu empfangen. Kurz, eine eiserne Mauer von Intriguen hatte man zwischen mir und Elena gezogen, die denn auch im Beichtstuhl begreiflich recht tapfer gegen mich bearbeitet wurde. So viel Hindernisse erhöhten mit jedem Tage meine Leidenschaft. Ich wurde bleich und elend. Mein Vater wollte der Sache ein Ende gemacht wissen. Er ließ mich eines Morgens in sein Cabinet rufen. Der Bischof war anwesend und hielt mir eine lange Rede von den Pflichten des Gehorsams gegen Eltern; dann nahm mein Vater das Wort und kündigte mir kühn und trocken an, daß er entschlossen sei, mich zu verheirathen und zwar mit Mathilde von Lanizorés, Nichte Seiner Hochwürden, die große Reichthümer und den von ihrem verstorbenen Vater ererbten Marquistitel auf mich übertragen werde. — „Die Sache ist bereits unter den Eltern abgemacht" — schloß er — „du hast nichts weiter nöthig, als zu gehorchen." —

„Ich wollte etwas antworten; aber der Bischof gebot mir" — fuhr Pedro fort — „im Namen des Himmels, den mein Ungehorsam beleidigen würde, zu schweigen. Er beschwor mich, dieses ungeheure Verbre-

chen nicht noch den Uebrigen hinzuzufügen, wodurch ich schon meine Eltern erzürnt hätte. — Dann entließen mich Beide mit den schwersten Drohungen im Fall meines Ungehorsams. — Ich hatte kein Wort gesprochen; aber Thränen drohten mich zu ersticken. Ich war entschlossen, um jeden Preiß den Gegenstand meiner Liebe wieder zu sehen. Ohne weitere Ueberlegung warf ich mich sogleich aufs Pferd und sprengte nach Ottaro. Zum Glück fand ich die Hausthür der Donna Isabel nur angelehnt. Ungestüm trat ich ein und traf sie mit Elena in demselben Zimmer, worin ich die Mutter zum ersten Male gesehen hatte. Schnell entschlossen verriegelte ich hinter mir die Thür und nahte mich ihnen in der heftigsten Gemüthsbewegung. Diese Leidenschaftlichkeit, mein irrer Blick, meine Todtenblässe mußte Beiden wohl Schrecken einjagen; versteinert, keines Wortes mächtig, standen sie mir gegenüber." —

„Erschrecken Sie nicht" — sprach ich demüthig — „Sie sehen hier einen Unglücklichen in Verzweiflung, dem nichts bleibt als der Tod; ich werde nie einen Augenblick die schuldige Ehrerbietung verletzen; aber ich beschwöre Sie, mich zu hören." — Endlich willigte Donna Isabel ein, mir die Erlaubniß zum Reden zu geben und der einfache Ausdruck meiner tiefsten Empfindungen schien sie zu rühren. Allein ich fand die Tochter eben so unbiegsam als die Mutter, wie ich um

die Hand der Ersten anhielt. Beide erklärten mir mit Festigkeit, daß die erste Bedingung ihrer Zustimmung die Einwilligung meines Vaters sei und das Aeußerste, was ich vermochte, war die Erlaubniß, ihnen die Antwort meines Vaters mittheilen zu dürfen. — Nun urtheile selbst über meine Lage. Es gehörte schon ein Entschluß der Verzweiflung dazu, meinem Vater nur ein Wort zu sagen über eine Angelegenheit, worin ich seine Abneigung schon kannte. Du kannst denken, wie er meinen Antrag aufnahm. Schon nach den ersten Worten unterbrach er mich heftig mit der Erklärung, daß er lieber tausendmal sterben, als in eine so erniedrigende Ehe einwilligen werde. Er wolle mich lieber todt sehen als vor dem Altare mit dieser Person, die so tief unter mir stehe. — Ich ritt noch einige Male nach Ottaro und fand mancherlei Vorwände um Zutritt bei Donna Isabel zu erhalten, doch suchte ich immer die Erklärung meines Vaters zu umgehen. Als ich so zum vierten Male wieder kam, trat Donna Isabel mir stolz und kalt entgegen: „der Bescheid" — sprach sie — „den Sie mir zu verschweigen suchen, ist mir schon unmittelbar durch Ihre Familie zugegangen. Ich weiß nun, daß nie an eine Verbindung zwischen Ihnen und meiner Tochter zu denken ist. Deshalb muß ich Ihnen auf das Bestimmteste für immer mein Haus verbieten." —

„Jetzt war ich aufs Aeußerste getrieben. Ich trug immer ein Terzerol bei mir, weil ich schon seit einiger Zeit bemerkt hatte, daß ein Späher meines Vaters mir auf Tritt und Schritt folgte. Voll Verzweiflung zog ich diese Waffe und schwor, mich sogleich zu tödten, wenn sie nicht im Augenblick dieses unglückselige Gebot zurück nehmen würde."

„Jetzt brach Elena's lange verhaltene Liebe durch; mit hervorstürzenden Thränen sank sie mir fast zu Füßen, indem ich sie in meinen Armen auffing, und beschwor mich, das gefährliche Werkzeug des Todes zu verbergen. Nur das Eine dürfe sie mir gestehen, daß ihr meine Liebe nicht mißfallen könne, und daß, wenn mein Vater einwillige, sie freudig meine Gattin werden würde. — Zum ersten Male ruhten ihre Blicke mit dem Ausdruck der leidenschaftlichsten Liebe zärtlich flehend auf meinen Augen. Ich war davon wie berauscht und die Macht der Begeisterung gab mir einen wahren Strom von Bitten, Beschwörungen, Herzensergießungen, der endlich auch die starre Festigkeit ihrer Mutter erweichte. Versöhnt reichte sie mir die Hand zum Kuß und sagte: „ich sehe, Don Pedro und bin überzeugt, daß Sie es redlich und aufrichtig mit meiner Tochter meinen und jetzt darf ich Ihnen gestehen, daß meine Tochter von so edler Geburt ist, als Sie selbst es sind. Ich bin die Wittwe eines in Mexico

verſtorbenen Stabsofficiers von altem caſtilianiſchen Adel. Er hinterließ mir und meiner Elena nichts als ſeinen Degen und den Anſpruch auf eine Penſion, die mir aber noch immer nicht gewährt wird. Mein verſtorbener Mann gehörte zu der berühmten, aber am Hofe in Ungnade gefallenen Familie der Gonzalez. — Wir leben bis jetzt nur von dem Verkauf meiner Diamanten und um unbemerkt und billiger leben zu können, zog ich in dieſes Dorf. — Unſre Armuth iſt alſo das einzige Hinderniß der Einwilligung Ihres Herrn Vaters."

„O wir ſind reich genug" — rief ich aus — „um eine ſo unverdiente Liebloſigkeit des Geſchicks wieder ausgleichen zu können. Mein Vater iſt ſtreng, kalt, aber gewiß nicht ohne Edelmuth. Er wird gern einwilligen, den Nachkommen eines um Spanien ſo hochverdienten Generals wieder eine würdige Stellung in der Geſellſchaft zu geben. Ich eile, ihn davon zu benachrichtigen."

„Davon verſpreche ich mir wenig Erfolg" entgegnete Donna Iſabel „Ungnade vom Hofe und Armuth ſind zwei ſo wichtige Hinderniſſe für einen ſpaniſchen Granden, der ſich in der Sonne der Hofgunſt bewegt, daß ich zum Voraus überzeugt bin, er wird nicht einwilligen. Und deshalb beſchwöre ich Sie aufs Neue, Don Fernando, ſtören Sie nicht ferner den Frieden einer unglücklichen Familie." —

„Diese Bitte bewegte mich aufs Tiefste — indeß ihre Bedenken konnten mich nicht überzeugen, daß die Härte meines Vaters so weit gehen werde, selbst das Unglück nicht zu ehren. Ich versprach, vor der Einwilligung meines Vaters sie nicht wieder mit Ausbrüchen meiner Leidenschaft zu bestürmen, erklärte aber, daß ich mich nicht stark genug fühle das Leben zu ertragen, wenn mir die Erlaubniß versagt werde, Elena von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen. Schweigend mit einem Kopfneigen gab endlich Donna Isabel dazu ihre Einwilligung. — Bis jetzt habe ich es noch nicht gewagt, meinem Vater die Entdeckung mitzutheilen, daß Donna Elena von hochadliger Geburt sei, die abgeschlossene Kälte meines Vaters gegen mich, hindert jedes Vertrauen einer solchen Eröffnung. Meiner Mutter habe ich es indeß gesagt, und sie antwortete mir: „wir wissen es schon; ich werde mit dem Marquis, meinem Gemahl darüber reden; aber ich fürchte, er wird seinen Plan einer Verbindung mit der Nichte des Bischofs, nicht aufgeben. Indeß bemerkte ich, daß Donna Isabels Gesundheit, seit einigen Wochen den heftigen Gemüthsbewegungen erlegen war. Ihre edlen Züge wurden von Tage zu Tage bleicher und abgemagerter, ihre hohe Gestalt gebeugter und hinfälliger. Endlich — erst heute früh erklärte sie mir unter Thränen, die ich zum ersten Male den Augen der stolzen

Frau entströmen sah, daß sie sich genöthigt sehen werde, diese Provinz zu verlassen. Sie wollte sich weiter nicht darüber aussprechen; aber selbst die Art ihrer Zurückhaltung ließ mir kaum einen Zweifel darüber, daß meine Familie für ihre Entfernung entschieden habe, und sie durch Intriguen dazu nöthige."

„So ist es" — rief Perez lebhaft — „ich habe in sichere Erfahrung gebracht, daß eine förmliche Verschwörung gegen deine — allerdings sehr romanhafte Liebe existirt. Dein Vater zu stolz, zum intriguiren, deine Mutter zu fromm dazu, haben die ganze Sache in die Hände des Bischofs von Segovia gelegt. Dieser ist dabei betheiligt, daß sein Plan, dir seine Nichte zu vermählen, nicht durch diese Wittwe eines Gonzalez beeinträchtigt werde. Sein Hauptwerkzeug ist der Caplan und Beichtvater deiner Mutter, jener Fra Bartholo, der die erste Entdeckung von deiner Leidenschaft gemacht hat, und dieser wirkt wieder auf den ihm völlig ergebenen Pfarrer von Ottaro. Der Vierte im Bunde ist der Alcalde Don Mathias — eine Creatur deines Vaters; dieser hat der Donna Isabel als Obrigkeit angedeutet, daß sie als Fremde das Dorf verlassen müsse. Der Pfarrer von Ottaro macht ihr indeß die Hölle heiß und schärft ihr das Gewissen, der Marquis, dein Herr Vater, hat ihr sagen lassen, daß er durch seinen Einfluß am Hofe ihr die Verwilligung der Pen-

sion auswirken werde, im Fall sie sich mit ihrer Tochter in ein Kloster zurückziehen werde. Der hochwürdige Bischof aber spielt den frommen Vermittler. Er hat ihr durch den Caplan ein Asyl in dem Frauenkloster der Ursulinerinnen del Poreal, das im Guadrama-Gebirge liegt, angeboten. Die Aebtissin dieses Klosters ist eine Schwester der Marquise von Lanizores. Du weißt, daß solche Klöster benutzt werden, um widerspenstige Frauen in einer Gefangenschaft zu halten, aus der sie nicht entweichen können. So wird es denn dort auch der Donna Isabel und ihrem schönen Kinde ergehen."

„Ha — schändlich!" — rief Don Pedro — „welch ein Labyrinth von Intriguen! — aber ich werde es vereiteln, werde morgen mit Tages Anbruch nach Ottaro reiten und sie warnen; sie müßte ja keine Vernunft haben . . ."

„Morgen wäre es zu spät" — entgegnete Perez trocken — „der Bischof hat ihr seine mit sechs Maulthieren bespannte Kutsche anbieten lassen, um sie mit ihrer Tochter nach dem Kloster der königlichen Barfüßerinnen von Poreal zu bringen — doch unter der Bedingung, daß sie noch in dieser Nacht dorthin abreisen. — Und das wird geschehen." —

„Und das wird nicht geschehen!" — rief Don Pedro heftig — „ich reite im Augenblick nach Ottaro."

„Und würdest damit Alles verderben" — entgeg-

nete Perez ruhig — „deine Abwesenheit würde sogleich bemerkt werden. Man würde dich verfolgen, vielleicht auf Befehl deines Vaters festnehmen und dann dennoch die Entführung vollbringen." —

„So habe ich nur dich, mein Freund" — rief Don Pedro — „auf den ich mich verlassen kann." —

„Auf Tod und Leben" betheuerte Perez, ihm die Hand drückend — „indeß höre mich! — Der Alcalde Don Mathias hat seine Hand im Spiel. Vielleicht giebt er selber den Damen das Geleit bis an die Grenze der Provinz. Er kennt mich persönlich. Erblickt er mich unter den Angreifern der bischöflichen Kutsche, so wird er mich durch ganz Spanien verfolgen lassen, so lange ich lebe. Denn diese Alguacils hängen mit der heiligen Hermandad zusammen. Der Arm des Richters reicht über ganz Spanien. So saumselig sie auch sind, einen Verbrecher zu verfolgen, der nur in eine andre Provinz oder in eine Kirche fliehen darf, um ein Asyl zu finden, so würden sie doch nie ruhen, eine persönliche Beleidigung zu rächen. Mit dir ist es ein Andres. Dir, als dem Sohn eines Granden, dem Don Mathias sein Glück und seine Existenz zu danken hat, würde man zwar Unannehmlichkeiten bereiten dürfen, wenn man dich erkennt; allein nie ernstlich dich zu verfolgen wagen. Daher darfst du ganz dreist mit einigen bewaffneten Dienern zwischen Ottaro und dem Gebirge

dem Wagen des Bischofs aufpassen. Du wendest dich dann, nachdem alle Begleiter zurück geschickt sind, damit nach der kleinen verfallenen Papiermühle, am Fluß Atayade, dort läßt du die Damen aussteigen und schickst Seiner Hochwürden die Equipage mit allem Dank zurück. Eine Stunde später treffe ich mit einer von Maulthieren getragnen zweisitzigen Senfte dort ein und führe die Damen auf dein Gut im Gebirge. Dort sucht sie kein Mensch. — Du hast doch die Absicht, sie zu heirathen?" —

„Kannst du noch fragen?" —

„Bedenke dich noch einmal; der Entschluß ist kühn und folgenreich; aber einmal gefaßt, darf nichts ihn wankend machen."

„Nichts soll mich zurück halten" — rief Don Pedro feurig aus — „indeß du weißt, wie ich beobachtet werde. — Ich würde kein Pferd aus dem Stall bringen, ohne Späher hinter mir zu haben. Zudem hat mir mein Vater schon andeuten lassen, daß ich mich bereit halten solle, die höchsten Herrschaften, wenn sie diese Nacht abreisen würden, mit sechs bewaffneten Dienern nach San Ildefonso zurück zu escortiren."

„Das weiß ich Pedro" — entgegnete Perez — „aber dieser Umstand eben begünstigt das Unternehmen. Du wählst dir sechs zuverlässige Leute aus, schließest dich mit ihnen als Escorte der königlichen Equipage

an, bleibst auf der Ebene etwas zurück und da, wo sich die Straßen von San Ildefonso mit der von Ottaro schneiden, beugst du plötzlich links ab und nimmst jenseits des Dorfs den bischöflichen Wagen mit deinen Damen in Empfang, um sie an mich abzuliefern. In dem königlichen Wagen wird man dein Zurückbleiben kaum bemerken — und um die Zeit der Morgendämmerung, wenn du von San Ildefonso zurückgekehrt sein würdest, triffst du im Schlosse deiner Väter wieder ein. In den folgenden Tagen gehst du zum Schein ab, nach Madrid — versiehst dich mit so vielem Gelde als möglich, triffst auf deinem Gute im Gebirge ein, läßt dich dort heimlich vom Schloßcaplan mit deiner Elena trauen und lebst so lange zurückgezogen, bis dein Vater das Zeitliche gesegnet hat, und dann erscheinst du wieder als Erbe und Marquis von Mansilla und verachtest den Bischof mit seinem ganzen Anhange."

„Ha, du bist ein Engel — ein Gott — mein Schutzheiliger" — rief Don Pedro, indem er den Gauner umarmte und versprach, Alles so zu machen, wie der bewunderungswürdig ausgesonnene Plan ihm vorschreibe.

In diesem Augenblick erhob sich vor dem Parador, das schon erwähnte Gelärm und Donna Leonor, die Wirthin des Gasthauses, stürzte mit dem Ruf herein:

„Don Pedro! — Seine Excellenz der Marquis fragen nach Ew. Gnaden . . .“

Kaum war Pedro fort, so öffnete sich eine angelehnt gewesene Nebenthür und aus einer dunklen Kammer trat ein Verhüllter hervor.

„Ha bravo, mein tapferer Perez“ rief er ihm zu— „du bist der leibhafte Lügen-Teufel — solche Geschichte zu ersinnen, um den adligen Burschen mit seinen bewaffneten Bedienten, von der Bedeckung des Wagens der Prinzessin von Asturien, zu entfernen, uns freies Feld für unsre Unternehmung gewinnen zu lassen, das macht dir Ehre. — Bei Gott und allen heiligen Jungfrauen der Halbinsel — du bist ein wahrer Götterspitzbube, der es noch hoch bringen kann!“ — dabei reckte er seinen nervigen Arm aus dem Mantel hervor, und machte mit der Hand das Zeichen des Gehängtwerdens.

„Danke für das Compliment, mein sehr edler Ritter Carlos Maria“ — versetzte Perez, indem er sich erhob — „man thut schon Etwas, um verliebte Gimpel zu rupfen“ — und dabei hielt er ihm die grünseidne Börse vor die Augen, die Pedro mit Geld gefüllt, ihm gegeben hatte. — „Uebrigens hat seine Hoheit der Prinz von Asturien, den Gott segnen wolle, nach höchst ihren gnädigen Maulthieren gerufen und ich denke, wir werfen uns auf unsre Pferde und stellen unsre Leute auf in der Gegend der Brücke, wo Don

Pedro, Graf von Montijo schon die hohen Herrschaften im Stich gelassen haben wird, um — sich recht weidlich in den April schicken zu lassen — ha, ha!" —

Bald hörte man die Hufschläge der schönen muthigen Rosse dieser beiden Embozados und eines vertrauten Dieners, der sie ihnen vorgeführt hatte. Nach wenigen Minuten waren sie auf der unermeßlichen Ebene im Dunklen verschwunden.

Don Fernando, der Prinz von Asturien und seine Gemahlin saßen in einem Kaleschwagen von sechs, mit rothen Bändern, Federbüschen und Schellen geschmückten Maulthieren gezogen. Diese galopirten über die Ebene dahin. Zwei königliche Bediente mit Fackeln standen hinten auf. In jedem Wagentritt hing ein Page. Zwei Stallbediente galopirten vorwärts und unmittelbar an den Wagen schloß sich ein junger Edelmann zu Pferde, in der glänzenden Uniform der Artillerieschule. Ihm folgten sechs berittene und schwer bewaffnete Bediente. Schon beim Einsteigen hatte der Erstere der schönen Prinzessin die übliche Huldigung dargebracht, indem er sich auf ein Knie niedergelassen und mit empor gehobener Hand ihr das andre Knie statt des damals noch üblich gewesenen Schemmels, der hinten angebunden mit geführt zu werden pflegte, als Fußtritt dargeboten. Die Prinzessin hatte es zwar verweigert, davon Gebrauch

zu machen, aber dem jungen Manne doch einige verbindliche Worte gesagt — daß sie und ihr Gemahl mit Vergnügen ihre Sicherheit der Ehre eines so tapfern Cavaliers anvertrauen würden.

Don Pedro, denn der war es, wurde glühend roth, bei dem Gedanken, daß er dieses Vertrauen nicht verdiene. Er schämte sich des Verraths, den er beabsichtigte und es entstand in seinem Innern, ohne daß ein Mensch etwas davon ahnete, ein schwerer Kampf zwischen Ehre und Liebe, Pflichtgefühl und Leidenschaft. Dieser dauerte fort, während er hinter dem Wagen der königlichen Personen her gallopirte. Er malte sich mit den entsetzlichsten Farben das Unglück, seine Geliebte zu verlieren, die düstern Klostermauern, in denen sie fortan ihr Leben verseufzen müsse, und es schien ihm nicht möglich, ein Leben zu ertragen, das von so viel Qualen über die Leiden eines so geliebten Wesens erbittert werde. Aber auf der andern Seite empörte sich auch seine ganze edlere Natur bei dem Gedanken, so unritterlich den Ehrenposten zu verlassen, auf dem er sich jetzt befand. Mit diesen widerstreitenden Empfindungen erreichte er im Gefolge des königlichen Wagens den Kreuzweg, wo die Straße von Segovia nach San Ildefonso von der nach Ottaro führenden, durchschnitten wurde. Nur einen Augenblick hielt er zuckend den Lauf seines Renners an und war eben im Begriff, links

ab sich zu wenden, als ein tiefes Schamgefühl sein Herz umkrampfte und er, um jeder Versuchung zu widerstehen, mit einigen mächtigen Sprüngen seines edlen Andalusiers, sich am rechten Wagenschlage sehen ließ, wo er von den hohen Herrschaften bemerkt werden konnte.

Diese saßen wortarm und einsilbig, jedes in eine Ecke gedrückt. Don Fernando grollte noch immer über Godoys Galanterie und den scherzhaften Fächerschlag von Seiten seiner Gemahlin. Maria Antonia hatte im Anfange sich bemühet, ihn durch freundliches Zureden über den Grund seiner Verstimmung zur Sprache zu bringen; aber er entgegnete, er sei nicht verstimmt und doch bewies die That das Gegentheil; denn sie mochte unbefangen sich stellend, zur Sprache bringen, was sie wollte, so hatte er keine andre Antwort als ein trocknes: Ja oder nein. Sie fing darauf an, ihm zärtlich zu schmeicheln, sich kosend an ihn anzuschmiegen; allein er machte eine Bewegung, die dem feinen Gefühl der jungen Frau verrieth, daß sie ihm damit überlästig werde und verletzt dadurch, selbst auf das Tiefste verstimmt und verwundet, zog sie sich nun auch ihrer Seits in die andre Ecke zurück; unwillkührlich wendete sie nun die stärkste Waffe liebenswürdiger junger Frauen an — die, des Schmollens.

Der Wagen des Herzogs von Alcudia und hinter

ihm, die Kammerwagen mit den Cavalieren und Damen des Hofes, waren noch weit zurückgeblieben, da wie es scheint, nicht ohne Absicht, eine spitzbübische Hand einige Schrauben und Vorstecker an den Rädern vom Wagen des Herzogs entwendet hatte, so daß diese nach einigem Umdrehen, abliefen und so leicht nicht wieder hergestellt werden konnten. —

So bildete Don Pedro mit seinen Leuten noch die einzige Bedeckung des Wagens, worin sich der Prinz und die Prinzessin von Asturien befanden; als dieser bei der Brücke ankam, die am Fuß der Gebirge über die tiefe Schlucht eines jetzt trockenen Flußbettes gewölbt ist, tauchten plötzlich über dem Rand des Erdfalls mehrere schwarzwollige Köpfe empor, und man sah deutlich einige Gewehrläufe im weithin reichenden Fackelschein blitzen.

Plötzlich donnerte eine Stimme, ein brüllendes: „Halt, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ —

Der Zagal — oder der Treiber, der neben her lief, rief die Corona und Capitana — die beiden vordersten Maulthiere, die den Zug führten, an und beschwor sie bei allen Heiligen der Halbinsel, zu stehen und nicht in ihr eignes Verderben zu rennen. — Aus dem Wagen dagegen erschallte ein Aufschrei von weiblicher Stimme, und der Zuruf des Prinzen: „fahr zu in Gottes Namen!“ — In diesem Augenblick schrie der

Majoral, oder der auf einer Art von Kutschenbock sitzende Haupt-Kutscher — der Capitana, la Corona la Guitanna, mit dem ganz eignen Tonfall zu, der sie zum Laufen antreiben sollte und ließ dabei die lange Peitsche durch die Luft sausen. Die ohnehin schon stutzenden Thiere, wußten bei diesen widersprechenden Befehlen nicht, was sie thun sollten. Die Vordersten, die ohne Zügel nur durch Zuruf regiert werden, kehrten zurückprallend um, die langen Stränge, die nach der spanischen Art der Anspannung, ohne Wage von jedem Thier unmittelbar bis an den eisernen Pflock unter dem Vordergestell des Wagens zusammen laufen, verwirrten sich, und so wurde das ganze Gespann plötzlich ein Knäul, den das Geschrei der Kutscher nicht entwirren konnte. Plötzlich krachte ein Schuß und die Capitana, das tüchtigste andalusische Maulthier aus dem königlichen Marstall von San Ildefonso, brach getroffen zusammen. Weinend stürzte sich der Zagal auf sein Lieblingsthier, das der gute Bursch umhalsete, als es sterbend am Boden lag und der Wagen stand. In demselben Augenblick tauchten dunkle Männergestalten herauf aus der Vertiefung des Erdfalles, welcher das jetzt trockene Strombette bildete, und fast gleichzeitig krachten von beiden Seiten mehrere Schüsse — die Bedienten des Prinzen warfen vor Schreck ihre Fackeln zu Boden, und jagten oder liefen davon. In der plötzlich entstandenen Dun-

kelheit konnte man weder Freund noch Feind erkennen, gleichwohl war ein furchtbares Handgemenge entstanden, in welchem man beim Sternenlichte, Degen und Messer blitzen sah. — Diesen Kampf hatte Don Pedro durch seine tapfere Gegenwehr veranlaßt. Seine Diener folgten dem Beispiele ihres jungen Herrn, der ihnen zurief: „Muth, meine Freunde, es gilt der Rettung Ihrer Hoheiten, des Prinzen und der Prinzessin von Asturien, die Gott beschirmen wolle zum Heil der Christenheit!“

Jeder Spanier ist, vermöge seiner, von den Vorfahren ererbten Denkungsart, ein geborner Legitimist. Das Königthum ist ihm heilig wie die gebenedeite Jungfrau Maria; der König als solcher ist ihm der Gott auf Erden, wie Gott selbst ihm nicht mehr als ein König im Himmel gilt. Der echte Spanier kann Gott und allen Heiligen zürnen, kann die Person des Königs hassen und verachten, er wird immer der Gottheit, den Heiligen und dem Königthum die Ehrerbietung nicht versagen. Selbst die Exaltados — die entschiedensten Revolutionairs der neuern Zeit, haben ihre heftigsten politischen Bewegungen nicht anders wie im Namen des Königthums gemacht. Die Republick hat dort nie Anklang gefunden und wenn die Constitution des Jahrs 1812 das Königthum auf weniger als einen Schatten von Macht reducirte, so zollte man doch dem

Könige und dem königlichen Hause die Verehrung eines unantastbaren Heiligthums. Man betrachtete den König oder die Königin wie das Bild der heiligen Jungfrau, das anbetungswürdig sei, obwohl jeder weiß, daß es von Holz gemacht ist. Man wagte nie zu sagen, nur zu denken: der König befindet sich in der Gefangenschaft seiner Umgebungen, sein Wille ist nicht frei.

Diesen tiefen Characterzug im Wesen des Spaniers muß man kennen, um es begreiflich zu finden, wie das angreifende Raubgesindel — das ohne Zweifel nicht wußte, daß der Angriff den geheiligten Personen des Prinzen und der Prinzessin von Asturien gegolten hatte — kaum diesen Zuruf vernahm, als es auch plötzlich trotz der großen Ueberzahl allen Muth verlor und sein Heil in der Flucht suchte. Eben so sehr mußten aber auch die bewaffneten Diener Don Pedro's angefeuert werden durch das Bewußtsein, die Vertheidiger so geheiligter Personen zu sein. Dieser Umstand aber brachte neue Gefahren über die hohen Reisenden — denn während der junge Graf von Montijo mit seinen bewaffneten Dienern im Eifer der Verfolgung der fliehenden Räuber sich vom königlichen Wagen entfernt hatte, entstand dort ein gellendes Hülfsgeschrei: — Augenblicklich warf er sein feuriges Roß herum und erreichte die Equipage des Prinzen, nur um zu sehen, wie einer der Räuber sich auf Don Fernando geworfen

hatte, indem ihm ein Dolch in den Händen blitzte, ein Zweiter aber zu Pferde eine laut um Hülfe schreiende Dame im Galopp davon führte, die keine Andre sein konnte, als die Prinzessin von Asturien, deren Platz im aufgerissenen Wagen leer war. —

„Muerto maleditto gojo!“*) — schrie er dem Erstern der Räuber zu und indem dieser sich halb umwendete, um dem neuen Anfall zu begegnen, stieß er ihm die Spitze seines breiten spanischen Degens durch die Kehle in die Brust. — Und mit dem Ausruf: „Jesu Maria y Jose!“ — stürzte dieser todt zu Boden. Der muthige junge Ritter aber jagte augenblicklich in rasender Carrière, dem andern Räuber nach und Beide verloren sich in der Dunkelheit — nur noch weither ertönte der Hufschlag beider Pferde auf dem harten Boden und das kreischende Hülfegeschrei der geraubten Prinzessin. —

Die übrigen Räuber hatten sich indeß behende wie Berggeister über den Abhang des tief eingerißnen Strombettes hinunter gestürzt in die dunkle Tiefe, wohin ihnen die bewaffneten Diener des jungen Don Pedro nicht folgen konnten. Dort unten verloren sie sich unter dem Brückenbogen, und da wir mit der Localität bekannt sind, so wissen wir, daß sie von da in die tiefe

*) Stirb, verdammter Hund!

Bergschlucht eines Seitenthals hinein geschlüpft sein mußten, wo Tages vorher die Schleichhändler ihre Siesta gehalten hatten. Indem sie dort ihre Pferde fanden, konnten sie leicht durch die Pässe des Guadrama-Gebirges sich jeder Verfolgung entziehen. — Jetzt erst in die Dunkelheit der Bergschluchten hinein starrend, erkannten die bewaffneten Diener des edlen Hauses Mansilla das Nutzlose jeder weitern Verfolgung, vermißten aber mit Schrecken ihren jungen Herrn und erfuhren erst von dem Prinzen, daß zwei Räuber seine Gemahlin aus dem Wagen gerissen, und einem dritten aufs Pferd gehoben hatten, während er sich gegen zwei Andre, die an seiner Seite die Wagenthür aufgerissen, vertheidigt habe. Gleich darauf hätten zwei die Flucht ergriffen, der vierte aber habe ihn noch erst ohne Zweifel ermorden wollen, als Don Pedro herangesprengt gekommen sei, den Räuber niedergestoßen habe, und dem Entführer seiner Gemahlin nachgejagt sei. —

Dabei war der Prinz aus dem Wagen gesprungen, bestieg das Pferd des Einen der Diener, gebot den Andern zu folgen und galoppirte mit ihnen in derselben Richtung hin, wohin wenige Minuten früher, Don Pedro geritten war. —

Indessen nahten auf der Straße von Segovia her, eine Menge Fackeln. Man hörte Hufschlag und Wa-

gengeraſſel, welches ſich indeß langſam zu nähern ſchien. Es war, wie ſich bald zeigte, der Herzog von Alcudia mit ſeinem Gefolge, dem ſich die Kammerwagen mit den Cavalieren und Damen vom Hofe des Prinzen und der Prinzeſſin von Aſturien angeſchloſſen hatten. Der Wagen des Herzogs war von einem Detaſchement reitender Garden du Corps begleitet, die eigentlich beſtimmt geweſen waren, dem Wagen der genannten höchſten Perſonen zur Escorte zu dienen, aber durch ein, wahrſcheinlich beabſichtigtes Mißverſtändniß zurückgehalten waren, bis endlich der Herzog von Alcudia bedeutend ſpäter als der Prinz, abfuhr.

Man kann ſich keine Vorſtellung machen, von dem Schreck und der Betroffenheit, die ſich auf allen den vom Fackellicht erhellten Geſichtern zeigte, als man auf dem Platze jenes Raubanfalls angekommen war. Um den Wagen des Prinzen und den Haufen Maulthiere, die ſich in den Strängen verwickelt hatten, bildete ſich bald ein Kreis von Wagen und Reitern, Herren und Damen und Bedienten mit Fackeln, Pferden und Maulthieren, denen Cerillo, einer der Diener des Hauſes Manſilla, deſſen Pferd der Prinz beſtiegen hatte, mit großer Ruhmredigkeit von dem Anfall einer Räuberbande erzählte und das ſiegreich beſtandene Gefecht ſchilderte. — Der von Don Pedro am Kutſchenſchlage erſtochene Räuber und drei ſchwer Verwundete, die auf

der Flucht die Tiefe des Flußbettes nicht hatten erreichen können, bezeugten die Wahrheit dieser lebhaft geschilderten Erzählung. —

Alle waren außer sich, viele warfen sich auf die Erde und heulten laut, Andre zerrissen ihr Haar und ihre Kleidung — alle verwünschten bald die Erde, die diese frechen Räuber getragen hatte, bald die Seele ihrer Mutter, oder das Licht ihrer Augen. Nur der Herzog von Alcudia blieb anscheinend ruhig. Er gab Befehle, die Räuber zu verfolgen, die Verwundeten derselben dem Alcalden von Segovia zum Verhör abzuliefern, die Maulthiere vor der Hofequipage des Prinzen wieder in Ordnung zu bringen und ihm in der Richtung von Ottaro hin zufolgen, wohin der Entführer und die Verfolger sich gewendet zu haben schienen. Er blieb dabei in seinem Wagen sitzen, umgeben von Bedienten mit Fackeln und Garden zu Pferde.

Indeß war in weiter Entfernung von diesem Platze eine Scene vorgefallen, die nicht minder erschütternd war als Jene.

Don Pedro war auf seinem trefflichen Renner dem Räuber, der Donna Maria Antonia entführt hatte, erst nach Verlauf von fast einer Viertelstunde fortgesetzten Jagens nahe genug gekommen, um ihm ein donnerndes Halt zurufen zu können. — Der Räuber sah sich um, spornte aufs Neue sein fast schon athemlo-

ſes Roß, das zwei Menſchen zu tragen hatte, wie ſpaniſche Pferde wohl gewohnt ſind, aber eben dieſer Umſtand erſchwerte doch ſo ſehr den Lauf des Thiers, daß an ein Entkommen auf dem Wege der Flucht nicht mehr zu denken war. Er wendete daher ſchnell ſein Roß, und indem er einen Dolch zuckte, deſſen Klinge Don Pedro blitzen ſah, rief er ihm zu: „Halt! Paciencia!*) — dieſe Donna iſt des Todes, wenn du nicht im Augenblick ſtill hältſt!“ —

Dieſe Drohung durchzuckte den jungen Mann wie ein electriſcher Funken. Eine ihm entgegen gehaltene Piſtolenmündung würde den Lauf ſeines Roſſes keinen Augenblick aufgehalten haben, aber ſolche Drohung gegen ein ſo koſtbares Leben durfte nicht unbeachtet bleiben. Mit einem Ruck des Schrecks parirte er ſein Pferd und mit der tiefſten Empörung des Gefühls hatte er ſeinen vermeintlichen Freund erkannt.

„Du, Iznardo?“ — rief er ihm zu — denn er kannte ihn unter keinem andern Namen — und die Haare ſtanden ihm vor Grauſen zu Berge — „augenblicklich entlaß die hohe Geraubte — ha, wie habe ich mich in dir geirrt — entſetzlicher Verbrecher — wie haſt du mich betrogen!“ —

„Gehen Sie mit Gott, königliche Hoheit“ — ſprach

*) Geduld.

der Gauner, indem er seine kostbare Bürde mit vorsichtiger Galanterie auf den Boden niederließ — dann aber sein erleichtertes Roß tummelnd, nahte er sich dem jungen Edelmann bis auf zehn Schritt und diesem die Mündung einer Pistole entgegen haltend, rief er ihm zu: „Empfiehl Gott deine Seele — bete ein Ave — und stirb. — Du hast mich erkannt, Pedro, du würdest mich verrathen — du hast mein Vorhaben vereitelt — nur dein Tod kann mich retten.“ —

Don Pedro hatte keine Waffe als seinen Degen. Damit stürzte er sich, ohne Furcht und Bedenken auf den Drohenden. Schuß und Stich erfolgten fast in einem Augenblick. Perez — denn der war es, hatte einen Stich unter dem rechten Schlüsselbein herein, und unter dem Schulterblatt wieder heraus bekommen und bei einer schnellen Wendung des Pferdes war Don Pedro der Degen aus der Faust entglitten und in der Wunde stecken geblieben. — Aber auch der junge Ritter fühlte sich schmerzlich von der Kugel seines Gegners getroffen. Perez suchte zu entfliehen mit dem Degen in der Wunde, und Pedro jagte hinterdrein — aber schon nach wenigen Galoppsprüngen wurde es ihm dunkel vor den Augen, er sah nur noch, daß der Räuber vom Pferde stürzte, eine Strecke im Bügel am Boden hingeschleift wurde und dann liegen blieb, während das Roß, dessen Sattelgurt gerissen war, das Weite suchte.

Er ſelbſt hielt mit letzter, zuckender Kraft ſein Pferd an und kehrte um, damit die Prinzeſſin nicht verlaſſen ſei in dieſer unermeßlichen Einöde — doch kaum hatte er die noch auf ihren Knieen liegende, und alle Madonnen der Halbinſel ſo wie die heilige Roſalia von Palermo anrufende fürſtliche Frau erreicht, und ihr ein Wort zur Beruhigung zugerufen, als der Verſuch vom Pferde zu ſteigen, ihm die Lähmung des einen Arms fühlbar machte; das Blut rieſelte warm ihm am Leibe nieder und ohnmächtig ſank er vom Pferde und auf den Boden nieder.

Man denke ſich die ſchreckliche Lage der unglücklichen Prinzeſſin, die in dieſem Augenblick noch — um das Maaß ihres Schreckens voll zu machen, galoppirende Reiter herannahen zu hören glaubte. Sie erinnerte ſich zugleich des Angriffs auf ihren Gemahl und zweifelte kaum einen Augenblick, daß er ermordet ſei — Angſt und Schreck trieben ſie aufs Aeußerſte — zu einem unüberlegten Aufſchrei — der ja erſt ihre Verfolger herbei ziehen mußte — da o Wonne — o Glück der Rettung! hörte ſie ihren Namen rufen: „Maria Antonia!“ — und erkannte die Stimme ihres Gemahls. Laut aufjauchzend: „Mein Fernando!“ — ſprang ſie auf und ihm entgegen. Der Prinz warf ſich vom Pferde herunter, und Beide ſtürzten einander in die Arme.

Nie hat es wohl unter schrecklichern Umgebungen höhere Entzückungen in einer menschlichen Brust gegeben, als dieses Wiedersehen der beiden liebenden Gatten, die einander gegenseits schon für verloren gehalten hatten. Im ersten Augenblick war alles Andre vergessen, der eheliche Zwist, so wie der Tod des braven jungen Edelmanns, der Räuber, wie seiner Gehilfen. — Während jedoch die Bedienten Don Pedro's sich um ihren, in einiger Entfernung davon, am Boden liegenden, jungen Herrn beschäftigten, seine Kleider aufrissen, und ihm die Stirn und Schläfe mit Wein wuschen, den sie in einer Feldflasche mit sich führten, thaute wieder ein Bewußtsein der durchlebten Ereignisse in der Seele der jungen Gatten auf und Maria Antonia erzählte dem Prinzen, ihrem Gemahl, die Geschichte ihrer Entführung und Rettung. Und als sie erwähnte, Don Pedro habe ihn Iznardo genannt, so erinnerte sich der Prinz augenblicklich, daß dieses der Name des ihm aufgedrungen gewesenen und vom Canonicus entlarvten Haushofmeisters sei. Auch die Prinzessin glaubte jetzt ihn erkannt zu haben, besonders an dem sanften, einschmeichelnden Wesen einer lispelnden Rede, womit er ihr zugesprochen habe, es solle ihr nichts Uebles widerfahren. Sie werde nicht in schlimmer Absicht entführt, sondern nur als Zeichen der Liebe eines hochgestellten Manns, der im Reiche mehr gelte als der König . . ."

„Ha — den verhaßten Günſtling meint er" — rief Fernando ſie unterbrechend — „den Herzog von Alcudia, meinte er ohne Zweifel."

„Er nannte ihn nicht" — entgegnete die Prinzeſſin; „er bezeichnete ihn deutlich genug. Wer ſonſt hätte ſo Ungeheures wagen können? — iſt es auch nicht Liebe, ſo bin ich ſeinen Plänen im Wege. Er wünſcht mich zu entfernen vom Hofe..."

„Um mich noch beſſer umſtellen zu können..." zürnte Fernando — „er ſoll ſterben von meiner Hand!"

„Uebereile dich nicht, Fernando" — entgegnete ſie ſchmeichelnd — „ein Mord wäre unter deiner Würde, gegen Ehre und Gewiſſen. Laß uns geheim halten, daß wir ihn durchſchauet haben; an Beweiſen fehlt es doch; deine königlichen Eltern würden nicht dir, ſondern ihm Glauben ſchenken; deine und meine Lage würde nur noch verſchlimmert werden — ſei klug und verſchloſſen und die Stunde der Vergeltung wird ſchon kommen."

„Klug und verſchloſſen — aber tief erbittert!" — ſprach Fernando mit gepreßter Stimme in ſich hinein — „ihm ewige Todfeindſchaft — dem Verhaßten und" — fügte er mit einem ſchneidend, ſardoniſchen Lachen hinzu — „die Maske einer kalten Höflichkeit — aber mehr, bei Gott, vermag ich nicht."

Damit war ein tiefer Riß in den bis dahin min-

deſtens redlich offen geweſenen Character dieſes Prinzen geſchehen, und von dieſem Tage an ſah man Don Fernando nur als einen verſchloſſnen jungen Mann, der bei einem kalten, höflichen Lächeln auf ſeinen damals noch ſchönen Geſichtszügen ein tief verſtecktes Geheimniß der Geſinnungen in ſeinem Buſen trug, das Keiner der Späher, womit man ihn zu umſtellen wußte, jemals zu ergründen vermochte.

Es währte nicht lange, ſo erleuchteten Fackeln dieſe Scene. Godoy äußerte ſich darüber mit einem Wortſchwall von Theilnahme, die in den kalten Zügen des Prinzen und der Prinzeſſin von Aſturien weder ein Zeichen der Mißbilligung noch der Anerkennung fand.

Perez war noch nicht tod. Er wurde auf Godoy's Befehl in das Kloſter der barmherzigen Brüder zu Segovia gebracht, mit dem officiellen Auftrage an den Alcalden, ihn nach ſeiner Wiederherſtellung in das Criminalgefängniß abzuführen.

Besuch im Nonnenkloster.

Don Pedro liegt wundkrank. — Seine Geliebte ist indeß abgereiset. — Der Prinz und die Prinzessin von Asturien interessiren sich für ihn. — Don Pedro findet Gnade vor dem Könige. — Scene mit seinem Vater. — Plan einer Wallfahrt der Prinzessin von Asturien, nach dem Kloster der königlichen Barfüßerinnen. — Verkleidung. — Godoys Intriguen gegen Don Pedro. — Der Kriegsminister. — Don Pedro verschwindet. — Dessen Abreise. — Das Innere des Nonnenklosters. — Scenen geistlicher Disciplin. — Die räthselhafte Fremde. — Der Krankensaal im Kloster. — Donna Elena. — Deren Erlösung. — Elena und Pedro. — Plan für die Zukunft. — Pedros Verhaftung. — Zeitungsbericht. —

Die Sache machte ungeheures Aufsehen am Hofe. Der Entführer und seine Raubgesellen sollten wenigstens mit glühenden Zangen zerrissen, gespießt, geköpft und dann noch gehangen werden; aber von alle dem geschah nichts — aus dem einfachen Grunde, weil — der Corregidor von Segovia — eine Creatur des Friedensfürsten, den gefangnen Räuber mit seinen Gefährten, nach seiner Wiederherstellung hatte entspringen lassen; und die Spottlust der Majos von Segovia sagte, vielleicht nicht mit Unrecht, man habe diesen Spitzbu-

ben Geld gegeben, um sich Stricke zu kaufen und hängen zu lassen, wo sie Lust hätten.

Der arme Don Pedro wurde schwer verwundet in das väterliche Schloß zurückgebracht.

Schwerer wie sein Körper blieb sein Herz verwundet. Für eine edle Seele ist es nichts kleines, sich in einem vermeintlichen Freunde geirrt zu haben. Aber noch härter war es wohl für seine liebende Seele, ohne Nachricht von seiner Elena bleiben zu müssen, während der mehr monatlichen Dauer einer schweren Wundkrankheit, deren Heilung noch durch tiefe Gemüthsleiden erschwert wurde. Er hatte in seinen Umgebungen keinen, dem er sich in dieser Hinsicht ganz hätte anvertrauen können. Erst im Frühling des kommenden Jahrs, der im dortigen Klima schon im Februar beginnt, durfte er es wagen, wieder auszureiten. Der erste Ausritt war begreiflich nach Ottaro — dort fand er das kleine Haus der Donna Isabel von ihren frühern Bewohnerinnen verlassen. Durch eine nähere Erkundigung bei ihrer alten Wirthin konnte sein Gram nur vermehrt werden; er mußte hören, daß sie in der That in jener Nacht in der Kutsche des Bischofs abgereiset waren, in welcher er, durch sein ritterliches Benehmen die Gelegenheit sie zu retten versäumt hatte, während er die Prinzessin von Asturien, aus einer Gefahr gerettet hatte, die mehr als ihr Leben bedrohte. —

Nun waren für ihn alle Ansprüche an das Leben erstorben. Er war so gleichgiltig geworden gegen Alles, was man Ehre, Auszeichnung oder Lebensgenuß nennt, daß es in der That des strengen Befehls seines Vaters bedurfte, um ihn zu bewegen nach Madrid zu reisen, um in die königliche Garde du Corps, worin er als Hauptmann angestellt war, einzutreten. Zu einer vorhergehenden Verbindung mit Donna Mathilda, der Nichte des Bischofs von Segovia, war er indeß weder durch Bitten, noch durch Befehle oder Drohungen zu bewegen gewesen.

In Madrid präsentirte er sich zuerst der Prinzessin und dem Prinzen von Asturien und wurde dort von Beiden mit warmen Dankfagungen empfangen.

„Leider" — sprach der Prinz zu ihm, beim Scheiden „ist meine Stellung am Hofe meines Vaters von der Art, daß meine Empfehlung und Verwendung dir mehr schaden als nützen würde. Sei aber versichert, daß ich mich ewig als deinen Schuldner betrachten werde. Sollte ich einmal, über kurz oder lang, zum Throne gelangen, so wird der erste Gebrauch meiner Macht, ein Act der Anerkennung und Dankbarkeit gegen den Retter der Ehre meiner Gemahlin sein." —

Auch die Prinzessin äußerte sich darüber gegen ihn in demselben Sinne, nur noch wärmer und inniger. Sie fügte aber auch noch als zart fühlende Frau hin-

zu: „Capitain, man hat mir gesagt, daß Sie an einer unglücklichen Liebe leiden. Ich möchte nicht unbescheiden mich in Ihr Vertrauen drängen, und doch hege ich keinen sehnlichern Wunsch, als den, einst im Stande zu sein, etwas für die Wünsche Ihres Herzens thun zu können. Wollen Sie mich zur Theilnehmerin Ihres süßen Geheimnisses machen und vor Allen mir Namen und Aufenthaltsort derjenigen, der sie Ihr Herz geschenkt haben, mittheilen, so werden Sie hoffentlich recht bald erfahren, daß Sie keine Undankbare verpflichtet haben. — In gewissen Dingen reicht die Macht mitfühlender Frauen oft weiter als die der Männer — und wenn es auch die, von Königen wäre." —

Da war es dem armen Pedro, als müsse ihm bei dieser Theilnahme einer engelsmilden Frau das verschlossene Herz aufgehen. Er warf sich ihr zu Füßen, küßte die ihm dargebotene schöne Hand und erzählte kurz, aber mit gewandter Beredtsamkeit das Geheimniß seiner Liebe, nannte den Namen der Donna Isabel und ihrer Tochter, und das Kloster, wohin sie sich dem Vernehmen nach, zurückgezogen habe. Er schilderte dabei die starre Abneigung seines Vaters, die Intriguen des Bischofes und erwähnte der Ansprüche der Donna Isabel als Wittwe eines verdienten Stabsofficiers."

„Ich werde" — entgegnete die Prinzessin — „ein Gelübde vorgeben, um eine Wallfahrt nach dem Kloster

der königlichen Barfüßerinnen von Poreal unternehmen zu dürfen. Ich werde Elena und ihre Mutter dort kennen lernen und sprechen, und vermag die Stimme eines dankerfüllten, wohlwollenden Frauenherzens etwas über sie, so sollen sie vor allen Dingen die beste Meinung von ihnen gewinnen. Erwarten Sie alsdann das Weitere von der Zeit und meinen Bemühungen." —

„Ich fürchte nur" — stammelte Don Pedro, indem hervorbrechende Thränen die Worte seines Danks erstickten, „daß man sie bereden wird den Schleier zu nehmen — ein Herz ohne Hoffnung trägt ja ohnehin eine Sehnsucht nach dem Seelenfrieden klösterlicher Gelübde." —

„Eben die Hoffnung will ich ihr bringen und sie und ihre Mutter abmahnen von jedem Schritt, der sie ewig ausschließen würde von allem Glücke des Erdenlebens."

Freude und Hoffnung erwachten wieder in Pedros Seele. In dieser Stimmung begab er sich erst in den Palast des Herzog von Alcudia, dann zur Audienz beim Könige und der Königin.

Von dem Herzoge sowohl, als von den beiden Majestäten wurde Don Pedro freundlich aufgenommen und mit Gnadenbeweisen überhäuft. Der Herzog von Alcudia sagte dem Könige in seiner Gegenwart, der junge Graf von Montijo habe eine Tapferkeit bewiesen, die

an die romantische Ritterzeit des Cid und Amadis erinnere; er habe Spanien sein höchstes Kleinod — nächst Ihrer Majestäten und dem Prinzen von Asturien — dessen hohe Gemahlin gerettet; er habe dabei ein seltnes militairisches Talent entwickelt, und Seine Majestät würden dem Staate keinen größern Dienst erweisen können, als einen Mann von so ausgezeichneten Verdiensten mindestens zum Obrist zu ernennen. — Das geschah denn auch auf der Stelle; der König schmückte dazu eigenhändig die Brust des jungen Grafen mit der reichen, in Diamanten gefaßten Decoration des Calatrava-Ordens — eines der Aeltesten in Spanien. — Die Königin fügte einen werthvollen Diamantring hinzu, der Herzog von Alcudia eine goldne Tabatière mit dem Miniaturbilde des Königs; das waren Gnadenbezeugungen, die jeden andern jungen Mann trunken und schwindelnd vor Eitelkeit gemacht haben würden; allein in Pedros Seele hatte sich einmal seine unglückliche Liebe zu tief eingebrannt, um für so kleinliche Regungen der Eitelkeit noch Raum gewähren zu können. Es rührte ihn auch wenig, daß Vater und Mutter auf die erste Nachricht von diesem glücklichen Ereigniß nach Madrid geeilt kamen und versöhnt und schmeichelnd einen Sohn umarmten, der in ihren Augen eine Sonne des Ruhms und der Hofgunst geworden war, deren Strahlenglorie die ganze hochadlige Familie umfloß.

Die erste Anerkennung, die ihm in dieser Hinsicht wurde, war die Erklärung, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sich mit Donna Mathilda — der Nichte des Bischofs von Segovia zu vermählen — damit aber ging dem armen Pedro ein Licht der Hoffnung auf; er warf sich seinen Eltern zu Füßen, und flehte um die Gunst, sich mit Donna Elena vermählen zu dürfen, die ja von eben so altadligem Blute sei, als er selbst, und für ihre unverschuldete Armuth biete ja der Reichthum seiner Familie, mehr als hinlänglichen Ersatz. —

Kaum hatte er diese Bitte zu Ende bringen können, als er schon an der Röthe der Gesichtsfarbe seines Vaters, die Vorboten des aufsteigenden Zorns erkannte. Und in der That trat der, an gekränkter Ehre leidende Grand von Spanien einen Schritt zurück. Seine kleine, hagere Gestalt schien zu schwellen und zu wachsen — die a la Cacadou coeffirte Vergette hob sich über seiner gerunzelten Stirn, wie das Gefieder eines Kampfhahns; die ausgestreckte Rechte, der vorgestellte Fuß, der zurückgeworfene Kopf mit dem hohl gelegten Rücken, die linke Hand auf den brillantirt geschliffenen Stahlgriff eines wagrecht an der Hüfte hängenden kleinen Galanterie-Degens, dessen Scheide mit weißem Pergament überzogen war, die ganze altfranzösisch gekleidete Figur, hatte bei dem Allen doch etwas Imponirendes gewonnen, das bestimmt zu sein schien,

den von Kindheit auf, an Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnten Sohn. trotz seines Calatrava Ordens (den er übrigens noch nicht hatte anlegen wollen) und trotz seines Obristenranges — mit einem Schlage zu Boden zu schmettern. Und der Wortschwall, der volltönend mit aller Pracht der spanischen Sprache dem Munde des Marquis entquoll, mußte nach menschlichen Berechnungen, die Wirkung dieser theatralischen Stellung noch bedeutend erhöhen; denn es war die Ankündigung des Vaterfluchs, für den Fall, daß er jemals daran denken werde, sich mit einer Person zu vermählen, die durch die Ungnade des Hofes allen Anspruch auf bürgerliche Ehre verloren habe, die sich noch glücklich schätzen müsse, wenn ihr adliger Name in den Geschlechtsregistern der Halbinsel ausgelöscht werde, und sie selbst in ein Kloster der königlichen Barfüßerinnen von der strengsten Regel eingeschlossen, der ewigen Vergessenheit anheim fiele."

Die Marquesa Donna Januaria, Gemahlin des Marquis von Mansilla — eine kleine, zarte, blasse Frau mit einigen feinen Falten im Gesicht und aufgelegtem Roth, nebst einigen schwarzen Schönpflästerchen, s. g. Mouschen, in Form eines Herzchens oder Sternchens ausgeschnitten, übrigens auf dem hochfrisirten Haar, eine mit diamantnen Zitternadeln befestigte Mantilla, von weißen Spitzen über eine schwarzseidne Basquina

tragend — sank vor Schreck über diese Kraftäußerung ihres hohen Gemahls auf ihren Sessel zurück, küßte inbrünstig eine Reliquie — in Gold gefaßte Fingerknöchelchen irgend eines Heiligen, — die sie an einer goldnen Kette, am Halse hängend, trug — und bat Gott und alle Heiligen der Halbinsel, die Jungfrau vom Pfeiler, wie die von Atocha mit lauter tremulirender Stimme, um die Gnade, das Unheil einer solchen Vermählung von ihrer erhabenen Familie abzuwenden.

Pedro aber war durch seine unbesiegbare Leidenschaft auf einen Punkt gebracht, wo der Muth der Verzweiflung keine irdische Macht mehr achtet.

„Ha" — rief er aus — „bei Gott und allen heiligen Jungfrauen, die Zeit ist vorüber, wo ich mich wie ein unmündiges Kind gängeln und leiten ließ. Die königliche Erhebung hat mich zum Bewußtsein meiner Selbstständigkeit und Freiheit als Mensch gebracht; die Sclavenfesseln des Gehorsams, gegen die Tyrannei meiner Eltern sind gebrochen. Ich stehe jetzt allein auf der Welt und mit aller Kraft und Festigkeit des Willens, der seit Jahrhunderten in dem Hause Manfilla erblich gewesen ist, kündige ich Ihnen an, daß ich Alles aufbieten werde, um eine Verbindung zu schließen, ohne die ich das Leben selbst nicht mehr ertragen könnte."

„Pepita — mein Flacon!" — kreischte die Marquesa auf und sank ohnmächtig in die Arme ihrer her-

beistürzenden Frauen — der Marquis aber stellte sich abermals auf, wie ein kollernder Hahn, um den entsetzlichsten aller Vaterflüche auszusprechen, der den ungerathnen Sohn völlig zerschmettern sollte; doch dieser wartete das Strafgericht nicht ab; sondern stürzte wie wahnsinnig, im wildesten Schmerz hinaus.

Die Prinzessin von Asturien hatte Wort gehalten. Sie hatte ihrem Beichtvater angekündigt, daß sie aus Dankbarkeit über ihre Rettung eine Wallfahrt zu der heiligen Jungfrau von Poreal in der Kirche des Klosters der königlichen Barfüßerinnen, das auf einem der vielen Berggipfel des Guadrama-Gebirges belegen sei, beschlossen habe. — Ihr, dem Romantischen sich hinneigender Sinn, hatte beschlossen, damit für die beiden Liebenden eine Ueberraschung zu verbinden, und Don Fernando gab sehr gern dazu seine Zustimmung. Die Idee einer Mystification so vieler Aufpasser, die seine Gemahlin angegeben hatte, war nicht ohne Reiz für den seinen Trübsinn bisweilen durchbrechenden, jugendlichen Muthwillen. Indeß mußten zwei Personen in das Geheimniß gezogen werden, die Kammerfrau Franzeska und der Kammerdiener des Prinzen, Sennor Gros-Jean — wie ihn die Spanier nannten, ein gewandter Franzose, der aber seinem Herrn eben so ergeben war, als Franzeska ihrer Dame. Jener treue

Diener war abgesendet gewesen, um den jungen Don Pedro von dem Plan der Prinzessin in Kenntniß zu setzen und brachte freudige dankbare Zustimmung zurück. Franzeska sollte dann das Weitere besorgen. In dieser Absicht hatte diese den Sennor Gros-Jean über Gestalt und Aussehen des jungen Obristen in ein, in das genauste Detail gehende, Verhör genommen und eine weibliche Kleidung für ihn besorgt.

Don Pedro hatte bei einem dunklen Teint etwas mädchenhaft Zartes in seinen feinen Gesichtszügen. Seine Figur war noch jugendlich schlank, wenn auch stark genug gebaut, um für einen kräftigen, jungen Mann gelten zu können; nur mußte er sich den Schnurrbart abnehmen lassen, wozu er sich schwer entschloß.

Indeß war der alte Marquese von Mansilla zum Herzog von Alcudia gefahren und hatte diesem den Ungehorsam seines Sohnes geklagt und um Verwendung bei dem Erzbischof gebeten, daß die Novize Elena, Tochter einer gewissen Donna Isabel im Kloster der königlichen Barfüßerinnen vor dem Jahre ihres Noviziats entbunden und sei es mit Anwendung von Zwangsmitteln, oder durch Ueberredung, bewogen werde, die klösterlichen Gelübde abzulegen, damit die frevelhafte Absicht seines Sohnes sie zu entführen und sich heimlich mit ihr zu vermählen, zur Unmöglichkeit werde.

„Lassen wir die Pfaffen aus dem Spiele" — rief der Herzog — „für eine Gefälligkeit, die wir vom hohen Clerus fordern, verlangt er zehn Andre von uns. Wir kommen leichter zum Ziel, wenn wir den jungen Herrn zur Correction auf einige Jahre nach Mexico senden. Ich habe ohnehin Gründe, seine Entfernung von hier zu wünschen. Lassen Sie mich nur machen, Marquis — es soll Alles nach Wunsch gehen." —

Der alte Marquis gab dazu seine Beistimmung.

Darauf begab sich der Herzog in das Cabinet des Königs, wo er ohne Anmeldung Zutritt hatte. — „Sire" — redete er ihn nach der üblichen Kniebeugung an — „ich erscheine als Ueberbringer einer schlimmen Nachricht: Es sind Unruhen in den Colonien von Neuspanien ausgebrochen — auch haben die Indianer einen Ueberfall gemacht. Das sind die leidigen französischen Ideen, es ist die Propaganda der Revolution, die sich dort Eingang verschafft hat — ich habe die Nachrichten aus der sichersten geheimen Quelle — noch ist nicht einmal dem hohen Rath von Indien ein Bericht darüber zugegangen; indeß weiß ich — eins thut Noth..."

„Geld?" — rief Carl IV. erblassend.

„Nicht Geld" — entgegnete Godoy; „aber um sich vom Feinde befreien zu können, bedürfen wir..."

„Soldaten!" — rief der König mit Schreck —

„Menschen hätten wir genug um ihr Blut für den König zu verspritzen; aber Geld — Geld — die Rüstungen kosten verteufeltes Geld . . .“

„Halten Ew. Maj. zu Gnaden“ — versetzte der Günstling — „auch an Soldaten fehlt es nicht in Mexico — wohl aber an geschickten und muthvollen Officieren . . .“

„Ha — so — nun, nun — aber wie solche Leute finden unter den Söhnen der Granden, die fast alle Officierstellen bekleiden — es ist ein kleines, entartetes Geschlecht mit beschränkten Geistesgaben und noch weniger ritterlichem Muth, und noch seltner mit Kenntnissen ausgestattet!“ —

„Ich wüßte für jetzt freilich nur Einen, der zu einer so ehrenvollen Mission vollkommen geeignet wäre, der es auch wohl um das königliche Haus verdient hätte, daß ihm Gelegenheit gegeben würde zum reißend schnellen Avancement. Nach Verlauf von einigen Jahren würde der junge Mann vielleicht als Divisionsgeneral nach Spanien zurückkehren können, und dann zur Reorganisation der Armee mit Erfolg zu verwenden sein.“

„Du redest weiser, Manuel“ — sprach der König, „als meine jetzigen Minister. Ich war niemals besser bedient, als in der Zeit, da du als Premierminister alle Portefeuilles in deiner Hand vereinigtest; indeß die Po-

litik entzog dich Unserer Gesellschaft. Deine Anwesenheit, dein Guitarrenspiel und muntere Rede ist Uns aber zum Bedürfniß geworden, und Wir vermochten nicht länger es zu ertragen, daß Unsre persönliche Erheiterung ein Opfer der dir auferlegten Pflichten für den Staat wurde. Deshalb fanden Wir für gut, dich der Pflichten eines Ministers zu entheben, und an Unsere Person zu attachiren. Rede wegen des jungen Pedro mit dem Kriegsminister, und thue ihm Unsern königlichen Willen kund — denn es ist zugleich Unsre wohlwollende Absicht, den jungen Mann so sehr zu beglücken, als es die Umstände nur immer gestatten wollen. — Nun geh mit Gott!" —

Damit reichte der König dem Günstlinge die Hand, die dieser mit einer Kniebeugung küßte, worauf er sich zurückzog in sein Hotel und den Kriegsminister zu sich beschied.

Die Anordnungen waren bald getroffen, und in derselben Stunde, als Don Pedro sich den feinen Schnurrbart abnehmen und das Kinn möglichst glatt rasiren ließ — und alle Stühle mit weiblichen Kleidungsstücken belegt waren, erschien ein Adjutant des Kriegsministers, der ihm den Befehl einhändigte, binnen zwei Stunden mit einem ihm beigegebenen Officier, aus dem Kriegsministerium, abzureisen nach Cadix, um sich dort

nach Mexico als Obriſt a la suite eines — Negerregiments einzuſchiffen. —

„Obriſt a la suite eines Negerregiments — in Mexico!“ — rief Don Pedro ſtarr vor Erſtaunen — „und in zwei Stunden abreiſen? — es iſt nicht möglich? — womit habe ich dieſe Strafe der Verbannung verdient? — und wenn dieſe Ernennung eine Auszeichnung für mich ſein ſoll — warum nicht wenigſtens zum commandirenden Obriſt — warum zum Chef eines Negerregiments — und was wird mein Vater dazu ſagen? — es muß ein Irrthum obwalten. — Vermelden Sie Seiner Excellenz meinen unterthänigſten Reſpect und ich würde ſogleich die Ehre haben perſönlich . . .“ —

„Für die hohe Gnade zu danken, Sennor!“ — fiel ihm der Adjutant in die Rede — „denn jede andre Art von Expectoration oder Proteſtation, möchte doch wohl mit Recht für Inſubordination gehalten und ſtreng geahndet werden. Möchte daher Ew. Gnaden nicht rathen . . .“ —

„Dann“ — rief Don Pedro aufſpringend, als eben ſein Kammerdiener den letzten Meſſerſtrich zur Beraubung ſeines Bartes gethan hatte, — „werde ich Seiner Excellenz, mit Reſpect zu melden, das Obriſten-Patent wieder zu Füßen niederlegen und als Sohn eines ſpa-

nischen Granden die natürliche Freiheit reclamiren, zu leben, wie und wo es mir beliebt." —

„Und damit" — spöttelte der Adjutant — eine braunbroncirte, magere Figur mit breiten Schultern, schmalen Hüften und gepudertem, in einen kurzen hängenden Knotenzopf gebundenen schwarzen Haar — und strich sich dabei behaglich den dicken, buschigen Schnurrbart — „sich eines **Crimen laesae Majestatis** schuldig machen, denn Ihre Majestät haben Allerhöchstselbst das Patent für Eure Gnaden vollzogen, das Eure Gnaden nicht ohne Entheiligung und Insubordination Seiner Excellenz vor die Füße werfen würden. Und gesetzt auch, Euer Gnaden Demission würde in aller Form gegeben und angenommen, was doch kaum denkbar ist, so würden Euer Gnaden unter die väterliche Gewalt des Herrn Marquis von Mansilla zurückkehren und daß dieser schon für den Fall der geringsten Widersetzlichkeit eine vergitterte Wohnung in dem festen Thurm seines Schlosses bei Segovia hat einrichten lassen, wird Euer Gnaden auch ohne meine Erinnerung wohl bekannt sein?"

Don Pedro fühlte sich von dem Gewicht dieser Einwürfe getroffen, wurde bleich, biß auf die Lippen und verneigte sich stolz und kalt gegen den Adjutanten des Kriegsministers, der sich nach einem militairischen Gruß zurückzog.

„Meine Uniform — meinen Degen“ rief Don Pedro, der junge Graf von Montijo, seinem Kammerdiener mit ungewohnter Heftigkeit zu. Indem dieser aber sich beeilte, seinem Herrn das militairische Ehrenkleid anzulegen, wagte er die Bemerkung: „indeß Donna Franceska, die Kammerfrau Ihrer Hoheit der Prinzessin von Asturien, ist bereits im Nebenzimmer, und erwartet Eure Herrlichkeit zu einer ganz andern Toilette.“

„Ein Scherz — schweig darüber! — ich werde selbst mit ihr reden. — Pack indeß diese Damenkleidung wieder in den Karton und trag ihn aufs Schloß oben hinauf in die Mansarde in die Wohnung des Sennor Gros-Jean — das Weitere werde ich mit der Kammerfrau besprechen.“

Der neugierige Cerillo — so hieß der Kammerdiener des jungen Herrn hätte gern mehr von der Sache gewußt, als man für gut befunden hatte, ihm anzuvertrauen, und das war grade genug, um seine Neugierde mehr aufzuregen, als zu befriedigen — indeß wagte er nicht weiter zu fragen. Schnell wie der Blitz hatte Don Pedro die, seiner schönen Figur sehr wohl kleidende Garde du Corps Uniform angezogen — die freilich in Folge der Eile nicht sehr ordonanzmäßig saß. Dann sprach er heimlich mit der genannten Kammerfrau und warf sich in seine Calessa — jenes einspännige, zweirädrige, unförmliche Fuhrwerk, das von einem

Maulthier gezogen, nicht selten in Madrid damals die Stelle der Equipagen vertrat, und fuhr nach dem Hotel des Kriegsministeriums.

Der Kriegsminister ließ ihn peinlich lange warten; dann empfing er ihn mit jener vornehmen Kälte der amtlichen Superiorität, die keinen Widerspruch duldet. Er blickte ihn scharf an. „Wie?" — sprach er — „der neu ernannte Obrist wagt es, ohne den ordonanzmäßigen Schnurrbart vor mir zu erscheinen?" —

„Excellenz!..."

„Erst gehen Sie, und lassen Sie den Schnurrbart wieder wachsen; hat er seine Länge — so kommen Sie wieder."

„Aber Excellenz" — stieß Don Pedro heraus, „in zwei Stunden soll ich nach Amerika abreisen; ich hatte nur zwei Worte vorher..."

„Ist der Schnurrbart wieder gewachsen, so können Sie um Urlaub einkommen, mir das zu sagen..."

„Nun dann — gebe ich meine Demission, Herr Kriegsminister" — sprach der junge Graf stolz — und legte damit sein Patent auf den Tisch, neben welchem der gewaltige Mann stand — „und nun bin ich frei" — fügte er hinzu — und war im Begriff sich zurück zu ziehen.

„Halt! — Sie sind so lange gebunden" — schrie der Minister, „bis Seine Majestät Ihre Demission an-

genommen hat. Es bleibt bei der Ordre, und sofern Sie nur eine Minute zögern nach Cadix abzureisen, sind Sie straffällig nach den Disciplinargesetzen."

„Und Obrist à la Suite . . ."

„Erst den Schnurrbart!" —

„Und bei einem Negerregimente . . ."

„Herr — in des Teufels Namen ohne Schnurrbart hat man nicht Recht hier zu reden — Sie gehen augenblicklich; oder ich lasse Sie in Arrest führen."

„Ja zu seiner Majestät, um mich über die Tyrannei Euer Excellenz zu beschwören."

„Gehen Sie — gehen Sie — man wird Sie nicht vorlassen."

So war es auch der Fall — der wachhabende Officier von der Leibgarde schien schon Instruction empfangen zu haben, den Supplicanten nicht in die innern Gemächer zu lassen. Eben im Begriff sich aus dem Schlosse zu entfernen, wurde er von einem schwarz gekleideten Manne angeredet. Zwei leise gesprochene Worte genügten zur Verständigung und Don Pedro folgte demselben über eine Menge Treppen und Corridore, eine Etage nach der Andern ersteigend, bis oben in die Mansarde des Schlosses hinein. Es ging durch mehrere Thüren, die hinter Beiden wieder geschlossen wurden; ein Officier war ihnen anfänglich gefolgt, dann aber zurückgeblieben; und der Kriegsminister er-

hielt nach zwei Stunden die Meldung, der junge Obrist Don Pedro Graf von Montijo habe den königlichen Palast nicht verlassen, sei auch nicht in sein Quartier wieder zurückgekehrt, noch weniger durch eins der Thore von Madrid Behufs der Abreise passirt. —

Der Prinz und die Prinzessin von Asturien waren mit einem Gefolge von Cavalieren, Damen, Geistlichen und Dienern abgereiset nach Segovia, um von dort aus die Wallfahrt nach dem Kloster Poreal zu unternehmen.

Der Kriegsminister beeilte sich von dem räthselhaften Verschwinden des jungen Grafen von Montijo dem Herzoge von Alcudia Bericht zu erstatten. Dieser ließ das ganze Schloß durchsuchen — man fand aber keine Spur weiter, als in einem alten Kamin oben unter dem Dache Ueberreste einer verbrannten Gardeofficier-Uniform. Das Gerücht von einer räthselhaften geheimnißvollen Ermordung des jungen Grafen von Montijo, die noch dazu im königlichen Schlosse statt gefunden haben sollte, verbreitete sich durch ganz Madrid.

Auch der alte Marquis hörte davon. Nachdem die erste Erschütterung des Schrecks vorüber war, sprach er mit einem strengen, eisenfesten Sinn: „ich will weit lieber meinen einzigen Sohn und den Erben meines erlauchten Namens todt wissen, als nur in der gering-

sten Verbindung mit einer Person, deren sich das Haus Manfilla zu schämen haben würde."

Die Marquise dagegen verbrauchte viel Riechsalz, um diverse Ohnmachten abzuwenden, ließ Seelenmessen lesen für die arme Seele des verlornen Sohns, und betete eine beträchtliche Menge Aves und Paternoster.

In Spanien und Portugal haben vor allen Männern in der Welt Könige und königliche Infanten allein das Recht, in das Allerheiligste eines Nonnenklosters zu dringen. Man weiß, wie oft dieses Vorrecht in früheren Zeiten gemißbraucht worden ist, und wie ein Frauenkloster in der Nähe von Lissabon von dem Könige Don João II. gleichsam als sein Harem benutzt wurde. Hier war begreiflich an dergleichen nicht zu denken, als der Prinz von Asturien seine hohe Gemahlin aus der Klosterkirche der königlichen Barfüßerinnen von Porcal in das Innere der Clausur des Klosters begleitete. Die Cavaliere des Hofes waren nebst der Dienerschaft im abgelegenen Flügel der prachtvollen Klostergebäude zurückgeblieben, wo die gewohnte Gastfreundlichkeit der Klöster, Reisende, Pilger und andre Besucher der überaus reichen und prächtigen Kirche zu beherbergen pflegt— was denn in der Regel durch Geschenke und Opfer auf dem Altar reichlich wieder ausgeglichen wird. Nur Damen waren im Gefolge der Prinzessin, unter diesen

Eine von ungewöhnlicher Größe, schlanker Figur und etwas Eigenthümlichem im Benehmen, das die Aufmerksamkeit der übrigen Damen auf sich gezogen hatte. Sie war Allen unbekannt. Man hatte sie in einem, mit einem Maulthiere bespannten zweirädrigen Calessas ankommen gesehen, wie sie in Madrid an der Puerta del Sol zum Gebrauch des Publicums zu hunderten halten, und Donna Franzeska, die Kammerfrau der Prinzessin, hatte sie ihr vor allen Augen als eine Nieçe vorgestellt, die diese Gelegenheit zu benutzen wünsche, eine kranke Schwester im Kloster zu besuchen, und der heiligsten Jungfrau von Poreal ein ewiges Licht zu stiften. — Die räthselhafte Fremde bog das Knie, als sie Ihren Hoheiten vorgestellt wurde und sprach kein Wort. Mit besonderer Vorsicht hielt sie die, mit Spitzen besetzte Mantilla von einem weißen, sehr dichten Stoff unter dem Kinn so fest zusammen, daß man von ihrem Gesicht wenig mehr als die Augen und die Nasenspitze sehen konnte. Nur als diese Dame Ihren Hoheiten die Hand küßte, enthüllte sich unvermeidlich etwas von ihren Gesichtszügen und fast einstimmig flüsterten Damen und Cavaliere einander zu: „Ha, wie schön ist dieser Engel. Gesegnet sei das Licht ihrer Augen!“ —

Diese Vorstellung war noch auf dem Schlosse von Rio Frio geschehen. Von dort aus hatten sich die

Damen in von Maulthieren getragenen zweisitzigen Senften ins Gebirge hinauf tragen lassen, und der Prinz von Asturien nebst den übrigen Cavalieren hatten ihnen beritten und bewaffnet als Eskorte gedient. Es gab keine Gelegenheit weiter, sich der räthselhaften Fremden zu nähern und sie zur Sprache zu bringen. Sie hielt sich immer an der Seite der Donna Franzeska, die sie um eine ganze Kopfeslänge überragte und dicht hinter der Prinzessin von Asturien, die der Prinz am Arm führte. Die Aebtissin und Conventualinnen empfingen sie mit großer Feierlichkeit und geleiteten die hohen Herrschaften durch die Speise- und Schlafsäle des Klosters, das überall bei großer Einfachheit und Reinlichkeit doch ein gewisses behagliches Wohlsein verrieth. Auch in dem Krankensale herrschte dieselbe Ordnung. Jetzt verlangte aber die Prinzessin die Zellen der zur Pönitenz eingesperrten Schwestern, oder Töchter und Frauen, die oft aus angesehenen Familien waren, zu sehen. Doch daraus entstand keine geringe Verlegenheit. Nachdem die Aebtissin alle Ausflüchte, die sie, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, vorbringen durfte, erschöpft hatte, mußte sie sich entschließen, der Schwester Pförtnerin, den Befehl zu ertheilen, ein mit Eisen stark befestigtes Thor zu öffnen, das einen langen Kreuzgang am untern Ende mit einem Corridor in

Verbindung setzte, der zu einem bisher noch nicht betretnen Theile der Klostergebäude führte.

Die Aebtissin bevorwortete mit großer Aengstlichkeit, daß die Nothwendigkeit die widerspenstigen Frauen und Mädchen, die oft von ihren Männern, Vätern, Brüdern oder Vormündern hierher gesendet würden und die unter ihnen herrschende Unordnung manche Maßregeln nothwendig gemacht habe, die vielleicht das Gefühl einer so hohen Dame etwas verletzen dürfte. Die Prinzessin ließ alle Damen ihrer Umgebung zurück bis auf zwei, die mit ihr eintreten durften — Donna Franzeska, ihre Kammerfrau, und jene räthselhafte Fremde. Auch der Prinz Don Fernando war auf einen bittenden Blick seiner Gemahlin discret genug, sich dort zurück zu ziehen. Nicht weniger waren die neugierig sich herbei drängenden Nonnen, durch ein strenges Wort der Aebtissin zurück gewiesen. So bildete diese nebst der Schwester Pförtnerin und noch zwei stark gebauten Schwestern mit harten, strengen Gesichtszügen, deren Knotenstricke im Gürtel, nebst Geißeln mit mehren Strängen in der Hand, sie hinlänglich als Zucht- und Kerkermeisterinnen bezeichnete, die Begleitung der Prinzessin und ihrer beiden Damen in diese wahre Höhle des Leidens und des Jammers.

Wir wollen unsre Leserinnen nicht ermüden mit einer Schilderung dieser Scenen, die sich dem Auge der ent-

rüſteten Prinzeſſin darboten, indeß ein allgemeines Bild davon zu geben, bleibt unerläßlich. Der ganze Theil dieſer Kloſtergebäude war alterthümlich und verwittert, mehr einem ungeheuern Gefängniß gleichend, als dem Aſyl einer frommen Zurückgezogenheit von der Welt. Kleine gewölbte Zellen, deren gemauerte Wände nie einen Kalkanwurf geſehen hatten, mit kleinen ſchießſchartenartigen, ſtark vergitterten Luftlöchern, welche die Stelle der Fenſter vertreten ſollten, aber weder Glasſcheiben noch Klappen hatten, um dem Schnee- oder Regenſtrömen dieſer hochliegenden Gebirgsgegend das Eindringen zu wehren, doch zu hoch unter der Decke des Gewölbes, um einen Blick ins Freie hinaus zu geſtatten, zu eng und tief eingeſchnitten in das klafterdicke Gemäuer, um einen milden Sonnenſtrahl herein dringen zu laſſen. Eine feuchte Kellerluft mit einem widerlichen Modergeruch verbunden, wehte bei dem Oeffnen jeder Zelle dem Eintretenden entgegen. Die dort herrſchende tiefe Dämmerung ließ kaum einen Gegenſtand deutlich unterſcheiden. Während langſam erſt das Auge ſich an die ewige Dunkelheit ſolcher Kloſterkerker gewöhnen konnte, vernahm das Ohr ein leiſes Wimmern, nicht ſelten auch Kettenraſſeln, das jedoch ſogleich ſtill war, als die unglücklichen Gefangenen die beiden Zuchtmeiſterinnen, die an der Eingangsthür ſtehen blieben, erblicken mochten. Das Auge hatte Mühe, in der

tiefen Dämmerung eine der dort liegenden Gestalten deutlich zu erkennen. Doch bald sah man, daß es die unglücklichsten weiblichen Geschöpfe waren, die auf vermoderten Strohmatratzen am Boden lagen. Der abgemagerte Oberleib dieser meistens noch jugendlichen unglücklichen Opfer der Eifersucht oder häuslichen Tyrannei war kaum noch mit einem zerrissenen Hemde bedeckt, hier und dort auch wohl ganz entblößt und ohne Zweifel bedurfte es nur eines etwas hellern Lichts, um die Blutstriemen von Peitschenhieben auf dem weißen Rücken zu entdecken. Diese armen Weiber waren damit so eingeschüchtert, daß sie keine Klage laut werden zu lassen oder zu widersprechen wagten, wie die Aebtissin, gleichsam, um diese anscheinende Härte zu rechtfertigen, in dem Tone, womit der Besitzer einer Menagerie die merkwürdigen Eigenschaften seiner wilden Thiere herzählt, den Grund der Pönitenzhaft einer jeden dieser Klostergefangenen erzählte.

„Hier werden Eure Hoheit sehen" — hob sie an, „eine Ehebrecherin, die ihr Gemahl ein spanischer Grand hier auf Lebenszeit hat einsperren lassen, weil er sie im Verdacht eines Liebesverständnisses mit ihrem Kutscher gehabt hat. — Dieses elende Knochengerippe' — fuhr sie darauf mit empörender Ironie auf ihre eigne Grausamkeit fort, indem sie auf eine andre klägliche Gestalt, die fröstelnd in einem Winkel kauerte und mit dem

Ueberreſt eines alten Gewandes ihre Blößen zu bedecken ſich bemühte, hindeutete — „war einſt ſchön wie eine büßende Magdalene; aber der Teufel der Eitelkeit, Hoffahrt und Buhlerei hat ihr das Gehirn verſengt und ihr Vormund, der indeß ihr beträchtliches Vermögen verwaltet, hat ſie zu ihrer Beſſerung auf zehn Jahr hier einſperren laſſen, wo ſie täglich drei hundert Ave Maria, vierhundert Paternoſter beten muß; aber ſtatt dieſer ihr auferlegten Pönitenz ſummt ſie von Morgens früh bis Abends und die ganze lange Nacht hindurch das **Miserere mei, Domine in ecclesiis***) und empfängt dafür ihre Geißelhiebe.

Dort — in einer andern Zelle, die freilich etwas heller war und wenigſtens einen Sonnenblick durch die Fenſteröffnung an der gegenüber liegenden Wand geſtattete, ſaß ein ſchönes bleiches Mädchen mit bloßen Füßen im braunen härenen Büßergewande; das lange dunkle Haar rollte herab, über die breiten Schultern und über die Bruſt, die ſie mit den kleinen, ſich kreuzenden Händen bedeckte. Der Kopf hing vorn über — die langen ſeidnen Wimpern waren ſo tief geſenkt, daß man die dunklen Sterne derſelben kaum ſehen konnte. So ſtand ſie regungslos einem lebensgroßen, aus Holz geſchnitzten und mit den Farben des Fleiſches angemal-

*) Erbarme dich meiner, Herr in der Höhe.

ten Kruzifix gegenüber, das an der ihrem Standpunkte entgegen stehenden Wand befestigt war. Ihre Lippen bebten. Es ließ sich nicht unterscheiden, ob es das gedankenlose Hermurmeln lateinischer Gebete war, oder ein unwillkührliches Nervenzittern. —

Mit unbeschreiblicher Wehmuth betrachtete die Prinzessin dieses zarte junge Geschöpf und fragte leise, was diese Unschuld — denn die Unschuld eines Engels, sprach aus ihren schönen bleichen Zügen — verbrochen haben könne? —

„Die ist eine ungehorsame Tochter" — sprach die Aebtissin mit demselben kalten Ton eines Wärters in einer Thierbude — „die wegen einer unglücklichen Liebe sich starrsinnig weigerte den ihr von ihrem Vater verlobten reichen Mann zu heirathen. Da hat sie nun vor fünf Jahren ihr eigner Vater hier einsperren lassen, bis sie sich besinnen würde — aber das war es eben, daß sie sich nicht wieder besinnen konnte, denn sie ist wahnsinnig geworden. — Ihr Vater ist seitdem gestorben — reiche Verwandte haben sich in ihr Vermögen getheilt, und halten sie als eine Wahnsinnige hier gefangen, bis es einmal Gott gefallen wird, sie aus diesem irdischen Jammerthale zu erlösen."

Kaum hatte die Aebtissin diese Rede vollendet, so stürzte sich das unglückliche Geschöpf auf das Christusbild, umklammerte es mit beiden Händen, drückte sein

blasses Gesicht an dessen harte Brust und schrie mit herzzerreißenden Jammertönen: „Antonio — mein Geliebter — sie haben dich gekreuzigt, weil du deine Dolorosa so liebtest — o nun hast du genug gebüßt und gelitten — steig herab von deinem Kreuz und führe deine arme Braut zum Altar.“ —

Das letzte Wort nur hinhauchend sank sie ohnmächtig zu Boden. —

„Das unkluge Ding“ — sprach die Aebtissin mit empörendem, spöttelndem Lächeln, „bildet sich ein, unser Herr Jesus Christus sei ihr leibhafter Bräutigam.“

Die Prinzessin hob mit Hülfe ihrer Frauen die Ohnmächtige vom Boden auf und legte sie auf ihr ärmliches Lager; dabei sagte sie der Aebtissin, daß sich ein solches Verfahren gegen Unglückliche, die zum Theil Unschuldige zu sein schienen, vor Gott und Menschen nicht rechtfertigen lasse. Sie werde Ihren Majestäten persönlich darüber Bericht abstatten, und fordere eine genaue Liste der hier eingekerkerten Personen, mit Angabe ihrer Familiennamen und der ihrer Tyrannen, nebst der angeblichen Ursache ihrer Verhaftung.

„Und ein solches Kloster“ — schloß sie — „das solche Grausamkeiten übt, nennt man ein Kloster der barmherzigen Schwestern! Welche ungeheuere Ironie! — welcher Spott auf das Heiligste menschlicher Gefühle?“ —

Die Aebtissin kam durch diese Drohung keinen Augenblick aus der Fassung.

„Hoheit" — entgegnete sie mit einer ruhig kalten Würde — „es macht mir kein Vergnügen, eine so traurige Mission zu erfüllen. Ich werde sehr zufrieden sein, wenn Seine allergetreuste Majestät geruhen würde, bei Seiner Heiligkeit dem Pabst die Aufhebung einer geistlichen Pönitenz-Anstalt zu bewirken, die unserm Kloster nur zur Last gereichen kann; so lange indeß diese Aufhebung noch nicht geschehen ist, wird mich nichts bewegen können von der Pflicht einer rücksichtslosen Strenge nur um ein Härchen abzuweichen. Ob Tod oder Wahnsinn daraus erfolgt, das ist keine Frage, die ich zu beachten habe." —

„O mein schönes Neapel!" — rief die Prinzessin mit schmerzlicher Sehnsucht aus — „dort würde man weder solche Grausamkeiten dulden, noch Herzen finden, sie auszuführen." —

Sie war dabei so sehr in ihren Schmerz versunken, daß sie fast des Hauptzwecks ihres Hierseins vergessen hatte und schon Miene machte, diesen Ort des Schreckens zu verlassen, als die Kammerfrau Donna Franzeska sich erkühnte durch eine Frage an die Aebtissin, nach Donna Isabel und ihre Tochter Elena, die Prinzessin an den Hauptzweck ihrer Wallfahrt zu erinnern.

Kaum hatte Franzeska diese Namen ausgesprochen,

so schien die Fremde, die sich im Gefolge der Prinzessin befand, davon lebhaft ergriffen zu sein. Die Aebtissin that erst, als hätte sie die Frage nicht gehört; als aber die Prinzessin verlangte, die beiden Damen zu sehen, zuckte die Aebtissin die Achseln und führte sie in den Krankensaal dieses Klosterkerkers.

Dort war es hell genug, um auf den ersten Blick die traurigen Gegenstände, die sich dem Auge darboten, unterscheiden zu können. Es war hier, wie es schien, das letzte Asyl der Leidenden, aber die Betten, worin die schweren Kranken lagen, waren reinlich und grau gekleidete Schwestern hatten ihre Pflege übernommen. Vor einem mit künstlichen Blumen klösterlich geschmückten Betaltar, stand ein ehrwürdiger Priester mit einem weißen Bart, im einfachen schwarzen Gewande mit weißer Stola, las murmelnd Seelenmessen für die Sterbenden. Der Sigrist mit den heiligen Geräthen beschäftigt, stand vor einem mit weißem Leinen bedeckten Nebentischchen; zwei Chorknaben bedienten den Altar, der Eine mit dem silbernen Rauchfaß, welches seine Weihrauchdüfte durch den reinlich gelüfteten Krankensaal verbreitete, der Andre mit der Kirchenklingel, auf dessen Schall, alle Anwesenden, auch die so eben Eintretenden niederknieten.

Die am Eingange kniende Pförtnerin flüsterte der

Aebtiſſin zu — doch laut genug, daß es die Prinzeſſin und ihre Umgebungen hören konnten: „der Prieſter hat ſo eben einer Sterbenden die heiligen Sacramente gereicht.“ —

Der Prieſter erhob die Monſtranz — man hörte nur das Murmeln der Gebete und das leiſe Schluchzen der Weinenden. — Kaum war die heilige Handlung vorüber, als plötzlich ein ſchmerzlicher Aufſchrei: „Meine Mutter — ſie iſt todt!“ — durch die tiefe Stille dieſes feierlichen Augenblicks drang. — „Jeſus — Elena!“ — ſchallte es von einer ſchmerzerfüllten männlichen Stimme zurück; aller Augen wendeten ſich nach der Gegend hin, wo die Prinzeſſin mit ihrem Gefolge kniete — aber man ſah dort keinen Mann — nur die Aebtiſſin fing an mit argwöniſchen Augen die hohe fremde Frauengeſtalt zu betrachten, die jetzt allein noch — ſich ſelbſt vergeſſend — auf ihren Knieen lag und das dichte weiße Schleiertuch der Mantilla enger zuſammenzog, um ihr Geſicht zu verbergen. —

Elena aber — dieſe ſchlanke zarte Geſtalt — die hingegoſſen in ihrem Schmerz neben dem Sterbelager ihrer jetzt todten Mutter lag, hatte dieſen Ausruf entweder nicht gehört oder nicht beachtet. — Sie hielt mit beiden Händen die kaltgewordene Hand ihrer geliebten Mutter, deren letzte Bewegung ſegnend auf ihr gebeugtes Haupt gefallen war, und dabei hatte ſie ihr

Antlitz schmerzvoll in die schwellenden Polster eingedrückt, die dem blassen Haupte der Abgeschiedenen als letzte Ruhestätte dienten. Sie richtete sich nicht eher auf, als bis die Prinzessin mit sanfter Theilnahme ihre Hand auf die Schulter der Leidenden legte und sie bei Namen nennend bat, dem gerechten Schmerz nicht allzuviel Gewalt über ihr junges Gemüth zu lassen.

„Du hast eine Mutter verloren, Elena" — sprach sie — „aber Gott hat dich darum noch nicht verlassen. — Sieh mich an, Elena — findest du Theilnahme in meinen Augen — vermagst du die Stimme des Herzens aus meinen Blicken zu lesen, so vergönne mir deine Schwester, Freundin, oder Mutter zu sein." —

Elena sah zu ihr auf. Ihr wunderbar schönes Antlitz war bleich, wie verklärt — es war das ätherische Wesen eines Engels darüber hingehaucht — ihre großen dunklen Augen schwammen in Zähren und ein Lächeln der Wehmuth zuckte um die feinen Lippen ihres Mundes. Und da sie Theilnahme und Thränen im Auge der ihr unbekannten fremden Dame sah — ging ihr das Herz auf — denn wahres Mitgefühl übt auf Frauengemüther eine magische Gewalt. Unter allen Gefühlen, die eine junge weibliche Seele schmerzhaft berühren können, giebt es wohl keins, das schmerzlicher wäre, als das Gefühl des Verlassenseins und Alleinstehens auf Erden, und kein Bedürfniß des Herzens in

ſolcher Leidenslage ſpricht ſich dringender aus, als das des Anſchließens an eine gleichfühlende Seele.

Elena küßte ihre Hand und da Maria Antonia ſich zu ihr niederbeugte, das liebliche Kind zärtlich auf die Stirn küßte, umſchlang Elena mit ſchweſterlicher Zutraulichkeit die ſchöne junge Dame, die ſie nicht kannte, und nahm dankbar die ihr dargebotene ſchweſterliche Freundſchaft an, obgleich ihr nie dadurch der Verluſt einer geliebten Mutter erſetzt werden könne. —

„Donna Elena!“ — ſchnarrte in dieſem Augenblick die krächzende Rabenſtimme der Aebtiſſin dazwiſchen— „Sie vergeſſen ſich! es iſt Ihre Hoheit, die Prinzeſſin von Aſturien, die Sie zu umarmen wagen.“ —

Elena erſchrak heftig — ſank wieder auf ihre Knie nieder, und bat mit Thränen und Küſſen auf die Hand der Prinzeſſin um Entſchuldigung, wegen der Freiheit, die ſie ſich unbewußt genommen habe. —

„Darf ich“ — ſprach die Prinzeſſin ſie gütig aufhebend und an ihre Bruſt ziehend — „kein mitfühlendes Herz haben, weil mich der Himmel für einen Thron beſtimmte, während er dir nur die Dornen-Krone der Leiden gab? — O gewiß, liebe Elena, auch mein beneidetes Daſein iſt nicht ohne Dornen und wenn irgend eine Königstochter, eines ſchweſterlich mitfühlenden Herzens bedarf, ſo bin ich es, die arme hinwelkende Lilie, die aus dem romantiſchen Garten Italiens unter die

steifverschnittenen Taxushecken eines düstern spanischen Klostergartens hinversetzt wurde."

Elena schien ihre hohe Freundin nicht verstanden zu haben, obwohl sie den Hauch der Wehmuth mit fühlte, der über das ganze seelenvolle Wesen dieser Königstochter ausgegossen war. Fragend blickte sie zu ihr auf.

„Es wird schon die Zeit kommen, mein Herz" — entgegnete die Prinzessin — „wo du verstehen wirst, was ich jetzt nur im Bilde anzudeuten wagen darf. Jetzt aber komm — verlaß mit mir den Ort der Trauer und des Schreckens; die frommen Schwestern werden schon für die würdige Bestattung deiner Mutter sorgen — ich werde Seelenmessen zur baldigen Erlösung ihrer armen Seele aus dem Purgatorio*) lesen lassen und dann darfst du hoffen, dereinst im Lande der Seligen wieder mit ihr auf ewig vereint zu werden."

Noch einmal wendete sich Elena gegen das Schmerzenslager zurück — gleichsam um Abschied zu nehmen von der theuern Abgeschiedenen. Aber eine wohlthätige Hand der grauen Schwestern hatte schon eine weiße Hülle über das blasse edle Antlitz gedeckt, und Elena hatte nicht den Muth, diese Hülle des Todes zu lüften — sie kniete noch einmal still betend am Lager ihrer Mutter nieder; dann war es ihr als wehe der müt-

*) Fegefeuer.

terliche Segen freundlich und belebend über ihr junges Herz und gestärkt erhob sie sich wieder, um sich von der Prinzessin — die ihre Taille umschlang, während sie ihren engelschönen Kopf weinend auf ihre Schulter legte — hinaus führen zu lassen. —

Im Refectorium des Klosters angekommen, erklärte ihr die Prinzessin, daß sie ihr vorerst kein besseres Asyl zu bieten wisse — um sie der Verfolgung ihrer Feinde zu entziehen, als durch die Stelle einer Kammerfrau an ihrem Hofe, die ihr das Recht geben würde, als Freundin und Gesellschafterin in ihrer Nähe zu bleiben.

„Indeß Hoheit" — krähte die Aebtissin dazwischen und wurde feuerroth vor Aerger — „steht es nicht in meiner Macht, diese Novize da zu entlassen — sie ist auf Befehl unsers hochwürdigen Herrn Bischof für den Schleier bestimmt, weil sie gewagt hat, sich in die erlauchte Familie eines Granden eindrängen zu wollen — dessen Sohn in sie verliebt gewesen sei."

Elena machte den Versuch, sich zu vertheidigen. Die Prinzessin aber unterbrach sie.

„Gieb dir nicht die Mühe, mein Kind, diese herzlose Frau von deiner Unschuld zu überzeugen. Es möge dir genügen, daß ich deine Unschuld kenne und für dein Glück sorgen werde. Jetzt komm mit mir, Elena — ich werde dich in meinen Armen hinausführen aus dem Bereich dieser Klostertyrannei und wehe dem" — fuhr

sie mit erhöhter Stimme fort und warf dabei einen Blick voll siegender Hoheit auf die Aebtissin — „der es wagt, Hand anzulegen an die künftige Königin von Spanien, um ihr das Opfer zu entreißen, das sie beschlossen hat, den Krallen einer hochmüthigen Aristokratie und argliſtigen Hierarchie zu entziehen.“

So wenig man auch einer Prinzessin von Asturien das Recht zugestand, eine Novize — die einmal für den Schleier bestimmt ist — dem Kloster zu entführen, so wagte doch Niemand Gewalt anzuwenden gegen eine königliche Prinzessin, um ihr das junge Mädchen wieder zu entreißen und auf diese Weise war es vielleicht allein möglich gewesen, die Unglückliche einem Geschick zu entziehen, das wenig besser war, als lebend in ein Grab eingeschlossen zu sein.

Eine reichliche Collation, die das wohlhabende Kloster der Prinzessin und dem Prinzen von Asturien, nebst den Damen von Hofe geben wollte, wurde nach solchen Ereignissen kalt zurückgewiesen. Ein Glas Eiswasser — das hier in besondrer Frische zu haben war, — war das Einzige, was angenommen wurde. Während Alles sich in Bewegung setzte, um sich zur Abreise zu rüsten, führte die Prinzessin Elena in eine Fensternische, wo sie ohne von ihren Umgebungen gehört zu werden, ein Wort im Vertrauen mit ihr reden konnte.

„Liebste Elena" — sprach sie mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit zu dem trauernden Mädchen — „der erste Beweis von Liebe und Vertrauen, den ich von dir erwarte, sei der, daß du mir eine Frage, die dein Herz betrifft, offen und ehrlich beantwortest."

„Gewiß Hoheit" — sprach sie in lieblicher Unschuld und wurde glühend roth bis über die feinen Ohrzipfel, indem sie die langen, seidnen Wimpern der Augenlider senkte — „ich habe noch nie die Unwahrheit geredet."

„Du liebst Don Pedro?" — fragte die Prinzessin.

„Ob ich ihn liebe?" — entgegnete Elena mit einem begeisterten Augenaufschlag — „meine Seele lebt nur in dieser Liebe — es beruhigt mich und macht mich glücklich, daß mein seliges Engels-Mütterchen diese Gefühle auf ihrem letzten Lager noch gebilligt und meine Liebe gesegnet hat — aber unübersteigliche Hindernisse . . . Ach Gott — mir wäre wohl am besten, ich ginge wieder in ein Kloster, um ungestört an ihn denken und von ihm träumen zu können!"

„Liebe Elena" — versetzte die Prinzessin gütig — „betrachte mich als die Beschützerin dieser deiner Liebe. Meine Macht ist zwar gering, doch wüßte ich noch ein Mittel euch zu vereinigen. — Nicht ohne Absicht kam ich hierher. Dein Geliebter ist deiner würdig — einer der edelsten Cavaliere in Spanien. Er rettete mir Leben, Freiheit und Ehre und ich bin ihm Dank schul-

dig. Mein Dank sei, daß ich ihm das Liebste auf Erden zuführe und das bist du, mein süßes Mädchen. Mach' dich gefaßt auf eine große Ueberraschung, die ich dir bereitet habe. Mehr darf ich für jetzt nicht verrathen."

Und damit führte sie Elena der hochgewachsenen, unbekannten Dame ihres Gefolges zu und sprach zu ihr: „ich übergebe hiermit diese meine Freundin Ihrem besondern Schutz."

In diesem Augenblick zuckte es sichtbar wie ein electrischer Funken durch alle Nerven der Fremden und sie machte unwillkührlich eine Bewegung, die dem Prinzen und der Prinzessin ein bedeutsames Lächeln ablockte, weil man es nicht gewohnt ist zu sehen, daß eine Dame und sei ihre Gestalt noch so ritterlich, mit der rechten Hand an die linke Hüfte schlägt, als wolle sie damit versichern, daß sie mit dem Degen die Sicherheit der ihr anvertrauten Person zu vertheidigen bereit sei.

Nach einer fernern Anweisung der Prinzessin mußte darauf diese ritterliche Dame mit ihrem Schützling die zweisitzige Maulthiersänfte besteigen, in welcher sie früher an der Seite der Donna Franzeska die Gebirgsreise von Villa Real nach dem Kloster zu gemacht hatte, und die Kammerfrau der Prinzessin sorgte dafür, daß die grünseidnen Rouleaux im Innern der Glasfenster dieser Portechaise zugezogen wurden. Als Beide

eingestiegen waren, wünschte sie ihnen mit schalkhaftem Lächeln eine glückliche Reise.

So war denn in dem Innern dieses engen Raumes das Licht des Tages gemildert, und kein neugieriges Auge konnte hineinblicken. Nur der Dichter hat das Recht in die verborgensten Räume zu schauen, und selbst die verschlossenste Tiefe der Herzen zu durchforschen. Verschwiegenheit ist wohl unter allen Umständen seine schwächste Seite und wäre sie es nicht, so wäre er kein Dichter — er allein hat das Recht, daß der Mund ausspreche was überwallt vom Herzen.

Die ersten Augenblicke, als der Zug sich in Bewegung setzte, waren von einer peinlichen Verlegenheit für beide junge Personen begleitet, die in der von zwei Maulthieren getragenen Chaise neben einander saßen. Elena wußte nicht, was sie aus der räthselhaften Fremden machen sollte, deren große Gestalt, dichte Verhüllung und fieberhaft gespanntes Wesen ihr fast Grauen und Furcht einflößte. Die Fremde dagegen hatte sichtbar ein Bekenntniß auf dem Herzen und schien nur nicht zu wissen, wie damit beginnen ohne das theuere Wesen, das an ihrer Seite saß, zu erschrecken oder zu verletzen und der Gedanke: wie wird sie deine Kühnheit aufnehmen? gehörte nicht zu den geringsten Fragen, die ihre Seele in diesem Augenblick peinigten. Hätte diese Person ihren Gefühlen folgen können, so würde

sie auf ihre Knie niedersinkend, ein Bekenntniß mit den flehendsten Bitten um Verzeihung eingeleitet haben; allein der Raum für eine solche Scene war ohnehin zu eng; dabei klopfte das Herz dieser Fremden fast hörbar; ihre Pulse fieberten, ihre Wangen glühten und immer konnte sie doch das Wort nicht finden, das eine Eröffnung einleiten sollte, von deren Aufnahme das ganze Glück ihres Lebens, ja das fühlte sie tief, sogar die Frage über Sein und Nichtsein abhing. So in diesem Zweifel vergingen fünf Minuten und wieder fünf Minuten des ängstlichsten Schweigens von beiden Seiten. Da ihnen jeder Blick in die Außenwelt abgeschlossen war, so ließen sie sich träumerisch wiegen von dem gleichförmigen sanften Gange der beiden Maulthiere, hörten das Lauten ihrer Glöckchen und Schellen, und den Zuruf des Zagals an die Thiere, mit denen der schlanke barfüßige Bursch nebenher laufend, ein beständiges aufmunterndes Gespräch führte, oder die langgezogenen melancholisch bebenden Töne des Wechselgesanges der Arriéros, die einander in kurzen, improvisirten Sätzen durch die blauen Lüfte schwellende Strophen zusangen. — Diese Strophen waren nicht gereimt, sondern nur der Gleichklang der Endvokale ersetzte in der Regel den Reim, z. B. der Eine sang:

„O Wonne süßer Liebe."

Der Andre antwortete:

„Unschuld einer Lilie."

Der Erste:

„O Wonne meines Lebens."

Der Andre:

„Die sich im Herzen reget" u. s. w.

Bei der Pracht und dem wahrhaft grandiosen Tonfall der spanischen Sprache machen diese Allitterationen dort eine viel poetischere Wirkung als hier in deutscher Sprache, die aller Glut des Südens entbehrt. — Dieser Eindruck wurde noch erhöhet durch die schönen, kräftigen Bruststimmen der Sänger und hinreißend waren ihre gezogenen, schwellenden und verhallenden Töne. Hätte es noch irgend einer Gefühlsströmung von Außen her bedurft, um in den Beiden, die da neben einander in der Maulthierchaise saßen, jene mächtigen Wellen der Liebe anzuregen, welche wie berauschender Blumenduft den ganzen Süden durchwehet, so würden diese romantischen Wechselgesänge allein schon genügt haben, solche Gefühle zum Bewußtsein zu bringen. Elena seufzte und ihre Augen schwammen in Zähren, die Fremde ergriff bebend ihre Hand, drückte sie an ihre heißen, schwellenden Lippen und blickte Elena mit schönen, dunklen Augen so schwärmerisch feurig an, daß das arme Mädchen wonnig zusammen schauerte, und nicht wußte, wie ihr geschehen war. Jetzt erst unterbrach Jene das Schweigen. Mit einer Stimme, die

ſo leiſe und bebend war, daß man ſie nicht hätte wieder erkennen können, wäre es auch die einer Bekannten geweſen, fragte ſie: „könnte Elena wohl der Kühnheit einer leidenſchaftlichen Liebe verzeihen — die keine Macht der Erde auszulöſchen vermag . . .“ Und dabei hatte ſich die Mantilla vom Geſicht verſchoben, die Stimme war mit den letzten Worten ſicherer und feſter geworden und Elena rief aus — von einem wunderbar ſüßen Schreck durchſchauert: —

„Jeſu Maria! — Don Pedro!“ —

In dieſem Ausruf lag nichts Feindliches. War auch ihre Bewegung dabei jungfräulich abwehrend — ſo verrieth ſich doch aus dem ſprechenden Blick ihrer Augen, aus der Betonung ihrer bebenden Stimme und dem leiſen Zittern, das ſie durchſchauerte, daß er in der Tiefe ihrer Seele einen Anklang gefunden haben müſſe, und muthiger fuhr er fort, ihr zu ſagen, daß er ſie unausſprechlich liebe, daß zwar ſein Vater und ſeine Mutter ſeiner Neigung widerſtrebten, daß Jener ihm eine andre Gemahlin zugedacht habe, indeß alle dieſe Hinderniſſe, die feindliche Mächte und zahlloſe Intriguen zu Bergen aufthürmten, ſollten ihn nicht hindern, es als das ſchönſte Ziel ſeines Lebens zu betrachten, ſie als geliebte Gattin heimzuführen, wenn er nur hoffen dürfe, daß ſie ſeine Neigung erwidere.

„Don Pedro!“ — entgegnete Elena mit bewegter

Stimme — „ich armes Kind habe keine Mutter mehr; aber ihre letzten Worte waren: „Elena — wenn es einst der Himmel wollte, daß Don Pedro, der dich liebt, in die Lage kommen würde, dir seine Hand bieten zu können, so empfange dazu zum Voraus meinen Segen. Wenn also Don Pedro es ernstlich meinte und sich eines armen verwaiseten Kindes annehmen wollte, so . . ." und Thränen erstickten damit ihre Stimme, indem sie liebend und vertrauend ihren schönen Kopf an seine Brust sinken ließ, und seine Liebkosungen duldete, deren Betheuerungen und Schwüre bald in dem ersten keuschen Kuß der Liebe und Gegenliebe ihr weihendes Siegel empfingen. —

Wie sie nun endlich Beide die Stimmung der ruhigen, innig vertrauenden Mittheilung wieder gefunden hatten, da erzählten sie einander die Ereignisse und Bewegungen ihres Lebens und unfähig für die Zukunft irgend einen Plan der Vereinigung zu entwerfen, beschlossen sie der hohen Frau, die sich ihrer angenommen hatte, die weitere Entscheidung ihres Geschicks anzuvertrauen.

Die günstigste Gelegenheit dazu war auf dem königlichen Schlosse von Rio Frio, wo während der Anwesenheit des Prinzen und der Prinzessin von Asturien die Etikette weniger streng beobachtet wurde als zu Ma-

drid oder wo sonst die Hofhaltung des Königs sich befand. Donna Franzeska, die Kammerfrau, führte beide Liebenden über eine Cerealier derobé durch mehrere dunkle Corridors, kleine Cabinette und Tapetenthüren in die Garderobe der Prinzessin von Asturien und diese mit ihrem Gemahl empfingen sie dort, ohne daß nur Einer der vielen Hofleute und Diener, welche die Vorgemächer ihrer Appartements füllten, von dieser geheimen Privataudienz irgend eine Ahnung hatte. Kaum erkannte der Prinz in der Gestalt der, etwas colossalen Dame den verkleideten Don Pedro, so brach er in ein schallendes Gelächter aus. Der junge Mann erröthete zugleich in peinlichster Verlegenheit darüber, daß er so hohen Personen als Weib verkleidet gegenüber stehe und machte eine tiefe Verneigung und Kniebeugung nach Art der Cavaliere, die sich freilich komisch genug ausnehmen mochte. Auch die Prinzessin stimmte mit kindlicher Heiterkeit ein in dieses Lachen, klatschte in die kleinen Hände und freute sich, daß der Aristokratie und Pfaffenherrschaft damit ein Näschen gedrehet sei — „zumal" — fügte sie verbindlich hinzu — „da ich hoffe, damit das Glück eines ehrenwerthen Cavaliers und einer liebenswürdigen kleinen Freundin begründet zu haben."

Don Pedro dankte mit einer Wärme und einem ritterlichen Anstande, welcher die seltsame Rolle, die er

hier spielte, bald vergessen ließ — und fügte hinzu: „es werde Ihren Hoheiten bekannt geworden sein, daß man die Absicht habe, ihn unter dem Vorwand einer Standeserhöhung nach Mexico zu senden; er erkenne darin die vereinigten Intriguen seines Vaters und des Herzogs von Alcudia; dürfe daher nicht wagen, sich öffentlich zu zeigen und müsse deshalb die Bestimmung seines Geschicks in die Hände Ihrer königlichen Hoheiten vertrauungsvoll niederlegen"

„Wir haben auch schon daran gedacht — der Prinz und ich" — nahm die Prinzessin das Wort — „und uns über einen Plan verständigt, der euch retten und vereinigen muß. — Du, Don Pedro wirst dich von hier mit Franzeska nach Segovia begeben, dort die Kleidung eines andalusischen Majo anlegen, eine ähnliche Verkleidung für Elena besorgen; dann miethet Ihr ein Paar flinke Esel und einen treuen Burschen, kehrt hierher wieder zurück, wo Ihr an einer nach den Bergen zu, sich öffnenden Pforte des Schloßgartens, hinter der Neptunsgrotte, Elena in Empfang nehmen werdet und dann übersteigt Ihr das Guadrama-Gebirge — wendet Euch durch die einsame Ebene den Pyrenäen zu und habt Ihr diese überschritten, seid Ihr auf französischem Boden, so wird Euch nichts hindern, als mein Courier nach Italien abzureisen. Ich gebe Euch Briefe und Geld mit — denn ich habe mich, seit eine

Scene im Garten von San Ildefonso, durch Vermittlung meiner Mutter damit versehen. Ich werde Euch dann schon Empfehlungen mitgeben, die Euch in Neapel gute Aufnahme und Versorgung sichern werden. — Zuvor laßt Ihr Euch jedoch Beide trauen in der Waldkapelle oben im Gebirge von dem Bruder Kapuziner — und die Sache wird sich machen — ich gewinne damit zugleich einen sichern Boten, um meiner königlichen Mutter mein Herz ausschütten zu können, ohne mich der langweiligen Chiffersprache dabei zu bedienen."

So herrlich der Plan ausgesonnen war, so mißrieth er dennoch. Godoy hatte unter den nächsten Umgebungen des Prinzen und der Prinzessin seine geschickten Spione. Schon als die Herrschaften in Rio Frio angekommen waren, um die Gebirgsreise anzutreten, war das Geheimniß verrathen. Depeschen gingen hin und her und kaum war Donna Franzeska mit dem noch als Dame verkleideten Don Pedro im Parador der Frau Diaz abgestiegen, so erschien ein Militaircommando aus der Artillerieschule, welches den ungehorsamen Obrist in Verhaft nahm, in einen verschlossenen Wagen setzte und unter starker Bedeckung nach Madrid führte.

Elena war außer sich, als sie diesen Unfall erfuhr. Nur die Versicherung der Prinzessin, daß sie Alles aufbieten würde; um Don Pedro zu retten, konnte ihr einige Beruhigung geben. Ihren Gefühlen nach wäre

sie am liebsten in ein Kloster gegangen, allein die Prinzessin behandelte sie mit so viel Liebe und zarter Schonung, daß sie sich an ihre Person gefesselt fühlte. Sie selbst mußte sich bei der gedrückten Lage an diesem Hofe höchst unglücklich fühlen, und so lag im beiderseitigen Unglück die mächtige Sympathie, welche, trotz aller Standesverschiedenheit, die beiden liebenswürdigen jungen Wesen an einander fesselte.

Nach einiger Zeit legte Godoy dem Könige ein Blatt der Hofzeitung — **Gazetta Real** — vor, worin die Ankunft des Obrist Don Pedro, Graf von Montijo berichtet wurde, und daß er den Befehl über ein Regiment Jäger übernommen habe, und dieses Blatt wußte man wie zufällig in die Hände des Prinzen Don Fernando zu spielen. Dieser zeigte es eines Tages seinem Freunde und Lehrer, dem Caplan Don Escoiquez, der aber behauptete, dieselbe Nummer gelesen, jedoch diese Nachricht nicht darin gefunden zu haben. Am folgenden Tage brachte er auch in der That ein andres Exemplar von derselben Nummer jener Zeitung und es fand sich, daß nur in dem, dem Könige vorgelegten Abdruck, jene Nachricht enthalten war, um diesen über das Schicksal des jungen Mannes, wofür er sich interessirt hatte, zu beruhigen.

Dieser Umstand mußte Elenas Besorgniß um das Geschick ihres Geliebten aufs Aeußerste steigern.

Vergiftung.

Spaniens Noth. — Stimmung des Volks. — Erbitterung gegen Godoy. — Geheime Korrespondenz der Prinzessin von Asturien mit ihrer Mutter. — Entdeckung derselben. — Unangenehme Folgen. — Escoiquez Warnung. — Perez (Iznardo) erscheint wieder. — Steigende Erbitterung. — Vergiftung und Tod. — Selbstmord des Apothekers. —

Das Jahr 1804 brachte viel Unheil über die Welt. Jedes Land erhielt seinen Antheil davon; auch Spanien blieb nicht verschont.

Ueberall gab es beunruhigende Erscheinungen: die Ordnung der Jahreszeiten schien sich umkehren zu wollen; die Erde zitterte; Flammen zuckten am Himmel; man glaubte einen Blutregen zu sehen; Frauen brachten Mißgeburten zur Welt; Flüsse traten aus ihren Betten, und die Sturmfluthen der Meere überschwemmten ihre Küsten; ganze fruchtbare Gegenden wurden verschlungen von den Wellen und zahlreiche Menschen kamen dabei um.

Noch andre Zeichen erschreckten die Phantasie. Mißerndten und eine vom Wuchergeist erhöhte Korn-

theuerung konnte nur mit Mühe durch zweckmäßige Maaßregeln der Regierung beseitigt werden; allein nichts vermochte menschliche Macht gegen das gelbe Fieber, das den ganzen Küstenstrich Andalusiens verwüstete, dessen Verheerungen von Ahamonte bis Algesiras und Alicante reichten, auf einer funfzehn bis zwanzig Stunden breiten Strecke; und da wo diese von der Küste herkommende pestartige Krankheit aufhörte, begannen im Innern und in den beiden Castilien, die verderblichsten Fieber. Die schon angedeuteten Erdbeben drohten mehrere Provinzen zu verschlingen; besonders viel litt die Provinz Granada. In manchen Gegenden derselben blieb kein Haus stehen; das Volk irrte ohne Kleidung und Obdach auf den Feldern umher; es hatte unter Trümmern und Abgaben Alles verloren. Es gab keinen Handel mehr und keine Industrie. Fremde Staaten und selbst die noch verschont gebliebenen Provinzen wagten weder die Erzeugnisse des unglücklichen Spaniens anzunehmen, noch ihm die eignen zuzuführen. Die Armuth griff auf eine entsetzliche Weise um sich und die Hülfsquellen der Regierung versiegten immer mehr, mit der Unmöglichkeit Steuern zu erheben von einem Volke, das Alles verloren hatte.

Man hatte von Seiten der Regierung um Hülfsquellen zu schaffen, einige Klöster aufgehoben und den

reichen Clerus beſteuert; nun aber ſchrieen und predigten die Pfaffen, alle Leiden, die das Volk treffe, habe eine gottloſe Regierung verſchuldet; man habe den Altar beraubt, fromme Stiftungen verkauft und der Himmel räche die beleidigte Kirche. — Das Volk ſchrie dem nach und der erſte Same der Empörung und Unzufriedenheit wurde auf bedrohliche Weiſe unter der ſonſt ſo loyalen Bevölkerung ausgeſtreuet. — Daher mußte ſich denn auch das letzte verzweifelte Mittel, den Finanzen durch die Hülfe einer überſchwenglich reichen Kirche aufzuhelfen, ſelbſt zerſchlagen. Wer hätte auch wagen ſollen in jenen Tagen Kloſtergüter zu kaufen, ohne Gewiſſensbeunruhigung zu empfinden, oder den Dolch der Fanatiker zu fürchten?

Zu dieſer Noth im Innern geſellten ſich noch Verlegenheiten von Außen. Spanien war der Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen England und Frankreich geworden. Napoleon und Pitt — der britiſche Premierminiſter — bewarben ſich gleichzeitig um die Freundſchaft Carls IV. Als aber die geſpannte Stellung zwiſchen den beiden Mächten, es für ihn unmöglich machte, ſie dem Einen zu gewähren, ohne dem Andern Feindſchaft zu erweiſen, wollte man Spanien eine völlig neutrale Stellung nicht mehr zugeſtehen und es ſah ſich gezwungen, Parthei zu ergreifen. In dieſer Lage ſchloß ſich der König von Spanien an Napoleon wenigſtens

so weit an, daß er ihm Subsidien bezahlte, um nur Frieden zu behalten und diese Vorsicht eben wurde für die Engländer ein Vorwand zum Kriege. Plötzlich — ohne vorhergegangene Kriegserklärung begann das brittische Cabinet mit seinen beliebten Gewaltmaßregeln, indem vier englische Kriegsfahrzeuge eben so viel spanische Handelsschiffe in den Grund bohrten, die im Vertrauen auf den Frieden aus dem Hafen von Cadix abgesegelt waren.

Solche Ereignisse wirkten natürlich lähmend auf den letzten Ueberrest des spanischen Handels zurück. Der Unwille gegen den König wurde allgemein: „dieser König Carl IV." — hieß es — „ist durch die Schwäche seines Characters an allem den Unheil schuld. Er ist ein blindes Werkzeug seines ehrgeizigen Günstlings geworden; der Prinz von Asturien dagegen ist ein junger Mann von Kraft und den edelsten Gesinnungen. Spanien kann nur gerettet werden, wenn der jugendliche Erbe des Throns zur Regierung kommt." —

Das war auch der Gedanke des Canonicus Escoiquez, der, wie wir wissen, schon längst der beklagenswerthen Günstlingsherrschaft die Schuld der Leiden Spaniens beigemessen hatte; der als ein feuriger Patriot den Godoy haßte und schon vergebens sich bemühet hatte, den König Carl IV. über seine wahren In-

tereſſen und über deſſen Character und Abſichten, die er ihm unterlegte, aufzuklären.

Aber man ſprach noch mehr über den Günſtling. Es war bekannt geworden — denn Carl IV. hatte noch mehr Vertraute, denen er confidentiell mitzutheilen pflegte, was ihm Godoy gerathen hatte — daß dieſer ihm den Rath gegeben habe, den Prinzen von Aſturien auf Reiſen und drei Infanten als Vicekönige nach Amerika zu ſenden, um ſich der Treue der ſchon rebelliſch werdenden Colonien zu verſichern, und dieſe Nachricht theilte Escoiquez zuerſt ſeinem hohen Zöglinge mit, indem er hinzufügte: „dieſer Rath findet nach der öffentlichen Meinung nur eine Auslegung: er will — ſagt man, gewiß nicht mit Unrecht, die königliche Familie zerſtreuen, um freiere Hand zu haben. Sein maßloſer Ehrgeiz würde vor keinem Mittel zurückbeben, um wo möglich dereinſt den königlichen Thron zu beſteigen. Eurer königlichen Hoheit koſtbares Leben iſt damit ſogar gefährdet und es wird Zeit ſein, daß man darauf denke, einem ſo gefährlichen Attentat zuvorzukommen.“

Es begreift ſich, welche Wirkung dieſe Aeußerung auf den Prinzen von Aſturien und deſſen junge Gemahlin machen mußte. Beide zweifelten keinen Augenblick daran, daß Godoy ein ſolches Attentat beabſichtige.

Maria Antonia war, wie wir wissen, schon mit großen Vorurtheilen gegen ihn nach Spanien gekommen. An dem Hofe ihrer Mutter schrieb man jeden Fehlgriff der Regierung Spaniens diesem Günstlinge zu, und was sein Einfluß etwa Gutes stiftete, brachte man auf fremde Rechnung. Der Meinung war auch fast allgemein die öffentliche Stimme in ganz Spanien; auch alle fremden Diplomaten, die ihm schmeichelten, konnten es nie vergessen oder verzeihen, daß der schöne Soldat von der Garde jetzt an der Spitze aller öffentlichen Angelegenheiten von Spanien stand. Nie hat ein Günstling des Glücks auf einer gefahrvollern Höhe gestanden; ein Wort — ein Stirnrunzeln seines Gebieters, der nur seinen Rathschlägen zu gehorchen schien, konnte ihn vernichten, selbst ein Volksaufstand konnte ihn von seiner Höhe herabstürzen.

Godoy war klug genug, um einzusehen, daß er sich auf der glühenden Decke eines Craters befinde. Er hatte keine Nacht mehr Ruhe. Die schrecklichsten Gestalten beunruhigten seine Phantasie; er wünschte deshalb, sich mit seinen erschmeichelten und erpreßten Reichthümern in den Privatstand zurückziehen zu dürfen; allein der König und die Königin konnten und wollten sich des Raths und des Umganges eines nach ihrer Meinung so treuen Dieners nicht berauben. Sie nahmen daher seine Demission nicht an, und nöthigten

ihn dadurch gewissermaßen zu intriguiren, um so lange als möglich die schreckliche Katastrophe abzuwenden, die ihn bedrohte. — Einmal hinein gerathen in den Strudel mußte er sich von ihm tragen, oder in den Abgrund reißen lassen.

Die eine Gefahr bereitete ihm die Prinzessin von Asturien. Sie stand fortwährend durch den Gesandten beider Sicilien im geheimen Briefwechsel mit ihrer Mutter, der Königin Caroline. Godoy war in gewisser Hinsicht gut bedient — er bezahlte seine Spione fürstlich — aber lange war es ihm unmöglich gewesen, die unter der Aegide des Gesandtenrechts geführte Correspondenz zu entdecken oder zu hindern; gleichwohl mußte er erfahren, daß die kleinsten Ereignisse am Hofe wie die geringste vertrauliche Aeußerung des Königs im Kreise seiner Familie, in Neapel am Hofe der Königin bekannt geworden war, und da man dort die Engländer begünstigte, so sagte die Königin Caroline dem englischen Ministerresidenten Alles wieder, was sie auf solchem Wege erfahren hatte. Das setzte denn allerdings böses Blut im britischen Cabinet und Godoy mußte sich von dem britischen Gesandten Horksam Freare zu Madrid, Wort für Wort vorhalten lassen, was im Familienzirkel des Königs im engsten Vertrauen über französische oder britische Angelegenheiten gesprochen war.

Er war keinen Augenblick zweifelhaft über die Quelle

woraus dieſe Nachrichten floſſen; er wußte, daß die Prinzeſſin mit einem gewiſſen ängſtlichen Eifer ſich an ihre Vertrauten, an die Höflinge, die Palaſtdamen, noch häufiger an die Hofcaplane, ſelbſt an Subalterne und Kammerfrauen wendete, um die Geheimniſſe des Cabinets zu erforſchen, wonach ihre Mutter, die Königin Caroline unabläſſig fragte. Einige von denen, die ſie in ihr Vertrauen zog, gehörten zu der Parthei des Caplan Escoiquez und ſo läßt es ſich denn wohl denken, daß auch manche ungewiſſe Thatſache, manches böswillig oder alberne erfundene Märchen, dorthin berichtet wurde, wo es in den diplomatiſchen Kreiſen ſo viel Unheil anrichtete und die Spannung zwiſchen den Cabinetten von Madrid und London immer größer machte.

Indeß durfte Godoy noch nicht wagen, ohne Beweiſe von dieſem im Schooß der königlichen Familie geſpielten Verrath in Händen zu haben, dem Könige davon Anzeige zu machen. Doch auch ſolche Beweiſe ſollte er bald empfangen.

Napoleon hatte einen der durchreiſenden Couriere von der neapolitaniſchen Geſandtſchaft auffangen laſſen, und überſandte dem Könige von Spanien einen unter den Depeſchen gefundenen Brief der Prinzeſſin von Aſturien an ihre Mutter, die Königin Caroline, worin der König und die Königin Maria Louiſa nicht eben ſchonend behandelt wurden. Ja noch mehr — in der lei-

denschaftlichen Aufregung hatte die lebhafte Neapolitanerin ihren Haß gegen Godoy und ihre Abneigung gegen Frankreich, dagegen eine große Vorliebe für England ausgesprochen, und mit der Erklärung geschlossen, daß sie Alles anwenden werde, um einen Bruch mit Frankreich herbei zu führen. —

Der König gerieth in äußersten Zorn gegen die Prinzessin; er nannte sie den Krebsschaden seines königlichen Hauses. Die Königin wüthete; denn auch ihre Eitelkeit war stark verletzt. Godoys Liebe zu der schönen Frau hatte sich schon längst, seitdem sie seine Bewerbungen um ihre Gunst so stolz und kalt zurückgewiesen hatte, in Haß verwandelt. Jetzt war dieser Haß in eine Todfeindschaft übergegangen, die um so schärfer in seiner Brust wühlte, je mehr er sich Mühe gab, sie jedem Auge zu verbergen. Vor den Augen des Königs nahm er bei dieser Gelegenheit den Schein der Großmuth an. Er gab ihm den Rath, die Sache beizulegen, um nicht die Gemahlin seines Sohnes und damit die Ehre seines königlichen Hauses zu compromittiren. Zugleich gab er anheim, der Königin die Sorge zu überlassen mit der Prinzessin darüber zu reden.

„Es wird hinreichen" — sprach er — „Ihre Hoheit, die Prinzessin Maria Antoinette auf die Gefahr einer solchen Correspondenz aufmerksam zu machen. Man könnte ihr sagen, Seine Majestät der König wisse

noch nichts davon, und man werde ihn nicht davon benachrichtigen, wenn sie von ähnlichen Versuchen auf die Politik des Cabinets Einfluß zu gewinnen, abstehe. Man muß suchen" — schloß er — „ihr das Köpfchen zu beruhigen, anstatt sie noch mehr zu reizen."

Die Königin begriff die ganze Größe dieser Aufgabe. Sie hatte Seelenstärke genug ihre Aufwallung zu unterdrücken, und ging dabei sehr sanft und klug zu Werke. — Es gab indeß unvermeidlich eine Scene der Beschämung für die Prinzessin, die wenig geeignet war, diese Beruhigung im Gemüth der Prinzessin herbeizuführen. Sie wußte recht gut, wie es mit dieser scheinbaren Großmuth Godoys gemeint war, und da sie bisher stolz und frei der Königin gegenüber gestanden hatte, so fühlte sie jetzt doppelt die Schmach, sich entlarvt zu sehen. Was sie indeß noch am schmerzlichsten traf, war der Unwille ihres Gemahls, der wohl wußte und es ihr auch nicht verdenken konnte, daß sie gegen ihre Mutter Klage führte über die häusliche Bedrückung ihres Lebens, über den Günstling Godoy und dessen muthmaßliche Strebungen in Spanien, die Rolle eines Napoleon zu spielen, aber es nicht billigen konnte, daß sie sich auch in die Politik der Cabinette hineinmischte; zumal da er in dieser Hinsicht keineswegs mit seiner Gemahlin gleiche Ansichten theilte. Der Prinz Ferdinand vergötterte fast, noch mehr wie sein

Vater, Napoleon als den Heros seiner Zeit, und dachte damals schon daran, ihn einmal — was erst später geschah — zum Schiedsrichter und Vermittler der Mißhelligkeiten mit seinem Vater aufzurufen. —

Es begreift sich leicht, daß durch diese Geschichte das Leben der armen Maria Antoinette immer mehr an Freuden verarmte, und bald sollte sie fühlen, daß die Königin eine gewisse Milde und Güte für sie nur erheuchelt hatte, um im Geheim sie um desto mehr kränken zu können. Es kam zu jenen hundert kleinen Kränkungen und Zurücksetzungen, die sich leichter empfinden als schildern lassen. Die Prinzessin dadurch oft aufs Aeußerste gebracht, hielt nicht sehr zurück gegen ihre Vertrauten mit ihren spöttelnden oft bittern Aeußerungen über die Königin. Dadurch bildete sich um ihre Person gleichsam ein Hof der Unzufriedenen, und da Männer und Damen von Rang sich auffallend um die Gunst der Prinzessin bewarben, die in der That auch ungemein liebenswürdig war, und Alles bezauberte, was sie umgab, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß die nicht unbeträchtliche Eitelkeit der Königin sich bitter gekränkt fühlen mußte.

Wo aber solche Elemente einer feindseligen Stimmung in einer Familie herrschen, wo Mangel an Vertrauen jede Versöhnung unmöglich macht, wo unter dem Deckmantel einer falschen Freundlichkeit die gegenseitige

Erbitterung immer tiefer, wie ein unheilbarer Krebsschaden, in die Seele hinein nagt; da muß wohl endlich, zumal bei leidenschaftlichen Gemüthern, eine schreckliche Katastrophe hereinbrechen, die denn auch hier nicht ausbleiben konnte.

Fast zwei Jahr lang, bis in das Jahr 1806 hatten die beständigen Reibungen und Intriguen gedauert, welche das jugendliche Leben der armen Prinzessin so sehr verbitterten, daß ihr sonst blühender und gesunder Körper siech und hinfällig wurde, so daß sie sich mehr als einmal, unter tausend Thränen, den Tod wünschte — da kam eines Tages Don Escoiquez zum Prinzen und sprach in großer Aufregung: „Haben mich meine Augen nicht getäuscht, hat mich mein Gedächtniß nicht betrogen, so sah ich so eben einen gefährlichen Menschen, den Eure Hoheit unter dem Namen Don Iznardo noch nicht vergessen haben wird, aus dem Palast des Herzog von Alcudia kommen und als ich ihm folgte, in die Hofapotheke gehen. Auch ich trat hinein unter dem Vorwand etwas zu kaufen, jedoch war dieser Mensch nicht mehr dort — entweder muß er in der Apotheke wohnen, oder im Innern derselben geheime Verbindungen haben. Jedenfalls wird einige Vorsicht angemessen sein, mir ahnet das Schlimmste."

Diese Meinung theilte Fernando nicht. Bei einer

gewiſſen Gutmüthigkeit konnte er dem Herzog von Alcudia, wenn auch ein Streben nach der Krone zutrauen, doch keinen Meuchelmord gegen erlauchte Perſonen, worauf Escoiquez hinzudeuten ſchien.

„Von ihm“ — ſprach dieſer, als Fernando in ein andres Zimmer gegangen war, zur Prinzeſſin — „kommt nicht alle Gefahr allein. Wird ein Verbrechen beabſichtigt, ſo hat die Königin ſicher eben ſo viel Antheil daran als der Herzog. Ihr Character iſt bekanntlich äußerſt heftig, ſtolz, herrſchſüchtig und leidenſchaftlich. Man erzählt davon eine Anecdote, die Ew. Hoheit vielleicht unterhaltend ſein wird. Die Königin war erſt zwölf Jahr alt, als ſie mit dem jetzigen Könige, Carl IV. der damals noch Prinz von Aſturien war, vermählt wurde. Kaum war der Vermählungsact im Jahre 1765 unterzeichnet, als ſie mit einem gewiſſen kindiſchen Eigenſinn, von ihrem Bruder, den Herzog Ferdinand von Parma, die Erweiſung königlicher Ehren verlangte. Dieſer lachte über ſolche Prätenſionen, die damals noch ganz unangemeſſen waren. Da aber rief die kleine Dame nach einigem Wortwechſel im höchſten Zorn: „Ich werde Euch lehren, mir die Ehrerbietung zu erweiſen, die Ihr mir ſchuldig ſeid; denn die Zeit wird kommen, wo ich Königin von Spanien ſein werde, während Ihr niemals mehr als der kleine Herzog von Parma werden könnt.“ — „In dieſem Falle“

entgegnete der Herzog — „würde der kleine Herzog von Parma die Ehre haben, der großen Königin von Spanien eine Ohrfeige zu geben, was hiemit vorläufig geschehe.“ — Dieser Schlag erfolgte augenblicklich, scheint jedoch für die Erziehung dieser Prinzessin wenig Nutzen gebracht zu haben; denn als sie ihrem erlauchten Gemahl, dem jetzigen Könige zugeführt war, betrug sie sich so anstößig, daß ihr Schwiegervater, der damalige König Carl III., es für angemessen hielt, sie genau beobachten zu lassen, besonders seitdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die junge Prinzessin bisweilen des Abends mit zwei vertrauten jungen Damen ihres Hofes geheimnißvolle Gänge machte, oder auch wohl allein durch eine verborgene Treppe davon schlich, um in den Straßen von Madrid einen Abend-Spaziergang zu machen.

Als Escoiquez bemerkte, daß es der, gegen die Königin einmal erbitterten Prinzessin zu einiger Genugthuung gereichte, solche Anecdoten zu hören, die auf Kosten ihrer Frau Schwiegermutter umliefen, theilte er ihr noch mehrere dergleichen mit, besonders über ihr Verhältniß zu Godoy.

„Dieses“ — erzählte er — „ist indeß nicht immer ungetrübt gewesen. Obgleich Carl IV. seine junge Gemahlin anfangs mit vieler Kälte aufgenommen hatte, so wußte sie doch bald eine solche Macht über seinen

schwachen Character zu gewinnen, daß sie fast immer ihren eignen Willen durchsetzen konnte. Am auffallensten zeigte sich dieses dadurch, daß sie dem Könige, ihrem Gemahl, eine so blinde Vorliebe für ihren eignen Liebhaber einzuflößen wußte, daß sie sogar die Macht verlor, ihn zu stürzen, als sie einmal in eifersüchtiger Laune seine Entlassung verlangt hatte, allein die Anhänglichkeit des Königs an diesen Glücksritter, war so groß, daß grade dieser Umstand ihn nur noch mehr in dessen Gnade befestigen mußte."

„Dieser Godoy" — unterbrach ihn die Prinzessin mit einem Ausdruck von Unwillen — „soll ja schon heimlich vermählt sein, wie man wissen will — und dennoch ist er frech genug, sich um die Hand einer königlichen Infantin — einer Tochter des Infanten Don Luiz zu bewerben." —

„Das Letztere ist leider nur zu begründet, und an sich schon empörend genug, wenn auch das Erstere noch bezweifelt werden dürfte. Es ist bekannt, daß er mit der Tochter eines Edelmanns Namens Tudô, der die Stelle eines Castelans im königlichen Schlosse San Retiro bekleidet, in gewissen vertrauten Verhältnissen steht. Donna Josefa war aber ein unschuldiges, tugendhaftes Mädchen, und ihr Vater gilt für streng rechtlich. Man glaubt daher nicht, daß ohne ein, wenn auch heimlich geschlossenes Ehebündniß, Don Manuel Godoy seine

Zwecke erreicht haben würde. — Doch dieser Grund möchte nicht hinreichen. Godoy ist ein zu gewandter Verführer, um solcher Mittel zu bedürfen. — Man hält ihn für unwiderstehlich liebenswürdig."

„Ich dächte doch nicht" — entgegnete lächelnd die Prinzessin.

„Ew. Hoheit hat ihm freilich eine andre Lehre gegeben, allein eben deshalb ist er desto gefährlicher; ein zurückgewiesener Anbeter wird zum unversöhnlichsten Feinde. Ich wiederhole noch einmal: Hüte sich Ew. Hoheit vor dem Hofapotheker!" —

Damit beurlaubte sich Escoiquez von der Prinzessin und wandte sich an den Prinzen von Asturien, den er in schwermüthigen Gedanken versunken, in einem andern Zimmer fand. Diesen suchte er jetzt zu überreden, daß die Gefahr für ihn und seine Gemahlin aufs höchste gestiegen sei, daß das Gesetz der Selbsterhaltung einen entscheidenden Schritt nothwendig mache, der wenigstens geeignet sei, den Sturz des anmaßenden und gefährlichen Günstlings herbeizuführen. Er könne ihm dazu den Beistand angesehner und einflußreicher Freunde zusichern. — Doch Ferdinand schüttelte traurig den Kopf.

„Lieber Canonicus" — sprach er — „ich kann mich noch nicht überzeugen daß die Gefahr bereits so nahe sei, um jetzt schon zu dem letzten Mittel greifen zu müssen. Du weißt zudem, theuerer Lehrer und Freund,

daß ich Ruhe und Frieden liebe, und nicht gern mich aus einer gewiſſen, wenn auch noch ſo trübſeligen Behaglichkeit aufſtören laſſe. Ertragen wir das Unvermeidliche noch eine Zeitlang mit Geduld."

„Dieſe Patientia" — rief Escoiquez feurig aus— „iſt der allgemeine leidige Troſt, womit jeder Spanier das Drückendſte zu tragen vermag. Doch hier, fürchte ich, wird es unerſetzlichen Schaden bringen. Geſtatten Ihre Hoheit nur, daß Ihre Freunde für Sie wachen dürfen."

Prinz Ferdinand zuckte die Achſel, und mit einem bitter ſchmerzlichen Ausdruck ſeines beweglichen Mienenſpiels — entgegnete er — „macht in Gottes Namen, was Ihr wollt, laßt mich nur aus dem Spiele und im Frieden."

Während dieſes Geſprächs hatte die Prinzeſſin nichts Eiligeres zu thun, als alle die Anecdoten und ſcandalöſen Geſchichten über Godoy und die Königin, die ihr Escoiquez mitgetheilt hatte, ihrer Mutter zu berichten. Seit der Entdeckung ihres frühern Briefwechſels mit der Königin Caroline, war ſie nur um ſo vorſichtiger geworden und zweifelte keinen Augenblick, durch Vermittlung ihrer treuen Franzeska einen Canal gefunden zu haben, der ihr ſichere Mittheilung verbürgte. Allein auch dieſes Mal wurde ihr Brief aufgefangen und an Godoy überliefert. Dieſer befand ſich grade auf dem

Wege zur Königin, als einer seiner Getreuen ihm den von fremder Hand an eine unbedeutende Person in Neapel addressirten Brief übergab, den man auf der Post geöffnet hatte, weil das Gefühl eine darin enthaltene versiegelte Einlage verrieth; diese Einlage aber war an die Königin von Neapel gerichtet; der Postofficiant, einer der geheimen Agenten Godoys, eilte damit sogleich zu seinem hohen Gönner, und da dieser eben nach dem königlichen Schloß gefahren war, so folgte er ihm dorthin. Hätte Godoy früher diesen Brief gelesen, so würde er vielleicht Bedenken getragen haben, ihn der Königin mitzutheilen. Jetzt lasen ihn Beide gemeinschaftlich, und fanden darin die scandalösesten Anecdoten über sich selbst erzählt. —

Nichts gleicht der Wuth der ohnehin heftigen und leidenschaftlichen Königin Marie Louise. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die Andre und ein Schlagfluß drohte sie zu ersticken. Erst war sie wegen der, des geäußerten Verdachts einer heimlichen Heirath mit der Tochter eines armen Edelmannes, auf ihren Günstling eben so erbittert als auf dessen Feindin. Doch bald wußte sie der unwiderstehlich liebenswürdige und höchst gewandte Schmeichler, wenigstens über diesen Punkt, zu beruhigen, indem er bei allen Göttern Griechenlands und bei allen heiligen Jungfrauen der Halbinsel schwor, es sei nichts als eine kleine vorübergehende Galanterie damit

gewesen; diese Verleumdung könne von Niemandem herrühren als von dem entsetzlichen Escoiquez, der jedes Mittel ergreife, um ihm zu schaden. Tiefer eingreifend war dann noch, daß die Königin aus diesem Brief manche ihrer kleinen galanten Abentheuer und besonders die Schmach der empfangenen Ohrfeige verrathen sah — Geschichten, die sie selbst fast vergessen hatte, sollten damit der Spottlust am Hofe von Neapel Preis gegeben werden.

Godoys Groll war wo möglich noch viel tiefer; doch hatte er Characterstärke, Verstellungskunst und Haltung genug, diese Schmähungen für nichts zu rechnen gegen den viel tiefern Schmerz, den ihm die Schmähung seiner über allen Tadel erhabenen Königin einflößte. — Das Erste, worüber Beide indeß sogleich sich vereinigten, war der Entschluß, weder dem Könige noch der Prinzessin und dem Prinzen von Asturien etwas von dem Auffangen dieses Briefes merken zu lassen. Marie Louise fühlte, daß sie vor ihrem königlichen Gemahl, wie vor ihrem Sohne erröthen mußte und der Prinzessin nicht mehr mit der siegenden Hoheit, wie das erste Mal die Königin der Staatsverbrecherin gegenüber, entgegen treten könne. Aber die Prinzessin hatte mehr als ihr Leben — hatte ihre Ehre angetastet. Hätten es Beide auch über ihren Groll vermocht, das glühende Rachegefühl zu unterdrücken, das im heißblü-

tigen Süden viel stärker in der Seele wüthet, und gleichsam alle Pulse wie ein Fieberanfall durchdringt, so war doch der zweite Punkt, worüber sich Beide vereinigten, die Erklärung, daß es eine Pflicht der Selbsterhaltung — ein Act der Nothwehr sei, diese unversöhnliche Todfeindin ihrer Ehre für immer unschädlich zu machen.— Ueber das Wie? wurden mehrere geheime Conferenzen gehalten; mancher Vorschlag erst leise andeutend gemacht, dann besprochen und verworfen, wieder vorgenommen und aufs Neue besprochen. Wohin endlich die Vereinbarung ging — hat wohl kein sterbliches Ohr belauscht, und wir wagen nicht für Wahrheit anzugeben, was wenige Tage später am Hofe wie unter dem Volke gezischelt wurde. Begnügen wir uns die Thatsachen einfach zu erzählen, wie sie gleichzeitige Memoiren*), die den Stempel der Unpartheilichkeit und Wahrheit tragen, mittheilen.

„Die Königin Caroline von Neapel, die unter den schwierigsten Umständen die Zügel der Regierung der Staaten ihres schwachsinnigen Gemahls geleitet, hatte mit Bestimmtheit vorausgesehen, welche Erniedrigungen ihre Tochter bedrohen würden, an einem Hofe, wo

*) Mémoires historiques sur Ferdinand VII., Roi des Espagnes et sur les événements de son Règne par Don ... avocat etc. (aus dem Spanischen übersetzt von M. G. H ...) Paris 1824. Pag. 11.

schon der Titel einer Gemahlin des Prinzen von Asturien genügen würde, um ihr zahlreiche und mächtige Feinde zu erwecken. Allein sie hatte ihr alle die Kunde von den dortigen Verhältnissen und die Rathschläge gegeben, die, wie sie hoffte, genügen würden, um sie in den Stand zu setzen, die Feinde von sich abzuwenden, und selbst eine gewisse Herrschaft über dieselben zu gewinnen. — Aber alle die seltenen Gaben der Natur und Erziehung, die sie besaß, alle die politischen Maßregeln, welche die Königin zu ihren Gunsten ergriffen hatte, blieben ohne Wirkung. Die Intriguen der Königin Marie Louise vereitelten alle die schmeichelhaften Hoffnungen, welche die Mutter einer so hoch begabten Tochter auch unter den ungünstigsten Umständen sich machen durfte. Maria Antonia, anstatt die Befreierin ihres jugendlichen Gatten zu werden, wurde nur die Theilnehmerin seiner Sclaverei und seines Unglücks. Diese in jeder Beziehung unheilvolle Verbindung wurde schon nach dem Verlauf von wenigen Jahren durch den frühzeitigen und plötzlichen Tod der Prinzessin, getrennt. Und die allgemeine Stimme gab die Schuld desselben dem bekannten Haß ihrer Verfolger. Zwei Umstände bestärkten die öffentliche Meinung in einem Verdacht, der hohe Personen betraf, die man sich scheute nur zu nennen; der eine Umstand war die Beschlagnahme und das Verschwinden eines Briefes, den die unglückliche

Prinzessin noch unter Todesqualen an ihren grade abwesenden Gemahl geschrieben hatte, durch unmittelbare Einmischung der Polizei — der Andre, der muthmaßliche Selbstmord des Hofapothekers, der auf dem Boden seines Hauses erhenkt gefunden wurde."

Und dieser Erhenkte war Niemand als der von seinen Wunden wiederhergestellte Perez — der am Hofe unter dem Namen Don Iznardo ꝛc. bekannt gewesen war.

Man erfuhr auch, daß er nach seiner Herstellung und räthselhaften Entlassung aus den Kerkern von Segovia durch die Verwendung des Herzog von Alcudia unter fremdem Namen zum Hofapotheker befördert war; zu dieser Stelle aber hatte er sich geeignet, weil er vor dem Beginn seines abentheuerlichen Lebens die Apothekerkunst erlernt und geübt hatte.

In Elenas Armen war Maria Antonia verschieden. Ihr letztes Wort an die treue Vertraute war gewesen: „sag meinem Gemahl, er möge mir vergeben, wenn ich ihn jemals ohne es zu wollen, gekränkt haben sollte; er möge sich aber vor Feinden hüten, denen es ein Leichtes ist, ein blühendes Leben zu vernichten."

Brief an Napoleon.

Fernandos Schwermuth. — Entfernung der Freunde des Prinzen, aus seinen Umgebungen. — Verleumdung und Verdächtigung des Prinzen durch Godoy. — Einwirkung dieser Intriguen auf die Stimmung Fernandos. — Dessen erzwungene Verlobung mit der Schwester des Friedensfürsten. — Verzweiflung des Prinzen. — Escoiquez erscheint. — Plan, Don Fernando zu retten. — Dessen Schreiben an Napoleon. — Einmischung des französischen Gesandten. — Nächtliche Scene in der Mariencapelle. — Complott. — Don Pedros Rückkehr nach Spanien.

Dieser Todesfall machte auf Ferdinand einen unauslöschlich tiefen Eindruck. Es war die erste und sicher auch die einzige, wahre und reine Liebe seines Lebens gewesen. Mit Maria Antonia war ihm die letzte Freundin seines Daseins genommen, die milde fromme Mitträgerin seiner Fesseln, die klügere und besonnenere Rathgeberin, und das reizende Weib, dessen Umarmung ihm eine nie zuvor geahnete Glückseligkeit gewährt hatte. Seine Trauer grenzte an Verzweiflung, seine Wuth gegen die Mörder dieses Engels, die er wohl errieth, denen er aber nichts beweisen konnte, an

Wahnsinn. Drei Tage und drei Nächte war er von der geliebten Leiche nicht zu trennen.

Der ungeheure Schmerz des unglücklichen Prinzen erweckte Sympathien unter den Hofleuten. Die innere Empörung über eine so grause That hatte alle Gemüther seiner Umgebungen ergriffen. Man sprach laut darüber und oft sehr beziehungsweise, und der Canonicus Escoiquez war unter denen, die sich am bestimmtesten äußerten; es müsse durchaus etwas geschehen, um den Erben der spanischen Krone der unwürdigen Sclaverei, worin er schmachte und der Gefahr, ermordet zu werden, um einem verhaßten Emporkömmlinge Platz zu machen, zu entziehen. Der Prinz selbst dagegen war zu sehr niedergeschlagen, um irgend einen Rath dieser Art nur beachten, geschweige denn befolgen zu können. Er trug seinen Schmerz wie ein Träumender, ohne daß nur ein Wort der Klage seinem Munde entquoll. —

Bei dieser Stimmung des Prinzen glaubten denn nun die hochstehenden Lenker seines Schicksals auch noch den letzten Schlag gegen ihn wagen zu können. Sie stellten dem Könige vor, der Prinz von Asturien habe schon von seiner hochseligen Gemahlin her die hochverrätherische Idee aufgefaßt, durch eine Revolution das Ende der Regierung Ihrer Majestät des Königs herbeizuführen, um sich selbst früher als es sonst nach Got-

tes Rathſchluß geſchehen werde, auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen. Seine Hoheit werde in ſolchen revolutionairen Plänen durch ſeine nächſten Umgebungen, namentlich durch ſeinen Erzieher, den Canonicus Escoiquez und durch den Herzog von Infantado beſtärkt. Es ſei alſo, um der Sicherheit des Throns wegen nothwendig, daß dieſe Hochverräther, in Ermangelung vollſtändiger Beweiſe ihrer Verbrechen, wenigſtens aus den Umgebungen des Prinzen entfernt würden.

Carl IV., der überhaupt ſtrenge Maaßregeln nicht liebte, hielt dieſe Entfernung für ein mildes Auskunftmittel, um ärgerliche Criminalproceſſe zu vermeiden, und ſo gab er denn gern dazu ſeine Einwilligung, in der aufrichtigen Meinung, dadurch das Glück ſeines Sohns zu befördern. Allein Godoy ließ dieſe Maaßregel mit einer Rapidität ausführen, die nur geeignet war, den allgemeinen Unwillen darüber noch zu erhöhen. In einer Nacht drangen Soldaten und Polizeibeamte in die Wohnungen des Canonicus und des Herzog von Infantado, nöthigten ſie aus dem Bett aufzuſtehen, ſich ankleiden zu laſſen, wozu man ihnen kaum Zeit ließ und ließ ſie in verſchloſſene Wagen ſetzen. Beide Herren erwarteten nichts weniger, als in irgend einen der Kerker Madrids geworfen zu werden; allein unter ſtarker Escorte ſchickte man Escoiquez nach

Toledo auf sein Canonicat und den Herzog von Infantado auf seine Güter — Beide mit dem Befehl, sich bei Gefängnißstrafe an keinen Ort, wo der Hof residirte, wieder sehen zu lassen. Gleichzeitig wurden alle Cavaliere und Damen, die zur Hofhaltung des Prinzen von Asturien gehört hatten, aus dem Palast verwiesen und die Kammerfrauen und Palastdamen der hochseligen Prinzessin in verschiedene Nonnenklöster geschickt. Statt dieser Personen wurden vier oder fünf Individuen, die man wegen ihrer in die Augen fallenden Beschränktheit des Verstandes für völlig unschädlich hielt, mit den gemessensten Instructionen, in die Gemächer des Prinzen von Asturien gesendet, um dessen Hof und Bedienung — die man sehr eingeschränkt hatte — zu bilden. Die Instructionen dieser Leute waren so peinlich genau, daß sie sich sogar auf die kleinen Vergnügungen und Unterhaltungen, die man dem Prinzen erlauben könne oder versagen müsse, erstreckten.

Der Prinz hatte in seiner unglücklichen Stimmung kaum eine Spur von diesen am Hofe vorgehenden Intriguen wahrgenommen, als er eines Morgens aus dem ruhelosen Schlummer erwachend, seinen Kammerdiener rief. Da steckte ein ihm unbekannter Mensch den Kopf zur Thür hinein und führte sich als den neuen Kammerdiener Seiner Hoheit ein. Kopfschüttelnd doch ohne ein Wort zu sagen, ließ der Prinz sich ankleiden

und traf im Vorzimmer auf lauter fremde Geſichter, die ihn mit einer ſeltſamen Miſchung von Devotion und impertinenter Neugier anſtarrten. Ohne ein Wort zu ſagen, kehrte er in ſein Cabinet wieder zurück und ſchloß ſich dort ein. — Erſt am folgenden Tage fragte er nach Escoiquez. — Man ſagte ihm, der Canonicus ſei nach Toledo auf ſein Canonicat verwieſen; dann verlangte er den Herzog von Infantado zu ſprechen, und auch deſſen Verweiſung vom Hofe wurde ihm gemeldet; nun erſt äußerte er ſich über die Veränderung ſeiner Dienerſchaft und fragte, wer den Befehl dazu ertheilt habe? Darauf zog der neue Haushofmeiſter ſeine vom Könige vollzogene Beſtellung hervor und erklärte, die jetzige Veränderung in der Hofhaltung Seiner Hoheit, ſei auf allerhöchſten ſpeciellen Befehl Seiner Majeſtät erfolgt.

„Ich weiß wohl von wem das herrührt" — entgegnete der Prinz — „mein guter Vater wird immer vorgeſchoben, wenn es gilt, mich unglücklich zu machen; allein ich kenne die Perſonen, die meine eigentlichen Feinde ſind. Es wird ja wohl endlich die Zeit kommen, wo Gott mich erlöſen wird!" —

Er dachte dabei ohne Zweifel in ſeiner jetzigen ſchwermüthigen Stimmung an ſeinen Tod; allein von dieſer Aeußerung, die ſogleich Godoy hinterbracht wurde, berichtete dieſer nur die Schlußworte dem Könige und

die eben anwesende Königin rief aus: „da bekennt er es ja selbst, daß er auf den Tod Seiner Majestät harrt. O gewiß, Manuel hat große Verdienste um die Krone; seiner Vorsicht und Entschlossenheit haben Ew. Majestät die Erhaltung Ihres Throns und Lebens zu danken. Spanien verdankt seiner hohen Weisheit den Frieden; ich schlage vor, ihn zum Fürsten des Friedens (**Principe de la Pax**) zu erheben.

Godoy beugte die Knie und küßte beiden Majestäten respectvoll die Hände; der König aber auf seinen vergoldeten Lehnsessel zurückgelehnt, neigte gnädig das schon kahl werdende Haupt und sprach: „Wohl haben wir schon daran gedacht, Dir noch eine Ehrenauszeichnung zu Theil werden zu lassen, mein theurer Manuel, wie die Welt noch keine Aehnliche erlebt hat. Wir erheben dich hiemit zum **Principe de la Pax**, und damit du ein Mitglied unserer Königlichen Familie werdest, verloben wir dir hierdurch die Hand unserer Cousine, der Donna Maria Theresa, Tochter des Infanten Don Luiz."

Den Prinzen Don Fernando konnte diese Belohnung seines Peinigers nur aufs Neue schmerzlich berühren. Indeß auch dazu schwieg er. Er hatte ja schon größeres Weh getragen in seiner Brust.

Dieser Druck der Erziehung war nicht geeignet

gewesen, in Don Fernandos Character jene männliche Entschlossenheit und Festigkeit aufkommen zu lassen, die in allen Lebensverhältnissen den Mann über sein Schicksal zu erheben vermag; im Gegentheil hatten die letzten harten Schläge des Geschickes allen seinen Lebensmuth niedergedrückt. Er betrachtete sich als ein Opfer ungerechter Verfolgung durch eine höhere Macht, der er nichts entgegen zu setzen hatte, als eine still grollende Ergebung und Geduld. Dieser Mangel an Energie, diese gebrochene Lebenskraft machten es denn auch für seine Freunde schwer, ja selbst gefährlich, ihm beizustehen, und doch knüpfte sich nach der öffentlichen Meinung an Fernandos Erhebung zum Throne die so tief gesunkene Wohlfahrt Spaniens. Daher waren denn auch von allen Seiten Männer für ihn thätig, von denen man weniger annehmen durfte, daß sie Ferdinands Rettung, Erhebung und Wohlfahrt beabsichtigten, als daß sie sich seiner als eines Mittels bedienen wollten, um in Spanien eine neue, heilbringende Ordnung der Dinge einzuführen. Andere wieder verfolgten dabei ihre eigenen ehrgeizigen Pläne; alle aber waren in dem Punkte einig, daß Godoy um jeden Preis gestürzt werden müsse.

Dieser dagegen suchte Ferdinands Einschüchterung und dadurch bewirkte Characterschwäche nicht blos zur Entfernung aller schädlichen Elemente feindlicher Par-

theien zu benutzen, sondern auch ihn durch Bande der Verwandtschaft an sein persönliches Interesse zu fesseln. Kaum war nämlich das Trauerjahr nach dem Verlust seiner unvergeßlichen Maria Antonia zur Hälfte verflossen, so quälte man den armen Prinzen schon wieder mit Vorschlägen zu einer zweiten Vermählung. Er würde diese mit Empörung des Gefühls sogleich zurückgewiesen haben, wäre ihm der Vorschlag nicht von seinen Königlichen Eltern gemacht in einem Ton, zugleich mit einer Bestimmtheit, die in seiner abhängigen Lage keine Zurückweisung zuließ. Und was ihn noch am tiefsten dabei verletzte, war der Umstand, daß die ihm vorgeschlagene Gemahlin eine Schwester der Gemahlin des Friedensfürsten war — der zweiten Tochter des Infanten Don Luiz, eines Bruders Carls III., also Oheim des jetzigen Königs Carl IV. — die in der That schöne und liebenswürdige Infantin Donna Maria Louisa von Bourbon.

Was sollte er dagegen machen? — wie sich diesen verhaßten Banden entziehen? — jede Weigerung würde für Hochverrath gegolten haben, er hatte keinen Freund in dieser schrecklichen Lage, den er hätte um Rath fragen können — keinen Menschen, dem er vertrauen konnte, das Einzige, was er zu erreichen vermochte, war Aufschub bis zum Ende des Trauerjahrs, indem er erklärte, daß der Schmerz um die verlorene Gemah-

lin es ihm bis jetzt unmöglich mache, an eine neue Vermählung zu denken.

Aber auch diese Frist lief endlich ab. Fernando mußte sich erklären. Von aller Welt verlassen, ohne genügende Kraft solchen Mächten gegenüber eine entschiedene Weigerung geltend zu machen, blieb ihm nichts andres übrig, als den Act der ihm verhaßten Verlobung mit der Schwägerin seines Todfeindes zu unterzeichnen.

Das geschah am 11. October 1807 in dem prachtvoll düstern Klosterpalast des Escurial.

Bei dieser feierlichen Handlung waren der König und die Königin, der Friedensfürst und seine Gemahlin, und der Erzbischof von Segovia mit den angesehensten seiner Geistlichen zu gegen. Es fehlte nicht an erbaulichen und salbungsvollen Reden, um dem Prinzen die Pflichten des neuen Ehestandes und daneben die, eines Sohnes und Thronfolgers recht beweglich ans Herz zu legen.

Prinz Ferdinand hörte Alles an, wie ein Mensch ohne Bewußtsein. Mochte der Erzbischof donnern oder der König ihn ermahnen, so blieben seine stark ausgeprägten Züge kalt und unbeweglich. Die Wimpern seiner Augen waren so niedergeschlagen, daß man die Pupille nicht sah und man ihn für schlafend hätte halten mögen. Nur einmal schlug er die Augen auf und

ſtarrte die Braut an, mit einem ſo geiſterhaft irren Blick, daß dieſe ſelbſt davor erſchreckend, zuſammenſchauerte. Er war ſonſt nicht unempfänglich für Frauenſchönheit; aber jetzt war er vielleicht der Einzige im Salon, der die in der That reizende Braut nicht bewunderte. Sie war eine tief brünette Schönheit, mit aller Glut des Südens in ihren ſchwarzen Augen, mit jener Anmuth des Lächelns, jener Grazie der Haltung, jenen kleinen Händen und Füßen und mit dem glänzendſchwarzem Seidenhaar begabt, wie es nur einer reizenden Spanierin eigen iſt. Jetzt erſchien ſie ihm wie ein Gorgonenhaupt. Nur mit zitternder Hand unterſchrieb er den Verlobungscontract. Seine Gemüthsbewegung, bei der Nothwendigkeit jede Aeußerung derſelben zu unterdrücken, war ſo groß, daß ihm alles Blut, das ihm früher zum Herzen zurückgetreten war, zu Kopf ſtieg. War er vor der Unterzeichnung zum Erſchrecken blaß geweſen; ſo wurde er jetzt glühend roth. Kaum hatte er noch ſo viel Beſinnung zu fühlen, daß es die Etikette erfordere, ſowohl ſeiner Braut, als auch ſeinen Eltern die Hand zu küſſen; da ereignete ſich ein Umſtand, der nicht geringen Schreck veranlaßte, beſonders weil er leicht für ein böſes Omen genommen werden konnte. Indem er ſich nämlich niederbeugte, um der Prinzeſſin-Braut die Hand zu küſſen, fiel ein Blutstropfen auf den Diamant des Verlobungsringes,

den sie am Finger trug, und mit der Entschuldigung des heftigsten Nasenblutens stürzte der Prinz hinaus.—

Alles war in der höchsten Bestürzung und Verwirrung. Höflinge und Leibärzte wurden ihm nachgeschickt; vom Schwindel befallen sank er auf den Divan in seinem Cabinet nieder, und dienstfertige Hände lüfteten seine Kleidung, andre ließen ihm zur Ader, um einem Schlaganfall zuvor zu kommen. —

Man konnte ihm wohl das Blut erleichtern, aber nicht den Stein vom Herzen nehmen, der ihn drückte.

Es war um die Zeit der Siesta, die über ganz Spanien am hellen Tage die Stille der Nacht auf einem Todtenacker bringt. In der ersten Nachmittagsstunde schlafen dort Herrn und Diener, Frauen und Mädchen jedes Standes; Mönche und Nonnen haben die Vorhänge vor den kleinen Fenstern ihrer Zellen niedergelassen; die Gallegos am Brunnen halten ihre Siesta so gut wie die Bettler auf den Treppen der Kirche oder die Arrieros neben ihren bepackten Maulthieren, deren Ladung neben ihrem schlafenden Hüter ganz sicher ist, weil nicht einmal der ärgste Gauner sich entschließen würde seine Siesta zu opfern für den Gewinn eines Diebstahls.

Um diese Zeit ruhte Fernando allein auf seiner Matratze im halb verdunkelten Schlafzimmer der ihm

zur Wohnung angewiesenen Abtheilung des Palastes— aber er konnte nicht einschlummern, so sehr auch die Ermattung — eine Folge der Aufregung und des Blutverlustes dazu auffordern mochte. Mit halbgeschlossenen Augen überdachte er seine dunkle Vergangenheit, die nur auf kurze Zeit der Strahl einer glücklichen Liebe erhellt gehabt hatte, um ihn den Schmerz des Verlustes seiner letzten und einzigen Lebensfreude desto tiefer empfinden zu lassen; er gedachte seiner trostlosen, gedrückten Gegenwart, die düster und traurig war wie der Blick aus den Fenstern seiner Gemächer im Escurial, — hinaus auf einen der engen tiefen Höfe, wo man nichts erblickte als grade gegenüber, die Fensterreihen einsamer Klosterzellen und hier und da einen weißgekleideten Mönch mit dem schwarzen Ueberwurf, dessen bleichgelbe Gesichtsfarbe mit den tiefen dunklen Augen, durch die Falten einer Kapuze halb verhüllt, einen melancholisch tiefen Eindruck machte.

Solche melancholische Schauergestalten erschienen dem unglücklichen Königssohn nicht selten wie wahre Unglücksraben, die ihm eine trostlose Zukunft prophezeiheten und eben gaukelte ihm wieder so ein gespenstisches Bild vor seinen Augen, wenn er sich die Nothwendigkeit dachte, ein Schwager seines Todfeindes, des — wie er wenigstens nicht zweifelte — Mörders seiner geliebten Antonia werden zu müssen. Jetzt aber, aufstöhnend

erwachte er aus ſolchem Halbſchlummer und indem er die Augen öffnete, erblickte er die Geſtalt eines ſolchen Unheilsboten grade vor ſich ſtehend. —

Fernando war eben im Begriff aufzuſchreien, als eine Bewegung des Mönchs deſſen Antlitz erkennen ließ — es war Escoiquez. Das ſonſt ſo volle und joviale Antlitz des nach Toledo verbannten Canonicus hatten indeß ſchwere Sorgen gebleicht und gefurcht; doch ſein kluges Auge und die gewohnte geiſtige Ueberlegenheit des geliebten Lehrers erweckten Vertrauen und einen Lichtblick der Freude in der umdüſterten Seele ſeines unglücklichen Schülers.

„Du erſcheinſt mir wie ein Bote des Himmels“ — ſprach Fernando zu ihm — „in einer bedrängtern, rathloſern Lage als heute habe ich mich nie befunden — ich habe mich verleiten laſſen — ſei es durch Zwang oder Furcht — heute die Verlobungsacte mit der Schwägerin des Mörders meiner unvergeßlichen Maria Antonia zu unterzeichnen — wehe mir! — hilf! — rette!“ —

„Deshalb eben, theuerſter Prinz“ — entgegnete Escoiquez mit Wärme — „habe ich es gewagt, vielleicht mit Gefahr meines Lebens oder meiner Freiheit, unter Verkleidung eines wandernden Mönchs, von Toledo zu entweichen. Mir war das Project der Ew. Hoheit mit Recht ſo verhaßten Verbindung bekannt geweſen; allein

die Unmöglichkeit früher die Wachsamkeit meiner Aufseher zu täuschen und die Hindernisse und Schwierigkeiten, denen ich überall nur mit der äußersten Vorsicht begegnen konnte, selbst die zu Ihrer Rettung angeknüpften Verbindungen, werden hoffentlich Ew. Hoheit überzeugen, daß es nicht Mangel an Eifer von meiner Seite war, wenn ich nicht früher erscheinen konnte."

„O lieber Canonicus" — rief der Prinz, indem er ihm dankbar die Hand zum Kuß darreichte — „davon bin ich ja auch ohne deine Entschuldigung zu hören, längst überzeugt gewesen. O Himmel! — habe ich in mancher stillen Nacht unter Thränen, die keines Menschen Auge gesehen hat, geseufzt — wenn dein guter Vater Escoiquez deine Leiden kennte, und es in seiner Macht stände zu mir zu kommen, wie würde er eilen, seinem unglücklichen Schüler, wenn auch nicht Hülfe— doch Trost für das kranke Herz zu bringen!" —

„Ich bringe mehr als Trost, mein Prinz — ich bringe auch Hülfe — Rettung vorausgesetzt, daß Ew. Hoheit nur so viel Kraft in sich selbst fühlen — um nur dieses einmal entschieden und selbstständig handelnd aufzutreten."

„O Freund!" — rief Ferdinand lebhaft, indem er vom Lager aufsprang — „du siehst mich in dem Zustande eines Verzweifelnden. Mir bleibt keine Wahl als Wahnsinn oder Untergang. Ich bin entschlossen Alles

zu thun, was du mir rathen wirſt, nur nicht meinem Vater entgegen zu treten. Ich geſtehe in dieſer Hinſicht meine Schwäche. Ich hätte Muth mit Löwen und Drachen in der Wüſte zu kämpfen, aber nicht — dem Könige und der Königin offen den Gehorſam aufzukündigen."

„Deſſen bedarf es auch nicht, mein Prinz" — entgegnete Escoiquez — „haben Sie nur die Gnade mich anzuhören." —

Und damit erzählte er, wie er in Madrid angekommen ſei, während der Generalcapitain und der Alcalde von Toledo ihn für ſchwer erkrankt, im Bette liegend gehalten hätten. Dort habe er den Herzog von Infantado angetroffen, den die Feindſchaft des Friedensfürſten vom Hofe verbannt und aller ſeiner Aemter und Ehrenſtellen beraubt habe. Von dieſem treuen Anhänger des Prinzen von Aſturien, der auch heimlich nach Madrid gekommen ſei, während der Hof ſich im Escurial befunden, habe er dann zuerſt die nähern Umſtände von der projectirten Verbindung gehört. Dieſer habe indeß ſogleich lebhaft hinzugeſetzt: „wenden wir Alles an, Canonicus, um den Prinzen von Aſturien zu retten. Ich kann mich völlig in deſſen Lage verſetzen. Ich kenne den gerechten Abſcheu, den er haben muß gegen eine ſo nahe Verſchwägerung mit ſeinem gehaßteſten Todfeinde; disponiren Sie über mein ganzes Ver-

mögen. Ich lege es mit Freuden zu den Füßen dieſes unglücklichen Prinzen nieder, wenn es ihm nur einigen Nutzen gereichen könnte."

„Ein braver Mann, dieſer Infantado" ſprach der Prinz dankbar, und Escoiquez fuhr fort:

„Auch andre ſpaniſche Granden: ein Orgez, ein Ayerbe und San Carlos gingen in unſre Abſichten ein und erklärten ſich zu jedem Opfer bereit. — Nun aber kommt noch das Beſte. Es kam im Intereſſe Ew. Hoheit Alles darauf an, den franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Beauharnois auszuforſchen, auf welchem Wege ſich hoffen laſſe, den Kaiſer Napoleon für Ew. Hoheit zu intereſſiren, um bei ihm Schutz und Rückhalt zu finden gegen die ehrgeizigen Pläne Godoys. Man erfuhr durch Don Jouan Manuel de Villena, der in Ew. Hoheit Dienſten ſteht, und von Don Pedro Giraldo, Brigadier der Ingenieurs und Ew. Hoheit ſo wie der Infanten Lehrer in der Mathematik, daß der franzöſiſche Geſandte Herr von Beauharnois nicht abgeneigt ſei, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, dazu beizutragen, Hochdieſelben aus der peinlichen, ſelbſt gefahrvollen Lage zu ziehen, worin Sie ſich in der That befinden, mein Prinz. — Der Geſandte hatte erklärt, man möge ihm nur eine Perſon zuſenden, die das Vertrauen Ew. Hoheit beſitze. Ich wurde dieſer Ehre für würdig erklärt. Der Herzog von Infantado über-

nahm es, mich dem Gesandten öffentlich vorzustellen, unter dem Vorwande, daß ich ein Dichter sei, der die Ehre zu haben wünsche, Seiner Excellenz ein Exemplar seines Gedichts über die Eroberung von Mexico zu überreichen. Er nahm es höflich kalt und herablassend an und sprach dann einige gleichgiltige Worte mit mir, worauf ich entlassen wurde. Einige Tage darauf erhielt ich durch den Kammerdiener des Grafen die Erlaubniß, mich, wie ich gewünscht hätte, im Park des Palastes Retiro, wo der Gesandte residirte, umzusehen. Es wurde mir dazu die auffallende Stunde der Siesta, um 2 Uhr Nachmittags bestimmt. Ich verstand den Wink, denn um diese Zeit, wo jeder Spanier vom Höchsten und Geringsten, seine Mittagsruhe hält, war keine Stöhrung zu besorgen, und stellte mich ein.

„Wie zufällig traf ich in einem der schattigsten Laubengänge des schönen Gartens, den Grafen Beauharnois, der mich sogleich anredete und auf und nieder wandelnd, fast zwei Stunden mit mir sprach. Unter dem Schein der zutraulichsten Offenheit, war jedoch dieser feine Diplomat äußerst vorsichtig in seinen Aeußerungen und zurückhaltend. Mir schien es, als ob er nicht ohne Absicht, durch ein immer lebhafter werdendes Gespräch über allgemeine Gegenstände, meine Fähigkeiten erst kennen zu lernen wünschte, ehe er auf die Zustände von Spanien und Frankreich überging und

äußerte, wie nützlich es für beide Nationen sei, wenn die Allianz durch Familienbande enger geschlossen werde, indem Ew. Hoheit sich mit einer französischen Prinzessin vermähle." —

„Vermählen?" — sprach der Prinz nachsinnend, in einem Tone der mehr wehmüthig als unwillig war — „immer vermählen und noch kann ich meine Maria Antonia nicht vergessen — indeß was will man machen? — Ich habe mit diesem unvergeßlichen Engel eine Welt von Liebesglück verloren. Ich verzichte für immer auf die Hoffnung jemals wieder durch ein Weib beglückt zu werden und glaube daher jetzt wohl den Muth zu haben, meine Neigungen der Politik meines Hauses zu opfern; nur nicht diese nahe Angehörige des Friedensfürsten — diese arme Donna Maria Louisa, die bei seltner Liebenswürdigkeit den einzigen Fehler hat, meinen ärgsten Todfeind zum Schwager zu haben. Um vor dieser verhaßten Verbindung mich zu retten, willige ich in jede Andre und würde es als eine Ehre und Stütze betrachten, wenn ich das Glück hätte, die Hand einer Prinzessin aus der Dynastie des großen Napoleon zu erhalten." —

„In diesem Sinne" — fuhr Escoiquez fort, — „glaubte ich mich ebenfalls Namens Ew. Hoheit erklären zu dürfen, und drang in ihm, sich darüber zu äußern, was von Seiten Ew. Hoheit geschehen könne, um

dieſes Ziel zu erreichen, ob überhaupt zu hoffen ſei, daß der Kaiſer geneigt ſein werde, ſolche Anträge günſtig aufzunehmen? — doch der Geſandte brach davon ab und ſagte, daß er mir ſpäter ſeine Meinung darüber mittheilen wolle, indeß möge ich, ehe dieſes geſchehen ſei, mich gegen Niemand weiter darüber auslaſſen. Das habe ich denn leider nur zu gewiſſenhaft befolgt, ſonſt hätte ich Ew. Hoheit ſchon früher von dieſer Idee in Kenntniß ſetzen können, was auch in der That meine Pflicht geweſen wäre; indeß beſorgte ich, daß wenn dieſer Plan vom Kaiſer nicht genehmigt würde, daraus für Ew. Hoheit nur Unannehmlichkeiten folgen könnten. Ohne Zweifel hatte indeß der Geſandte über dieſen Gegenſtand neue Inſtructionen von Paris eingeholt, denn heute erhielt ich von ihm dieſen Brief (den er dabei dem Prinzen vorzeigte) der anſcheinend über gleichgiltige Gegenſtände handelt, worin jedoch mit der feinſten diplomatiſchen Vorſicht, eine ſehr wichtige Andeutung vorkommt, nämlich die von ihm ſelbſt unterſtrichene Stelle: „Leere Verſprechungen ſind mir nicht genug, ich bedarf einer Garantie.“ — Er will dadurch ohne Zweifel zu verſtehen geben, daß er in dieſer großen Angelegenheit nichts unternehmen könne, ohne ſchriftliche Erklärung von Seiten Ew. Hoheit zu erhalten.“

„Heiligſte Mutter der Gnaden!“ — rief der Prinz aus — „mir geht ein Licht auf — ich werde ſogleich

mich mit kindlichem Vertrauen schriftlich an den großen Kaiser wenden, der meine tiefste Ehrfurcht und Bewunderung besitzt. Er ist zwar von niedriger Geburt; allein Gott selbst hat ihn auf den Thron von Frankreich berufen, um die Hyder der Revolution zu besiegen — ha, bei Gott, ich werde ihm schreiben wie es mir ums Herz ist."

Escoiquez, ein exaltirter Kopf, billigte diesen übereilten Schritt des Prinzen, der so wichtige Folgen nach sich zog. Nachdem der Canonicus entlassen war, schrieb Don Fernando jenen Brief voll Wärme und begeisterter Bewunderung an Napoleon, der diesem unersättlichen Eroberer vielleicht die erste Idee einer so gefährlichen Einmischung in die innern Angelegenheiten dieser unglücklichen zerrissenen Königsfamilie gab.

Nach einem Eingange, worin er dem Kaiser seine Bewunderung zollte, fuhr er fort:

„Der Zustand, worin ich mich seit langer Zeit befinde, hat dem Scharfblick Ew. Maj. nicht entgehen können. Und dieser Zustand war bis jetzt das zweite Hinderniß gewesen, das meine Feder zurückgehalten hat, Allerhöchst denselben meine Wünsche auszudrücken. Aber die Hoffnung, in dem großmüthigen Edelmuth Ew. Maj. eine mächtige Protection zu finden, hat mich endlich bestimmt, nicht allein die Gefühle meines Herzens für Ihre erhabene Person auszudrücken; sondern auch

meinen Kummer in Ihrem Busen zu ergießen, wie in den, eines zärtlich geliebten Vaters.

„Ich fühle mich höchst unglücklich, durch die Umstände gezwungen zu sein, diese so gerechte und gewiß lobenswerthe Handlung, wie ein Verbrechen geheim halten zu müssen; aber das sind die unglücklichen Folgen einer überschwenglichen Herzensgüte des Besten der Könige.

„Erfüllt von kindlicher Ehrerbietung und Liebe gegen denjenigen, dem ich mein Dasein zu verdanken habe, der mit dem gerechtesten und edelsten Herzen begabt ist, würde ich es niemals gewagt haben, Ew. K. K. Maj. jemals das geringste darüber zu eröffnen; da Dieselbe es schon besser weiß, als ich es sagen kann, daß grade die achtungswerthesten Eigenschaften eines Fürsten nur zu oft von intriguanten und boshaften Menschen als ein Werkzeug gebraucht werden, um die Wahrheit in den Augen der Souveraine zu verdunkeln, zumal wenn sie einen so trefflichen Character besitzen, als mein verehrungswürdiger Vater besitzt.

„Wenn diese Menschen, die ihn unglücklicher Weise umgeben, ihm gestatteten, den tiefern Blick in das wohlwollende Herz Ew. K. K. Maj. zu thun, welches ich erkannt zu haben glaube: o wie heiß würde mein Vater wünschen, das Band enger zu schlingen, das unsre beiden Häuser vereinigen könnte; und welches Mittel

wäre geeigneter die Einleitung dazu zu treffen, als Ew. Kaiſ. Maj. um die Ehre meiner Vermählung mit einer Prinzeſſin aus Ihrer erhabenen Familie zu bitten? Damit iſt zugleich der Wunſch aller Unterthanen meines Vaters ausgeſprochen ſo wie auch der Seinige, worüber ich mich nicht im Zweifel befinden kann, trotz der Bemühungen einer kleinen Anzahl böswilliger Perſonen, und darüber würde er ſich ausſprechen, ſo bald ihm nur entgegen kommende Abſichten Ew. Kaiſ. Maj. bekannt werden würden. — Das aber iſt alles, was mein Herz wünſcht. Dagegen würde es ein Strich durch die Rechnung jener verrätheriſchen Egoiſten ſein, die ihn belagern und es iſt nicht unmöglich, daß ſie im erſten Augenblick ihn dagegen beſtürmen würden. Das iſt der Grund meiner Beſorgniſſe.

„Es giebt daher kein andres Mittel als das Anſehen Ew. Kaiſ. Maj., das hinreichen würde, um jenen Intriguanten das Spiel zu verderben und meinen guten, vielgeliebten Aeltern die Augen zu öffnen; ſie ſelbſt dadurch zu beglücken und damit zugleich das Glück der ſpaniſchen Nation und das Meinige zu begründen.

„Alsdann würde die ganze Welt von Tage zu Tage mehr die Güte Ew. Kaiſ. Maj. bewundern, und Dieſelbe würde in mir den dankbarſten und ergebenſten Sohn gewinnen.“

„Und deshalb rufe ich flehend mit dem allerunbeschränktesten Vertrauen die väterliche Protection Ew. Kais. Maj. an, nicht allein, daß Dieselbe mich würdige der Ehre einer Vermählung mit einer Prinzessin aus Ihrer erhabenen Familie, sondern auch, daß Dieselbe alle die Schwierigkeiten ausgleiche, und die Hindernisse verschwinden lasse, die sich diesem Gegenstande meiner Wünsche entgegen stellen könnten. Eine solche gütige Anstrengung von Seiten Ew. Kais. Maj. würde für mich um so unentbehrlicher sein, als ich leider von meiner Seite nicht das geringste in dieser Angelegenheit thun konnte, ohne vielleicht mich der Gefahr auszusetzen, daß man die geringste Aeußerung dieser Art für eine Auflehnung gegen die Autorität meines Vaters erklären würde; dann auch, weil ich sonst mich im äußersten Falle auf das einzige Mittel beschränkt sehen würde, mich im entscheidenden Augenblicke zu weigern — was bestimmt auch mit der entschlossensten Beharrlichkeit geschehen wird — mich mit irgend einer Person, wer es auch sei zu vermählen, ohne die bestimmte Zustimmung Ew. Kais. Maj., von welcher allein ich die Wahl einer Gattin für mich erwarte.

„Es ist ein Glück, das ich hoffe von der Güte Ew. Kais. Maj., indem ich Gott bitte, Ihr kostbares Leben noch viele Jahre zu erhalten."

„Geschrieben und unterzeichnet von meiner eignen Hand und gesiegelt mit meinem Wappen, im Escurial, am 11. Octb. 1807.

Ew. Kais. Königl. Majestät

wohlaffectionirter Diener und Bruder,

Fernando.

Dieses Schreiben zeigte allerdings mehr von Geist und Gemüth des jungen Prinzen, als dessen zahlreiche Gegner ihm zugestehen wollten. Indeß war es damit eine gefährliche Sache. Ein Kronprinz hat noch viel weniger freien Willen als irgend ein andrer Mensch auf der Welt. Jede heimliche Beziehung desselben mit einem fremden Monarchen, gilt als Hochverrath.

Im ersten Augenblick fühlte sich Fernandos Herz erleichtert, durch einen Schritt, von dem er sich so große Erfolge versprach. Doch bald regten sich in ihm Bedenken dagegen. „Wenn dem Gesandten nicht zu trauen wäre?" — bedachte er — „wenn man ihn nur ausforschen wollte, und Alles seinem Vater verriethe? — welche Folgen würde es für ihn haben? — würden seine Feinde diesen Schritt nicht für Auflehnung gegen königliche und väterliche Gewalt — für Hochverrath erklären? — unter solchen Betrachtungen wurde er wieder unentschlossen. Er versiegelte zwar den Brief an den Kaiser, doch beschloß er ihn nicht eher abzusenden,

bis er mit dem Canonicus die Sache noch einmal besprochen hatte. Es war verabredet worden, daß ihn der Prinz um Mitternacht in der Mariencapelle der Kathedrale treffen werde, um ihm dort den Brief zu übergeben. Diese Stunde der Zusammenkunft erwartete er mit Unruhe und Ungeduld.

Endlich zeigte die Pendüle drei Viertel auf zwölf Uhr Nachts, und der Prinz trat nicht ohne die Schauer geheimer Vorwürfe und Besorgnisse die nächtliche Wanderung an. Der Vorwand, daß er ein Gelübde gethan habe vor dem Gnadenbilde der heiligen Jungfrau zu beten, benahm diesem Schritte des Prinzen alles Verdächtige in den Augen seiner Umgebungen.

Ein verschwiegener Diener begleitete ihn mit einer brennenden Wachsfackel durch die langen dunklen Corridore des königlichen Palastes San Lorenzo bis an eine der Seitenpforten der Kathedrale. Dort empfing ihn ein Caplan, der als Freund und Verbündeter des Canonicus im Geheimniß war und führte ihn respectvoll mit einer geweihten Kerze in der Hand durch die hohen dunklen Säulengänge und durch das Schiff der Kirche in die gegenüber liegende Mariencapelle.

Des Prinzen Gefühle waren ohnehin schon im höchsten Grade aufgeregt; jetzt aber fühlte er sich von den Schauern einer bangen Ahnung durchdrungen. —

Die majestätische Erhabenheit dieser dunklen Räume,

das geheimnißvolle Blitzen einzelner Lichtreflexe von Vergoldungen oder Edelgesteinen; das Glimmen einer fernen Votivlampe oder dort im Hintergrunde, auf den dunklen Stufen eines Seitenaltars der einsame Priester, der eine nächtliche Todtenmesse murmelte und selbst der Widerhall seiner eignen Schritte in diesen schallenden Räumen — das Alles war wenig geeignet, eine Seele zu beruhigen, die von so großen, wechselnden Hoffnungen und Besorgnissen bewegt war.

So trat er ein in die Kapelle. Da kamen zwei als Mönche gekleidete Männer aus dem Schatten eines Beichtstuhls hervor. Sie näherten sich dem leicht erschreckenden Prinzen respectvoll und indem sie ihre Kapuzen von den Köpfen zurückwarfen, erkannte Don Fernando angenehm überrascht, außer seinem theuern Lehrer Escoiquez, auch den ihm eben so ergebenen Herzog von Infantado.

Dieser, ein Mann von trocknen, stark ausgeprägten Gesichtszügen, ziemlich weißer Hautfarbe und kleinen schwächlichen Körperformen, hatte gleichwohl jene elegante vornehme Sicherheit in seinem Benehmen, die zu imponiren weiß ohne im Geringsten zu verletzen. Zugleich war sein Wesen gediegen und Vertrauen erweckend. Von der Natur mit einem hellen Verstande begabt, hatte er sich einen seltnen Reichthum von Kenntnissen angeeignet. Er verabscheute die französische Re-

volution, aber verkannte nicht, daß dieſes ſchreckliche Factum die Quelle großer Fortſchritte in der Civiliſation geweſen ſei. Er meinte, die Menſchheit habe ihre Lehren zu theuer erkauft, um ſie verwerfen zu können; er war ein Mann der Fortſchritte, der vor Allem jeden Despotismus haßte und jede Schwäche der Halbheit in den Regierungsmaßregeln einen Unſinn nannte, indem er jenen ſchwankenden Zuſtand herbeiführe, der aufrege ohne die Macht zu haben, die Gemüther wieder zu beruhigen.

Dieſer Mann beglückwünſchte den Prinzen, daß ſich mit Hülfe des franzöſiſchen Geſandten ein Mittel gefunden habe, ihn aus den Händen einer ungerechten, despotiſchen Macht zu befreien, die bis jetzt ſein Leben verbittert habe.

Don Fernando dankte dem Herzoge für ſeine Geſinnungen, äußerte jedoch ſeine Bedenken gegen einen Schritt, der ihn möglicher Weiſe arg compromittiren könne. —

„Dieſe Möglichkeit eben, mein Prinz," — entgegnete Escoiquez — „möchte ich mir erlauben unterthänigſt in Abrede zu ſtellen. Daß ein franzöſiſcher Geſandter, der noch dazu ein ſo naher Verwandter der Kaiſerin Joſephine iſt, ohne Vorwiſſen ſeines Herrn eine ſo hohe Alliance einfädeln würde, läßt ſich durchaus nicht erwarten. Geſchieht alſo dieſer Schritt mit Vor-

wiſſen des Kaiſers, ſo hat dieſer auch Macht genug, ihn zu vertreten und von Ew. Hoheit jede unangenehme Folge deſſelben abzuwenden. Sollte aber auch der Kaiſer nicht ſich damit einverſtanden erklären wollen, ſo würde er Ew. Hoheit Schreiben im ſchlimmſten Falle nur ignoriren können, um ſeinen Geſandten und Neffen nicht zu compromittiren; daß dieſer aber das größeſte Intereſſe dabei haben muß, die Sache geheim zu halten, dürfte dem blödeſten Auge einleuchtend ſein."

Damit waren Fernandos Beſorgniſſe beſeitigt und er theilte nunmehr das Brouillon ſeines Briefes dem Herzog mit, der es an Escoiquez zum Vorleſen übergab.

„Gut — ſehr gut" — riefen Beide nach vollendeter Vorleſung.

„Der erſte Diplomat von Europa" — äußerte der Herzog beifällig, — „hätte nicht gewandter dem Kaiſer eine Angelegenheit ans Herz legen können, die ſchon deshalb gelingen muß, weil es im Intereſſe ſeines Hauſes liegt, ſich mit einer der älteſten Dynaſtien von Europa zu verbinden."

„So möge denn mit Gott und der heiligen Jungfrau" — rief der Prinz, indem er den Brief an Napoleon den Händen des Canonicus übergab — „dieſer Brief durch den franzöſiſchen Geſandten an den mächtigen Bezwinger einer halben Welt abgehen. Ich habe mit Vertrauen mein Geſchick in ſeine Hände nieder-

gelegt, und in dieser großen Handlung nur mein Herz reden lassen."

„So weit also" — sprach der Herzog — „wären wir einig. Der Brief wird dem Herrn Grafen von Beauharnois die verlangte Garantie geben, um im Interesse Ew. Hoheit zu handeln. Indeß Spanien darf auch seine Garantien fordern. So lange jener Emporkömmling herrscht und sich in den Umgebungen der königlichen Familie befindet, wird er immer noch Mittel haben, Ew. Hoheit in der Abhängigkeit einer glänzenden Sclaverei zu erhalten."

„Ja noch mehr" — nahm Escoiquez das Wort— „es zeigen sich schon Symptome, die kaum einen Zweifel darüber lassen, daß der Friedensfürst die Absicht hat, sich der Krone selbst zu bemächtigen, sobald der König Carl IV. die Augen schließen würde. Nichts könnte ihm leichter werden. Alle Vorkehrungen dazu sind getroffen; dieser Parvenü wird, wie verlautet, vom Könige zum Generalissimus des Heeres und Großadmiral der Flotte ernannt werden. Deren Officiere sind jetzt schon seine Creaturen; die Minister wie alle Generalcapitains der Provinzen sind Geschöpfe seiner Huld; was würde ihn einst hindern durch ein Manifest zu erklären: „Seine Hoheit der Prinz von Asturien ist blödsinnig und war deshalb schon lange von seinem Vater unter strenge Aufsicht gestellt." Bestochene Aerzte

und die Königin Mutter, welche Theil an der Regierung haben wird, werden dieſen Umſtand beſtätigen und der Prinz von Aſturien wird in dieſem Falle Gefahr laufen, nicht auf natürlichem Wege von dieſer Welt zu ſcheiden. Man dürfte ſolche Banditenſtückchen einem Manne wohl zutrauen, der von Geſinnungen dieſer Art ſchon unvergeßliche Proben abgelegt hat.

Fernando ſchauderte zuſammen, ſagte aber kein Wort, als: „es wäre entſetzlich — zum Himmel ſchreiend!“

„Indeß — dieſe Gefahr — ſo groß ſie zu ſein ſcheint“ — fuhr Escoiquez fort — „ließe ſich abwenden durch ein leichtes und einfaches Mittel.“

„Ich bin zu jedem bereit“ — entgegnete Fernando — „nur nicht zu einer revolutionairen Auflehnung gegen den Willen meines Vaters.“

„Deſſen bedarf es auch nicht“ — nahm Infantado das Wort — „Don Escoiquez redet in meinem Namen und im Namen der mit uns verbundenen treuſten Freunde Ew. Königl. Hoheit. Es iſt das Reſultat der gemeinſchaftlichen Berathung derſelben, das er der Weisheit des geſetzlichen Thronerben der Krone Spaniens zur Beachtung oder Verwerfung vorlegen wird.“

„So laß hören!“ — wendete ſich der Prinz gegen Escoiquez. Und dieſer fuhr fort:

„Das Mittel gegen dieſe Gefahr beſteht einfach da-

rin, daß Ew. Hoheit diesem würdigen Granden, Ihrem treusten Freunde ein unbegränztes Vertrauen schenken."

„Das besitzt er schon längst" — entgegnete Ferdinand — „ich kenne dich, Infantado, da du mein Gouverneur warst, seit meiner Kindheit her. Ihr Beiden" fuhr er noch bewegter fort, indem er ihre Hände ergriff und an sein Herz drückte, statt wie üblich sie von ihnen küssen zu lassen, „habt es immer gut mit mir gemeint; der Himmel möge es euch einst lohnen. Doch weiter!"

„Mein Prinz — bei diesem Vertrauen" — fuhr Escoiquez mit bewegter Stimme fort — „bleibt es nur eine Formalität, aber eine zum Zweck führende — wenn Ew. Hoheit ihm eine Generalvollmacht ausstellten, im Fall der Erledigung des Throns, an Ihrer Stelle, die angebornen Rechte Ew. Hoheit wahrzunehmen und ganz nach bester Einsicht zu höchst Ihren Gunsten zu handeln."

„Mit der größesten Bereitwilligkeit" — rief der Prinz; „aber was wird es wirken bei der Macht Godoys?"

„Viel — Alles. Kaum wird sich die erste Kunde vom Ableben Seiner Majestät verbreiten, so wird man zuvor gedruckte Proclamationen im Namen Ihrer Hoheit unter das Volk werfen. Es wird darin gesagt werden, daß Hochdieselben sich in der Gefangenschaft des Friedensfürsten befänden, indeß damit die Regierung feierlich antreten wollten, daß der Herzog von

Infantado bis dahin, daß höchst Sie frei handeln könnten zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt sei, und daß dessen Anordnungen wie den Ihrigen Folge zu leisten sei. Der Herzog wird indeß schon besorgt haben, daß Herolde an allen Straßen-Ecken Ferdinand VII. zum Könige von Spanien ausrufen und das Volk wird theils nach dem königlichen Palast strömen, um ihren neuen angebeteten Souverain zu sehen, und mit donnernden Vivas zu begrüßen, theils nach dem Palast des Friedensfürsten, um diesen buchstäblich mit den Zähnen in Stücken zu reißen, ehe er Zeit hat, seine verbrecherischen Pläne in Ausführung zu bringen."

Ferdinand schauderte bei der Schilderung eines solchen Volksaufstandes. „Es wäre das Schrecklichste"— sprach er — „was ich noch erleben könnte, diese Anarchie einer entzügelten Volkswuth — von der die französische Revolution so entsetzliche Vorgänge geliefert hat. Ein Volksaufstand ist immer furchtbar, selbst wenn das Volk sich für seinen legitimen Monarchen erhebt."

Der arme Prinz, — er ahnete damals noch nicht wie oft ihn noch in seinem bewegten Leben entfesselte Volkswuth umbrausen werde!

Wie nun diese Angelegenheit wegen der Vollmacht, als das letzte Verwahrungsmittel für eine bedrohte Zukunft beschlossen war, ging Escoiquez noch auf den letzten Punkt der Berathungen der Freunde des Prin-

zen von Asturien über, und das war — wie wir sehen werden — noch der Wichtigste.

„Die Staatsklugheit" — sprach er — „fordert, auf das Aeußerste vorbereitet zu sein, um Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können; aber die Stimme des Herzens fordert mildere Mittel, zu versuchen, um eine solche Katastrophe möglichst abzuwenden."

„Du hast mit der Stimme meines eignen Herzens gesprochen, Escoiquez" — unterbrach ihn Fernando— „doch weiter!" —

„Seine Majestät der König" fuhr der Kaplan fort, „ist ein Herr von dem trefflichsten Herzen — nur seine unbegrenzte Güte macht ihn zum Werkzeug böser Menschen."

„Grade wie ich es fühle und an Napoleon geschrieben habe" — rief der Prinz.

Wir alle sind fest überzeugt, daß der König nur die maßlosen Leiden Spaniens zu kennen braucht, um dann schon den Urheber derselben zu errathen und zu allen Teufeln zu jagen. Ist der Friedensfürst einmal gestürzt, so ist jede Gefahr für Ew. Hoheit verschwunden, und dem Glücke Spaniens steht nichts mehr entgegen. Es wird also nur darauf ankommen, den Monarchen über seine wahren Interessen aufzuklären, um den Friedensfürsten von seiner Höhe herabzustürzen.

„Aber wie? — dieser Bösewicht hat den König um-

stellt, so daß mir sogar das Ohr meines Vaters verschlossen ist. — Ich darf ihn jetzt weder auf die Jagd begleiten, was mir freilich nie Vergnügen machte; noch an den Arbeiten der Minister Theil nehmen. Ich werde behandelt, wie eine absolute Null im Staate. Jeder Schreiberjunge hat mehr Bekanntschaft mit den Staatsaffairen als ich. In der That es macht mich sehr unglücklich . . ."

„Fassen Sie Muth, mein Prinz — es gilt jetzt Leben oder Tod, Glück oder Unglück; Spaniens Wohlfahrt, wie Ihre Krone steht auf dem Spiele. Ein unzeitiges Zagen kann Alles verderben, entschlossener Muth Alles gewinnen."

„Nur keine Gewaltthat" —

„Keine Gewaltthat, mein Prinz. Ich habe hier ein Memoir aufgesetzt, das gestützt auf Beweise und Belege eine treue Schilderung der Leiden Spaniens enthält, in welche dieser heillose Satrap unser armes Vaterland gestürzt hat. Machen Sie sich mit dem Inhalt dieses Memoirs bekannt; durchdringen Sie jeden Gedanken desselben, übernehmen Sie selbst die gewiß lohnende Mühe, es ins Reine zu schreiben, und die gewiß heilige Verpflichtung, es Ihrem Herrn Vater ans Herz zu legen. Eine vorgeschützte Unpäßlichkeit würde Ihnen die Muße dazu geben. Vernichten Sie das Original; denn die darin geführte Sprache kann nur alsdann wirk-

ſam ſein, wenn ſie gleichſam aus der Tiefe des Gemüths eines edlen Sohnes und Kronprinzen hervorzugehen ſcheint. Und in der That — es iſt Ihr eignes großes und edles Herz, deſſen Sprache ich geführt habe. Das Memoir iſt nur ein Organ Ihrer eignen, ſo oft und — erlauben mir Ew. Hoheit die Bemerkung — nicht ſelten zu offen und unvorſichtig in Hinſicht auf einen ſo mächtigen Feind, ausgeſprochenen Geſinnung."

„Und was enthält dieſe Schrift für Anträge?" — fragte Fernando, indem er darin blätterte.

„Sie enthält" — entgegnete Escoiquez — „eine wahre, aber lebhafte Schilderung der verworfenſten Handlungen des Friedensfürſten und darauf gegründet eine Anklage deſſelben mit dem ausgeſprochnen und durch Thatſachen begründeten Verdacht, daß er den Plan gemacht habe, die königliche Familie gänzlich auszurotten. Sodann wird darin von den Verfolgungen geſprochen, denen Ew. Hoheit durch dieſen Emporkömmling perſönlich ausgeſetzt geweſen iſt, und daß für Sie ſelbſt, wie für den Staat kein Heil zu finden ſei, ſo lange ſich noch dieſer Günſtling zwiſchen die Herzen des Vaters und des Sohnes feindlich eindrängen dürfe. Das einzige Mittel — heißt es am Schluß — den ſchrecklichen Verbrechen des Friedensfürſten zuvorzukommen, ſei, daß Ew. Hoheit volle Gewalt erhielte, ſich des Angeklagten zu bemächtigen und ihn in einem

festen Schloß zu bewahren. Zugleich wird verlangt, daß ein Theil seiner unrechtmäßig erworbenen Güter mit Sequester belegt, und sein Kebsweib Maria Tudò nebst andern Creaturen seiner Gunst, verhaftet würden, und das Alles geschehe in Vollziehung von Decreten, die Ew. Hoheit dem Könige zur Unterschrift vorlegen würde."

„Sehr gut" — entgegnete der Prinz — „meine Gedanken und Wünsche sind damit ausgesprochen; aber wie dürfte ich hoffen, daß mein Vater, der König, einem Prinzen, den er sich gewöhnt hat für einen Schwachkopf zu halten mehr Einfluß gestatten werde, als einem Günstlinge und einer Gemahlin, die gewohnt sind, ihn beherrschen zu dürfen."

„Der König" — sprach Infantado — „hat den besten Willen, aber er ist schwach und bedarf einer Stütze; findet er sie in der Energie seines Sohnes, so wird er sich diesem in die Arme werfen, um aus einer Sclaverei befreit zu werden, die ohne Zweifel ihm selbst drückend erscheinen muß."

„Und die Macht der Wahrheit" — fügte Escoiquez hinzu, „die aus diesem Memoir spricht, ist groß. Hat der König den Wunsch sein Volk glücklich zu machen, so wird er nicht anstehen, das Hinderniß dieses Glücks zu entfernen, sobald er nur die Nothwendigkeit davon erkennt."

Fernando zuckte die Achseln.

„Gebe der Himmel" — sprach er — „daß wir uns nicht zu leichtsinnigen Hoffnungen hingeben, die vielleicht im Blauen einer Unmöglichkeit liegen. Indeß die Hochachtung, die ich für meinen Vater hege, macht es mir zur Pflicht, nicht an Erfolgen zu zweifeln, die auf die achtungswerthesten Seiten seines Characters gegründet sind. Aber meine Freunde! wie werde ich an ihn gelangen — wie ihn allein sprechen, da mir jede Gelegenheit dazu abgeschnitten ist?" —

„Für diesen Zweck" — entgegnete Escoiquez — „habe ich hier diesen Brief an Seine Majestät im Namen Ew. Hoheit entworfen. Es wird darin der König um eine geheime Audienz gebeten, um ihm die wichtigsten Eröffnungen zu machen, welche weder der Friedensfürst noch die Königin hören dürfe. Als Ort der Zusammenkunft wird eine Stelle im Park des Prado oder in dem der Casa de Campo vorgeschlagen. Dort würden Seine Majestät in dieser Angelegenheit noch andre Personen von Einsicht und Bedeutung anhören können." —

„In diesem Falle" — fügte der Herzog hinzu — „würden wir Beiden und andre achtbare Granden von Spanien uns in der Nähe der Zusammenkunft aufhalten, um, sobald Ew. Hoheit Ihrem königlichen Vater das Memoir vorgelesen haben wird, heran zu treten

und den Inhalt desſelben mit unſern vereinten reſpectvollen Vorſtellungen zu unterſtützen."

Fernando ſchwieg einen Augenblick nachdenkend.

„Und wenn nun wirklich" — ſprach er „dann — was ich kaum zu hoffen wage — Seine Majeſtät ſich entſchließen würde mich auf ſolche Weiſe anzuhören; würde nicht ſeine bekannte Charakterſchwäche ihn verleiten, vor der Zeit davon ſeiner Gemahlin oder dem Friedensfürſten Mittheilung zu machen? würde nicht in dieſem Falle mein Leben ſogar in Gefahr ſchweben? oder wenn mir auch der König im erſten Augenblick der Ueberraſchung zur Verhaftung des Friedensfürſten, die Ermächtigung ertheilte; würde es ihn nicht gereuen und er dann vielleicht gar mich ſelbſt verhaften laſſen." —

„Auch an dieſe — wenn auch noch ſo ferne Möglichkeit — haben wir wohl gedacht" — entgegnete Infantado — „leſen Sie gefälligſt den Schluß des Briefes an ſeine Majeſtät — Canonicus!" —

Und dieſer las: „Schließlich beſchwöre ich noch Ew. Maj. wenn der Augenblick der Ausführung der Verhaftung des Friedensfürſten nahe ſein wird — daß der Vater den Sohn nicht verlaſſen wolle, damit nicht die Heftigkeit des Schmerzes der Königin den Entſchluß Ew. Maj. ändre. Im ungünſtigſten Falle aber, wenn Allerhöchſt dieſelben dieſen demüthigen Vorſtellungen

Ihres Sohnes nicht Gehör schenken wollten, füge ich noch die inständigste Bitte hinzu, diesen von mir gewagten Schritt geheim zu halten, damit nicht durch die Rache des Friedensfürsten und der Königin das Leben Ihres Sohnes in Gefahr gesetzt werde."

„Ich will mir die Sache überlegen" sprach der Prinz, das Memoir und jenen Entwurf eines Briefes, zusammenlegend und zu sich steckend. — „Aber ich fürchte, Ihr Beiden habt die Macht der Gewohnheit und die Bande der persönlichen Neigungen meines Vaters, in denen sein eigner Wille gleichsam gefangen liegt, zu wenig in Anschlag gebracht. Ich werde indeß Alles thun, was ohne Verletzung der Ehrerbietung möglich sein wird, sofern sich nur einigermaßen hoffen ließe, daß es zum Ziele führen könne; nur das Eine bedinge ich: Kein Anschlag der gewaltsamen Auflehnung oder Aufwieglung des Volks werde hinter meinem Rücken gemacht — sonst müßte ich Euch fallen lassen; entstehe auch daraus, was da wolle." —

Mit diesen Worten grüßte der Prinz und zog sich zurück.

Der Herzog und der Canonicus sahen einander betroffen an.

„Was war das?" — fragte der Erstere mit Verstimmung — „ist das die Fügsamkeit dieses Prinzen, von der mir Ew. Hochwürden so viel vorgesprochen haben? — ist das der Oppositionsgeist gegen den König, welchen die öffentliche Meinung dem Prinzen beimißt?" —

„Ich selbst erstaune darüber" — entgegnete Escoiquez betroffen — „doch werde ich ihn schon zu bearbeiten wissen, daß er sich füge; Jedenfalls dürfen wir ihn nicht zu tief in unsre Karte sehen lassen."

„Allerdings nicht" — antwortete der Herzog — „und ganz besonders nicht, wenn es zu einer Volksbewegung kommen sollte. Zu diesem Extrem aber wird es unvermeidlich kommen, wenn dieses Unwesen noch länger dauern sollte. Die spanische Nation in ihrer achtbaren Verehrung für das Königthum weiß Alles zu ertragen, nur keine Herabwürdigung ihres stolzen Nationalgefühls. Für diesen Fall müssen wir uns an die Spitze der Bewegung stellen — sei es auch nur um den Gang der Ereignisse regeln und Greul-Scenen, wie sie die französische Revolution leider so zahlreich geliefert hat, verhindern zu können."

„Und dazu bedürfen wir eines Mannes, der es versteht, die Volksmassen zu bearbeiten und jede Bewegung zu regeln. Wo finden wir einen Solchen?" —

„Er iſt gefunden" — ſprach der Herzog — „der Zufall iſt mir dabei günſtig geweſen. Es meldete ſich vor einigen Tagen bei mir ein leidenſchaftlicher junger Mann, den wir Alle früher gar wohl gekannt haben; denn er ſtammt aus einer der erſten Adelsfamilien Spaniens." —

„Ew. Excellenz machen mich begierig," — rief Escoiquez. —

„Dieſer junge Mann" — fuhr der Herzog fort — „hat Schickſale gehabt, die ihn ganz geeignet machen große Volksbewegungen zu leiten. — Er liebte gegen den Willen ſeines Vaters die Tochter einer altadligen aber verarmten Dame. Er hatte Gelegenheit dem Prinzen von Aſturien einen großen Dienſt zu erweiſen, indem er deſſen hochſelige Gemahlin von einem Entführungsverſuch des Friedensfürſten rettete . . ."

„Doch nicht der junge Graf von Montijo?" — rief der Canonicus lebhaft.

„Allerdings — Don Pedro, Graf von Montijo, Sohn des alten Marquis von Manſilla."

Ich kenne ſeine Geſchichte bis auf einen gewiſſen Punkt und will Ew. Excellenz mit Erzählung derſelben nicht beläſtigen; indeß ſo viel ich weiß, hatte man ihn als Oberſt eines Negerregiments nach Merico geſchickt und ein Exemplar der Hofzeitung, das man dem

Könige vorgelegt hatte, enthielt viel Rühmliches von ihm, worüber die andern Abdrücke schwiegen.

„Das Ganze war eine Rache und Intrigue der vereinigten Anstrengungen seines Vaters, des Bischof von Segovia, der Königin und des Friedensfürsten"— fuhr der Herzog fort — „man hatte ihn nicht einmal dorthin geschickt, wohin das ihm ausgestellte Patent lautete; sondern als Commandant von zwanzig Mann zur Deportation verurtheilt gewesener Soldaten in ein kleines Fort an der Küste der Sierra Leone versetzt, in der Hoffnung, daß das gelbe Fieber in diesem heißen afrikanischen Clima ihn aufreiben werde. — Das sollte eine Disciplinairstrafe für seinen Ungehorsam sein, indeß die wahre Absicht ihn aus der Welt verschwinden zu lassen, blieb wohl kaum zu verkennen. Doch der kräftige Körper des jungen Mannes widerstand den für Europäer so verheerenden Einflüssen dieser heißen Zone und sein unternehmender Geist, durch die Leidenschaft für eine ihm entrissene Geliebte gestärkt, bildete bald ein Complott mit den eben so verwegnen Burschen, die seinem Befehl untergeben waren und mittelst eines kleinen Boots, das der Besatzung gelassen war, nahmen sie in einer Nacht ein portugiesisches Sclavenschiff, welches sich der Küste zu sehr genähert hatte. Die Mannschaft desselben wurde gefangen, in das Fort geführt, dort in die Uniformen der spanischen Solda-

ten gesteckt, während Don Pedro und seine Gefährten, sich ihrer Kleidung und Papiere bedienten, um mit Hilfe des Steuermanns, den sie mitnahmen, die portugiesische Küste von Algarbien zu erreichen. Dort ließen sie das Schiff auf den Strand laufen und zerstreuten sich, um auf verschiednen Wegen über die Gebirge nach Spanien zurückzukehren. Da sich unser König als Napoleons Verbündeter, mit Portugal im Kriege befindet, so erklärten sie die portugiesische Brigg für gute Prise und bestritten von den baar vorgefundenen Geldsummen die Kosten ihrer Rückkehr in die Heimath. Dieser unternehmende junge Mann hat nun seine Zukunft in meine Hand gelegt. Ich habe ihm gesagt, daß eine Versöhnung mit seinem Vater nicht zu hoffen sei, wenn er nicht zuvor erkläre, daß er seiner Geliebten, die ihm ja doch verloren sei, entsagen wolle. — „Kann ich meiner Seele und meinem Leben entsagen," — antwortete er mir — „und dennoch fortleben wollen? — diese Liebe aber ist meine Seele und mein Leben, und sollte ich nie mit meiner geliebten Elena vereinigt werden können, so will ich leben und sterben mit ihrem Bilde im Herzen, und nie mich des Frevels schuldig machen, sie zu verleugnen, oder ihr zu entsagen."

„Sie werden begreifen, Sennor" — entgegnete ich ihm, daß, so lange der Friedensfürst lebt, oder wenig-

ſtens nicht vom Thron entfernt iſt, ſo wenig an ein öffentliches Auftreten unter Ihrem wahren Namen, als an eine Verbindung mit Ihrer Geliebten zu denken iſt."

„O" — rief er ſchmerzlich aus — „hätte ich ſie nur erſt wieder gefunden, dieſes holde, liebenswürdige Mädchen — ich würde mich mit ihr in eins der paradieſiſchen Thäler der Pyrenäen verbergen, wir würden dort von harter Arbeit unſrer Hände in ſtiller Zurückgezogenheit glücklicher leben, als der König in ſeinen vergoldeten Gemächern."

„Sie ſchwärmen zu idylliſch für die Wirklichkeit, lieber Don Pedro," entgegnete ich ihm — „zu dem können Sie ſich dem Vaterlande noch nützlicher machen, als Idyllen von Horaz und Anakreon aufzuführen. Es bereiten ſich große Bewegungen auf der Halbinſel vor. Die Franzoſen haben Spanien überſchwemmt und ein Emporkömmling beabſichtigt, die königliche Familie zu vertilgen. Gegen beide Feinde kann das Königthum nur gerettet werden durch das Volk, und Sie, Sennor, ſind der Mann dazu, ſich an die Spitze einer ſolchen, in der That legitimen Volksbewegung zu ſtellen." —

„Gebieten Sie über mich, Excellenza!" — rief er

lebhaft — „der feurigste Patriotismus und die glühendste Rache werden mich zu den kühnsten Thaten begeistern. Für solche erhabene Zwecke könnte ich sogar meiner Liebe entsagen.“

„Dieses Opfers bedarf ich nicht, braver junger Mann“ — entgegnete ich ihm — „im Gegentheil der Sturz des Tyrannen, die Abdication des Königs, die Thronbesteigung Don Fernandos werden das Ende Ihrer Leiden sein. Sie werden alsdann wieder öffentlich auftreten können; Ferdinand VII. wird Sie in Ihren Titeln und Rechten bestätigen und Sie unabhängig von dem Willen Ihres Vaters stellen. Indeß wird es meinen Bemühungen und denen meiner Freunde gelungen sein, den Aufenthalt der Donna Elena ausfindig zu machen und sollte sie noch nicht Profeß gethan und den Schleier genommen haben ...“

„Heiligste Mutter der Gnaden — das wäre fürchterlich!“ —

„So wird sie Ihre Gattin werden, sobald Don Fernando König sein wird. Ich aber stelle große Geldsummen zu Ihrer Verfügung, benutzen Sie dieselben um verhüllt oder verkleidet auf die Gesinnungen des Volks einzuwirken. Ein großer Schlag wird unver-

meidlich sein, und Sie stellen sich an die Spitze der Bewegung.“

„Espanna y San-Jajo!“ rief er mit dem alten nationalen Feldgeschrei, schwenkte den Hut und schwor für Spanien und seine Rache zu leben und zu sterben.

Ende des ersten Theils.

Druck von E. Polz in Leipzig.

H. E. R. Velani's

gesammelte Schriften.

Fünfter Band

In demſelben Verlag erſchien ſo eben:

Leontin.

Aus dem modernen Reſidenzleben.

Von

Julian Chownitz.

eleg. geh. 2 Theile.

Der Verfaſſer hat ſich durch ſeine zwei früheren Romane Marie Capelle und Eugen Neuland die ehrenvollſte Anerkennung unſerer bedeutendſten Kritiker erworben. Namentlich wurde, nach dem Zeugniſſe Lewalds, ſein „bedeutendes Talent für Schilderung moderner Zuſtände auf glänzende Weiſe“ in Marie Capelle gerechtfertigt, und Th. Mundt nennt Eugen Neuland „eine der bemerkenswertheſten Erſcheinungen auf dem Felde des neueren komiſchen Romans.“ In der That, wenn er gewandte und tiefe Erfaſſung moderner Zuſtände, wenn leichte und kecke Zeichnung des wirklichen Lebens, wenn endlich friſche und lebendige Darſtellung jene Vorzüge ſind, welche Herr Chownitz ſchon in ſeinen früheren Arbeiten dargethan, ſo dürfte dies im gegenwärtigen Werke — unſtreitig das reifſte des Verfaſſers — in noch weit höherem Maße der Fall ſein. Leontin zeichnet das moderne Leben, äußeres ſowohl als inneres, wie es wirklich vor uns ſich darſtellt; er zeichnet die Sitten einer Hauptſtadt, von der höchſten bis zu ihrer niederſten Sphäre, vom Salon der haut crême bis zur Hütte des Arbeiters, zum Schlupfwinkel des Verbrechers; mit einem Worte, Leontin giebt uns ein möglichſt vollſtändiges und überaus treffendes Bild der neueſten ſocialen und Lebensverhältniſſe und wir zweifeln nicht, daß dieſer Roman, deſſen intereſſante Handlung in Wien ſpielt, ſich des allgemeinen Beifalls erfreuen werde.

Don Fernando.

Aus dem Jugendleben

des

letzten Königs von Spanien

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlag von August Taubert.

1842.

Der Prozeß im Escurial.

Fernandos geheime Thätigkeit. — Entdeckung. — Heimliche Zusammenkunft mit Escoiquez. — Die Königin und der Friedensfürst. — Godoy macht dem Könige Anzeige von einer angeblichen Verschwörung. — Der König begiebt sich in die Gemächer des Prinzen. — Dessen Verhaftung. — Der Friedensfürst geht nach Madrid. — Der König schreibt an Napoleon. — Uebereilte Proclamation des Königs. — Dessen Verblendung. — Erster Eindruck des Memoirs auf ihn. — Schwanken. — Fahrt auf die Jagd. — Fernando wendet sich an seine Mutter. — Seine Geständnisse an Caballero. — Wirkung derselben auf den König. — Besorgnisse wegen Napoleon. — Nächtliches Verhör des Prinzen. — Vermittelung des Friedensfürsten. — Schreiben Fernandos an seine Eltern. — Versöhnungsscene. — Verletzende Oeffentlichkeit. — Freisprechung der Verbündeten. — Cabinetsjustiz des Königs. — Fernandos Einsamkeit. —

Im Escurial entwickelte sich damals eine ungeheuere geheimnißvolle Thätigkeit. Don Fernando ließ sich selten öffentlich sehen. Durch eine vorgeschützte Unpäßlichkeit entzog er sich den langweiligen Spazierfahrten und Messen, im Gefolge seiner königlichen Eltern, welche sonst noch die einzige, traurige Abwechselung in dieses trübselige Hofleben brachte.

Indeß hatte Godoy durch seine Späher erfahren, daß sich der Prinz in seinem Cabinet viel mit Schreiben beschäftige. Ja noch mehr — man wollte ihn erkannt haben, wie er bis an die Zähne in einen großen Mantel und Hut verhüllt, in der Abenddämmerung durch die düstern Klostergänge geschlichen war, und mit verdächtigen Personen in irgend einem Winkel des ungeheuern Gebäudes flüsternd — geheime Unterredungen gepflogen hatte. Eine dieser Unterredungen war indeß belauscht. Don Fernando hatte mit einem der weiß und schwarz gekleideten Mönche gesprochen, dessen Wesen aufgefallen war, durch eine ungewöhnliche Lebendigkeit, die bedeutend abstach gegen die ascetischen Gewohnheiten dieser Pagodenartigen Mönchsfiguren. Hinter dem nächsten Pfeiler aber stand eine verhüllte, weibliche Person, die, ohne bemerkt zu sein, scharf hinhorchte, was Beide sprachen; alsdann aber, sobald Jene sich trennten, in der Dämmerung des Hintergrundes verschwunden war.

Diese Person war eine Dame aus den Umgebungen der Königin gewesen. Sie war sogleich in deren Cabinet geeilt, und hatte ihr die Bruchstücke eines Gesprächs, das sie belauscht haben wollte, mitgetheilt. —

„Der Prinz von Asturien" — so erzählte diese Lauscherin — „war in einen weiten Mantel gehüllt, am Gange und am Ton der Stimme, den er vergebens

sich bemühte zu dämpfen, leicht zu erkennen. Er redete einen Mönch an, der in einer Fensternische eines Kreuzganges stehend, ihm ein Zeichen mit der Hand machte, das ohne Zweifel ein geheimes Erkennungszeichen war. Der Prinz trat zu ihm heran. Beide sprachen so leise als möglich, doch in der leidenschaftlichen Aufregung, worin sich Beide befanden, hörte ich Aeußerungen, die ich Ew. Maj., als treue Dienerin, nicht vorenthalten darf. „Ich habe noch nicht an den König kommen können" — sprach der Prinz — „Man muß Gelegenheit aufsuchen" — entgegnete der Mönch. — „Es ist unmöglich!" — rief der Prinz — „der Friedensfürst hält ihn umstellt — er ist ein Gefangner seiner Umgebungen. — Ich bin weniger als eine Null hier im Palast — man hält mich absichtlich von allen Regierungsgeschäften fern; man nimmt mir meine treusten Diener, und umstellt mich mit Spionen — ein solcher Zustand ist nicht mehr zu ertragen." — „Ich sagte es ja immer" — versetzte der Mönch — „Ew. Hoheit befindet sich im Stande der Nothwehr — man muß Gewalt mit Gewalt vertreiben." — „Nichts davon" — entgegnete der Prinz — „indeß mein Vater verläßt sein Zimmer nicht mehr, und mir ist jeder Zutritt versagt; sende ich ihm den Brief, worin ich um geheime Audienz bitte, so wird er unterschlagen; was soll ich machen?" — „Hoheit!" —

rief der Mönch — „man muß mit Gewalt eindringen in die Gemächer Seiner Majestät. Ihre Freunde befinden sich zahlreich unter verschiednen Kleidungen im Palast und im Kloster. Die Hofbediente sind so unzufrieden wie die Garden, und diese hassen den Friedensfürsten, wie der ganze Clerus. — Wir Alle werden mitwirken — um jeden Preiß muß er gestürzt werden." — „Noch einige Tage" — versetzte der Prinz — „werde ich warten — finde ich alsdann keine Gelegenheit meinen Vater zu sprechen — so greife ich zum letzten Mittel — werfe die Garden und Lakaien, die den Sohn verhindern wollen mit seinem Vater zu reden, zur Seite und trete bei ihm ein. Dann verlasse ich mich auf diese Waffe!" — dabei griff der Prinz in den Busen seines Rocks — und . . ."

„Zuckte den Dolch!" — schrie die Königin in höchster Aufregung einer Phantasie, die ihr nur Mord und Hochverrath vorspiegelte. —

Sie wußte nicht, daß er im Gespräch mit Escoiquez, mit dem Ausdruck: diese Waffe — nur jenes unschuldige Schreiben gemeint hatte, das er immer bei sich trug — wodurch er den König ersuchen wollte, ihm eine Privataudienz zu gewähren. — In ihrer Heftigkeit sah sie Godoys Leben, auch das des Königs und ihr eignes bedrohet — sie hörte nicht darauf, als die Hofdame ihr sagte: es sei ja kein Dolch, sondern nur

ein Brief gewesen, den er hervor gezogen habe — die Königin schickte die Dame sogleich fort, um den Friedensfürsten rufen zu lassen.

Schrecklich aufgeregt schritt sie in ihrem Cabinet auf und nieder. — „Mein Sohn — ein Mörder — ein Hochverräther!" — stieß sie heraus — „Gift und Dolch! — Alles gilt ihm gleich! den König anfallen — den armen Friedensfürsten ermorden — mich selbst erdolchen — mich — seine Mutter — Jesu — Jesu — was muß ich erleben!" —

Sie schickte zwei, drei Boten nach dem Friedensfürsten; endlich stürzte dieser — fast noch im halben Deshabillé herein. —

„Welch ein Unglück!" — rief sie mit gerungenen Händen aus — „einen Sohn geboren zu haben, der im Begriff ist ein Königsmörder — ha, mehr noch— ein Vater- und Muttermörder zu werden. — Auch dich, Manuel, will er ermorden! — Gott — Gott — er greift in den Busen und zuckt einen Dolch — Heiligste Mutter der Gnaden — Manuela hat Alles gesehen — Alles gehört — jetzt hilf, rette — rette — sonst ist Alles verloren!" —

Der Friedensfürst wurde blaß, — „Man muß Seine Maj. davon in Kenntniß setzen" — sprach er — „ich habe schon lange Verdacht gehabt — die ernsten, nachdenklichen Mienen Seiner Hoheit — seine geheimniß-

vollen Beschäftigungen — das nächtliche Umherschleichen — verdächtige Personen — gewiß — gewiß — er will uns Alle ermorden. Nun ist mir alles klar.— Eine furchtbare Verschwörung . . ."

„Man muß sogleich den König davon in Kenntniß setzen" — unterbrach ihn Marie Louise.

„Nicht mehr diesen Abend" — entgegnete der Friedensfürst — „um nicht die kostbare nächtliche Ruhe Seiner Maj. zu stören; verdoppeln wir indeß die Wachen; — verwenden wir diese Nacht, um der Sache näher auf den Grund zu kommen. — Welche schreckliche Geschichten! Man muß den König überraschen — damit er im ersten Zorn energisch handle. Morgen mit dem Frühsten . . ."

„Du bist unser Engel — Manuel!" — rief die Königin, und küßte den Günstling — in dessen Arme sie sich warf, mit einem Ausdruck von Leidenschaftlichkeit, der wohl die Grenzen einer noch so lebhaften Dankbarkeit zu übersteigen schien.

Godoy verließ das Boudoir der Königin erst mit dem Anbruch des Tages.

Den Kopf angefüllt mit abenteuerlichen Verschwörungsgeschichten — mit Mord, Brand, Hochverrath und Empörung, begab er sich sogleich zum König. Schon sein Anblick war zum Erschrecken. Die bleiche

Geſichtsfarbe, das noch unfriſirte Haar, die ungeordnete Kleidung des ſonſt mit der Sorgfalt eines Petit-Maitres gekleideten Höflings, Alles verrieth, daß Ungewöhnliches vorgefallen ſein müſſe.

„Was giebt es, Manuel?“ — rief der König aufſchreckend.

Der Günſtling warf ſich ihm zu Füßen, und enthüllte vorſichtig ſeine Entdeckung, die zu dem Reſultate führte: daß der Prinz von Aſturien ſich an der Spitze einer Verſchwörung befinde, die keinen andern Zweck habe, als der Regierung Seiner Majeſtät ein Ende zu machen, damit Seine Hoheit, der bisherigen Abhängigkeit müde, den Thron beſteigen könne. Auch das Leben Ihrer Majeſtät der Königin ſei auf dieſe Weiſe bedrohet.

Der König war außer ſich vor Entſetzen. Doch wußte er ſich mit der ihm eignen Würde zu faſſen, und fragte nach Beweiſen für dieſe Anſchuldigung.

Der Günſtling war betroffen. Es war das erſte Mal, daß der König einiges Mißtrauen in ſeine Inſinuationen gegen den Prinzen von Aſturien ſetzen zu wollen ſchien, und grade hier fehlte es ihm an Beweiſen. Es waren nur einzelne unzuſammenhängende Mittheilungen ſeiner Spione geweſen, deren er ſich vor dem Rechtlichkeitsgefühle des Königs zu ſchämen gehabt haben würde; denn Kammermädchen, Lakaien,

wie galante Frauen ſtanden in ſeinem Solde, und jetzt erſt, da er darüber Rechenſchaft geben ſollte, fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß er das Meiſte, was er dem Könige mit ſo vieler Beſtimmtheit angegeben hatte, ſeiner allerdings bedeutenden Phantaſie und Combinationsgabe verdanke. Nun ſollte er auf einmal Beweiſe bringen, oder als ein ſchwarzer Verleumder ſich entlarvt ſehen! — Die Lage des vom Glück verwöhnten Günſtlings, der noch immer vor dem Seſſel des ihn ſtarr anblickenden Königs auf beiden Knieen lag, war allerdings peinigend. Er ſtand auf dem Punkt entweder Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren. Hier half nichts, als jene eminente Geiſtesgegenwart, und ungeheuere Frechheit, die ſolche Glücksritter im entſcheidenſten Augenblick nie verläßt.

„Sire" — ſprach er mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, „die Beweiſe wird Ihre Majeſtät in den Papieren des Prinzen von Aſturien finden. Vorausgeſetzt, daß man ihm durch Ueberraſchung keine Zeit läßt, ſie zu vernichten."

„Was ſoll ich thun, Manuel" — fragte der König in ſeine alte Unentſchloſſenheit zurückſinkend — „man kann doch meinen Sohn nicht behandeln wie einen gemeinen Verbrecher." —

Nun gab Godoy dem Könige einen Rath, den dieſer auch augenblicklich ins Werk zu ſetzen beſchloß.

Alle Anſtalten dazu wurden ſchnell und im Geheim getroffen, und als am 29. October 1807 der Prinz in ſeinem Gemach noch mit dem Plan beſchäftigt war, den König aus der Gefangenſchaft des Friedensfürſten zu befreien, wurden plötzlich von zwei Lakaien beide Flügelthüren ſeines Gemachs weit aufgeriſſen, die Stentorſtimme des Camera-Mayor ſchrie hinein: „der König!“ — und Carl IV. erſchien plötzlich in Generals-Uniform mit einem breiten, gewäſſerten Ordensbande des Calatrava-Ordens, und mehreren Ordensdecorationen in Diamanten geſchmückt, an der Spitze einer Abtheilung ſeiner Garde du Corps, die ſogleich mit angezogenem Pallaſch den Hintergrund des tiefen Gemachs füllte, und beide Ausgänge deſſelben beſetzte.

Der Prinz — ohnehin im Deſhabillé eines bequemen Morgenanzuges — war wie vom Donner gerührt und mehr vor Schreck als aus Reſpect, ſank er im nächſten Augenblick völlig erbleichend — vor ſeinem Vater nieder auf beide Knie. —

Dieſe Stellung, dieſe Bläſſe, dieſe grenzenloſe Verwirrung galten in den Augen des Königs ſchon als ein Bekenntniß ſeiner Schuld.

Einige Augenblicke ſtand der, nicht weniger tief erſchütterte königliche Vater ſeinem unglücklichen Sohne gegenüber. Seine Augen bohrten hinein in dieſe ver-

nichtete Gestalt, die sich jedoch erst langsam vom ersten Schreck erholte. Als der Prinz wieder einige Lebenszeichen von sich gab und nach der Hand seines königlichen Vaters griff, um sie nach üblicher Weise zu küssen, trat dieser einige Schritt zurück; zog den Degen aus der Scheide und sprach mit einer ihm sonst nicht eigenen Energie: „Ich der König befehle dir aufzustehen!“ —

Ferdinand gehorchte. Das Bewußtsein, daß er ja im Grunde nichts Uebles beabsichtigt habe, gab ihm wieder einige Haltung. Der König aber forderte ihm seinen Degen ab.

„Majestät“ — rief er im Gefühl der Unschuld — „man hat mich verleumdet.“ —

„Fernando mein Sohn“ — sprach darauf Carl IV. in einem mehr väterlich und wehmüthig zürnenden Ton als in dem, eines kalten Gebieters, womit er zuerst aufgetreten war — „geh in dich, besinne dich, Unglücklicher! sollte dir in der That keine unbesonnene Handlung bekannt sein, die du Ursache gehabt hättest, mir geheim zu halten?“

In diesem Augenblick dachte Fernando an seinen Brief, den er an Napoleon geschrieben hatte und zweifelte nicht, daß dieser Brief aufgefangen und die Veranlassung dieses strengen Verfahrens gegen ihn gewesen sei. Und das Gefühl dieser Schuld machte ihn

ſtumm — daher reichte er ſchweigend und mit geſenkten Blicken ſeinem Vater den Degen hin.

„Er iſt überführt und geſtändig durch ſein Schweigen" — ſprach der König mit Schmerz: „Folge mir!"

Und nun ging er voran. Der Prinz, von den Garden mit gezognen Pallaſchen umgeben, ohne Degen, ihm nach. In feierlicher Stille ging der Zug durch eine lange Reihe glänzender Gemächer, dann durch einen langen dunklen Corridor. Dort wurde von einem Caſtellan ein Zimmer aufgeſchloſſen, deſſen dunkle Wände aus dem, mit dem Staub und Moder eines Jahrhunderts belegten Maueranwurf, beſtanden. Einzelne Lappen von alten Tapeten, welche die Mauerfeuchtigkeit verzehrt hatte, hingen daran herunter. Das einzige ſchmale Fenſter war mit Eiſenſtangen vergittert; die niedrige Bogenthür von ſtarkem Eichenholz, mit Eiſen beſchlagen; Schloß und Riegel, von abenteuerlicher Größe; das lange nicht gelüftete Gemach hauchte Moderduft.

Den König, der zuerſt eintrat, überlief ein Schauder. Doch die Schwäche ſeines Charakters fürchtend, zwang er ſich zu einer Rauheit, die ihm ſonſt nicht eigen war.

„Hier bleib!" — rief er ihm zu — „du biſt Staatsgefangner; erwarte dein Urtheil als Hochverräther!" —

Damit zog er sich schnell zurück, um nicht der Gemüthsbewegung eine Macht über seine vermeintliche Herrscherpflicht gestatten zu müssen.

Der Prinz blieb allein. Seine gesammte Dienerschaft war ebenfalls verhaftet. Sechs Mann Garde und ein Officier nahmen ihren Posten ein, vor der Thür des Gefängnisses dieses unglücklichen Königssohns, der jetzt einsam seinen Betrachtungen überlassen war. Diese konnten nur von der traurigsten Art sein. Sinnend lehnte er die Stirn gegen das Fenster. Sein Blick traf nur auf die steil und himmelhoch sich erhebende Felswand, die einen Theil des Guadramagebirges bildet. Unten hörte er den Anruf einer Schildwache. Ueber seine nächste Zukunft war er noch völlig in Unwissenheit.

Indeß hatte Godoy die Entfernung des Prinzen aus seinen Zimmern benutzt, um dort durch den Staatssecretair die Staatssiegel an das verschlossene Büreau und an alle Behältnisse, wo nur Papiere befindlich sein konnten, anlegen zu lassen. Sodann wurden die Befehle des Königs darüber eingeholt, und dieser ernannte eine Commission um die Siegel wieder abzunehmen, die gefundnen Papiere zu verzeichnen und ihm vorzulegen.

Der Friedensfürst erwartete mit gespannter Unruhe

das Ergebniß dieſer Voruntersuchung. Unter vielen unwichtigen Papieren fand man auch das, von Escoiquez aufgeſetzte Memoir, jedoch ganz von der Hand des Prinzen geſchrieben; ſodann ein Papier, worin man unter verändertem Namen, ungünſtig über die beabſichtigte Verbindung des Prinzen mit der Schweſter der Gemahlin des Friedensfürſten ſprach; hiernächſt einen Brief von Escoiquez geſchrieben, worin unter verblümten Ausdrücken, die die Sache aber noch ſchlimmer machten, von dem bewußten Unternehmen in Beziehung auf den König geſprochen wurde; ferner den Schlüſſel zu der Chiffre-Sprache, worin die verſtorbene Prinzeſſin Maria Antonia ihrer Mutter die wichtigſten Mittheilungen gemacht hatte; endlich die bereits ausgefertigte und ſchwarz geſiegelte Generalvollmacht, wodurch der Prinz von Aſturien für den Fall des Ablebens des Königs, den Herzog von Infantado zum Generalcapitain von Catalonien ernannt, und an die Spitze der bewaffneten Macht geſtellt hatte.

Schon das waren Verbrechen der ſchwerſten Art in den Augen eines vorurtheilsvollen und kränklich reizbaren Monarchen, die den Tod für den Prinzen und alle Theilnehmer des Complotts verdient hätten. Der König war im höchſten Grade aufgebracht. Er zweifelte nun keinen Augenblick mehr an der Wahrheit, aller der Anſchuldigungen Godoys. So hielt er es auch

in der ersten Hitze für erwiesen, daß sein Sohn ein Complott gegen seine Krone und sein Leben gemacht und daß selbst das Leben der Königin bedrohet sei. Godoy hatte kaum nöthig es anzudeuten, daß ein Prinz, der gegen Thron und Leben seiner Eltern conspirire, der Thronfolge unwürdig sei, als der König auch schon in der Leidenschaftlichkeit, die schwache Seelen so leicht aufstachelt, beschloß, Fernando von der Thronfolge auszuschließen. Allein bei der servilen, ängstlichen Verehrung, die der schwache König für Napoleon hegte, hielt er es für nothwendig, diesen darüber zu sondiren, und deshalb beschloß er vor allen Dingen dem Kaiser der Franzosen über die unglücklichen Ereignisse in seiner Familie, Mittheilung zu machen.

Und so setzte er sich denn sogleich in der ersten Aufregung an den Schreibtisch, und schrieb noch, vor jeder nähern Untersuchung, einen Brief an Napoleon, der voll der ungerechtesten Anklagen gegen seinen unglücklichen Sohn war.

Nachdem Godoy im Escurial das Feuer angeschürt hatte, beschloß er, sich auf einige Tage nach Madrid zurück zu ziehen, um vor der Welt jeden Schein zu vermeiden, als habe er bei dieser traurigen Geschichte seine Hand im Spiel gehabt. Den öffentlichen Vorwand zu einer solchen Rückkehr nach Madrid mußte das Vorgeben einer Unpäßlichkeit und die Nothwendig-

keit ein Collegium der Aerzte zu consultiren, liefern. Dem Könige und der Königin dagegen hatte er als Zweck dieser Reise vorgespiegelt, daß es nothwendig sei, über die nunmehr unvermeidlich werdenden Maßregeln gegen den Prinzen von Asturien die Ansichten des französischen Gesandten zu erforschen, und etwaigen Insinuationen von einer andern Seite zuvorzukommen.

Godoy warf sich in seinen, mit acht Maulthieren bespannten Wagen, und umgeben von einem Detaschement seiner prachtvoll uniformirten Garden, fuhr der stolze Emporkömmling nach Madrid, während der gestürzte Thronfolger von tausend Besorgnissen gepeinigt, im Gefängniß saß.

Der Brief des Königs an Napoleon, ging gleichzeitig durch einen Cabinets-Courier ab.

Der König hatte an den Kaiser der Franzosen geschrieben:

Mein Herr Bruder!

„In dem Augenblick, wo ich mich mit den Mitteln der Beihilfe gegen unsern gemeinschaftlichen Feind beschäftigte, als ich schon mich der Hoffnung hingab, alle die Complotte zerstört zu sehen, welche einst die Königin von Neapel mit Hilfe ihrer Tochter geschmiedet hatte, erfahre ich mit einem Schauder, der mich zittern läßt, daß der Geist der schrecklichsten Intrigue bis in das Innere meines Pa-

lastes gedrungen ist. Ach! mein Herz blutet, indem ich Mittheilungen mache über ein so Grausen erregendes Attentat. Mein ältester Sohn, der muthmaßliche Erbe meines Throns, hatte das entsetzliche Complott gebildet, mich zu entthronen. Ja noch mehr — er hatte den Gipfel des Verbrechens erstiegen, durch ein Attentat gegen das Leben seiner Mutter! — Ein so furchtbares Attentat sollte bestraft werden nach der vollen Strenge der Gesetze. Das Gesetz, das ihn zur Succession berief, muß zurückgenommen werden. Einer seiner Brüder wird würdiger sein, seine Stelle in meinem Herzen und auf dem Throne zu ersetzen. Ich bin in diesem Augenblick beschäftigt mit der Aufsuchung seiner Complicen, um diesem Plane der schwärzesten Bosheit völlig auf den Grund kommen zu können. Ich wollte nur keinen Augenblick verlieren, um Ew. Kais. Maj. davon vorläufig in Kenntniß zu setzen, und Dieselbe zu bitten, mir mit Ihren erleuchteten Rathschlägen beizustehen.

„Im Uebrigen bitte ich Gott, mein guter Bruder, daß er Ew. Kaiserliche Majestät in seine heilige Obhut nehme."

Zu St. Laurenzo am 29. Oct. 1807.

„Carlos."

Schwache Charactére, wenn sie sich einmal zum Handeln durch Leidenschaften aufgeregt fühlen, über-

schreiten leicht alle Grenzen des Besonnenen. Es hat nie grausamere Tyrannen gegeben, als unter den Schwächlingen orientalischer Harems.

Es war Carl IV. nicht genug, ohne hinlängliche Beweise seinen Sohn und Thronerben der schwärzesten Verbrechen vor dem mächtigen Kaiser der Franzosen — an dem Ferdinand seinen letzten Beschützer gefunden zu haben glaubte — beschuldigt zu haben; er wollte auch dieselbe Beschuldigung vor der ganzen spanischen Nation wiederholen — wollte zum Voraus ihrem künftigen Herrscher jeden Anspruch auf Achtung seiner dereinstigen Unterthanen entziehen, zugleich auch damit Maßregeln populair machen, die gleichsam die Beraubung Don Fernandos, am Recht der Thronfolge, einleiten sollten.

Nach einer unter Sorgen und Grollen durchwachten Nacht, schrieb er am folgenden Morgen eine Proclamation an das Volk, in Form eines Cabinetsschreibens an den Präsidenten des Conseils.

Dieses Schreiben, das einen neuen, traurigen Beweis von der unglaublichen Verblendung dieses Monarchen enthielt, lautete wörtlich folgendermaßen:

„Gott, der über seine Geschöpfe wacht, erlaubt nicht die Ausführung schändlicher Vorsätze, wenn die Opfer unschuldig sind. Seine Allmacht hat mich vor einer unerhörten Katastrophe geschützt. Mein Volk, alle

meine Unterthanen kennen vollkommen meine christlichen Gesinnungen und die Regelmäßigkeit meiner Sitten; Alle lieben mich und ich erhalte von Allen die Beweise der Achtung, welche man einem Vater schuldig ist, der seine Kinder liebt. Ich lebte von dieser Wahrheit überzeugt, als mir eine unbekannte Hand*) plötzlich einen ungeheuern, unerhörten Plan entdeckte, den man in meinem eignen Palast gegen meine Person geschmiedet. Mein Leben, so oft in Gefahr, war meinem Nachfolger zur Last geworden, der eingenommen, verblendet, und alle Grundsätze des christlichen Glaubens vergessend, die ihm meine Sorge und väterliche Liebe einprägen ließen, sich darauf eingelassen, mich zu entthronen. Ich wollte selbst die Wahrheit der Sache kennen lernen, und ihn in seinem eignen Zimmer überraschend, fand ich die Chiffern, deren er sich zum Verständniß mit Bösewichtern bediente**), und die Instructionen, die er von ihnen empfing. Ich berief zur Untersuchung dieser Papiere den interimistischen Präsidenten des Conseils, damit er in Verbindung mit den

*) Man sieht, er wollte seinen Günstling nicht als Denuncianten verrathen.

**) Wie unwahr und verleumderisch die ganze Anklage war, geht auch aus dieser Stelle hervor, da es Chiffern waren, deren sich Maria Antonia zur Correspondenz mit ihrer Mutter bedient hatte.

übrigen Miniſtern die nöthigen Nachforſchungen anſtelle. Sofort ſind mehrere Schuldige entdeckt, und ihre Verhaftung iſt von mir verfügt worden; eben ſo iſt mein Sohn auf ſeine Wohnung beſchränkt. Dieſe Sorge fehlte nur noch denen, die mich betrüben; ſie iſt die ſchmerzlichſte, aber auch die, wofür ihren Urheber büßen zu laſſen, von der größeſten Wichtigkeit iſt. Bis ich befehle, das Reſultat der Unterſuchung zu publiciren, kann ich nicht umhin, meine Unterthanen mit meiner Betrübniß bekannt zu machen, welche nur durch die Beweiſe ihrer Ergebenheit gemildert werden kann."

„Für die Bekanntmachung dieſes — ſchloß er — in der gewöhnlichen Form, haben Sie zu ſorgen. San Lorenzo, am 30. Octb. 1807. — Dem interimiſtiſchen Präſidenten des Conſeils."

„Carlos."

Dieſes Schreiben mit angehängter Proclamation an die Völker Europas erſchien am folgenden Tage in der Hofzeitung.

So ſtark verblendet war der Monarch, daß er nicht wußte, wie ſehr ſeine unbegreifliche Vorliebe für Godoy, ihm ſchon längſt alle Volksliebe entzogen hatte. Und ſo erkannte er auch nicht, daß, indem er Fernando des Strebens nach der Krone beſchuldigte, er eine Anklage erhoben hatte, die den Prinzen im Volke nur noch beliebter machen mußte; denn längſt war es allgemei-

ner Wunsch aller wohldenkenden Spanier, dem entsetzlichen Unwesen dieser Günstlingsherrschaft durch Fernandos Gelangung zur Krone ein Ende gemacht zu sehen. Ja noch mehr: durch diese Proclamation gab er der Parthei der Unzufriedenen — und deren gab es nicht Wenige im Lande — einen Stützpunkt — wenigstens in der Idee einen Führer von großer Bedeutung, und mehr bedarf es oft nicht, um politische Leidenschaften zu großer Verwegenheit anzufachen. Dazu kam noch, daß diese offenkundige Verfolgung des armen Prinzen, auf dem die Hoffnungen der Nation beruhten, ihm die Sympathieen der Frauen zuwenden mußte, und diese erfüllten wieder ihre Väter, Brüder und Gatten mit leidenschaftlicher Aufregung zu Gunsten des Prinzen.

Der Friedensfürst von seinem Palast zu Madrid aus, hatte mehr Gelegenheit als der König diese Volksstimmung kennen zu lernen; doch wollte er den Gang des Prozesses nicht unterbrechen, vertrauend darauf, daß er sich scheinbar entfernt davon hielt, und seine Creaturen gehörig instruirt hatte.

Nachdem so mit leidenschaftlicher Uebereilung diese unwiderruflichen Schritte geschehen waren, um den armen Königssohn vor der Welt zu Schanden zu machen, fing der König an, darüber einige Unruhe zu em-

pfinden. Der Aufhetzer, deſſen lügneriſche Anklagen dem Zorn des Monarchen gleichſam als Stützpunkt gedient hatten, war entfernt. Die Aufregung eines ſo ſchwachen Characters, wie der des Königs, war zu ſtark geweſen, um nicht bald in eine völlige Abſpannung aller Lebenskräfte überzugehen, und dieſe mußte unter ſo drängenden Umſtänden dem auf ſich ſelbſt zurückgewieſenen Könige höchſt peinlich ſein.

Er nahm das Memoir gegen Godoy noch einmal vor und las es mit ſteigender Unruhe durch; jetzt, da er ſich allein befand und nicht mehr bei jedem Satz, den er las, die widerlegenden, oder den Prinzen anklagenden Stimmen der Königin und des Friedensfürſten hören konnte, kam ihm manches begründeter vor, als bei der erſten flüchtigen Lectüre. — Ja es gab Augenblicke, wo eine innere leiſe Stimme ihn anklagte, daß er ſich doch wohl im Verfahren gegen ſeinen Sohn übereilt haben könne, wobei die Meinung auftauchen wollte, daß ſein Liebling doch vielleicht ſchuldiger ſein könne, als er bisher geglaubt habe, und Ferdinand könne vielleicht Recht haben, wenn er deſſen Entfernung zum Heil von Spanien und ſeiner Familie fordere. Er fand die Darſtellung ſehr klar, den Styl gewandt und fühlte unwillkührlich eine gewiſſe Anerkennung und Achtung für den Sohn, deſſen Kenntniſſe und Fähigkeiten er viel geringer angeſchlagen hatte, als ſie hier ſich ange-

wendet fanden. Dann aber fiel ihm wieder die ſtarr, wie eine fixe Idee feſt gehaltene Meinung ſchwer aufs Herz, daß ja doch dieſer ſein Sohn complottirt habe, um ihn vom Throne zu ſtoßen und ſeine Mutter ermorden zu laſſen, und nun fand er den Ton des Memoirs anmaßend, und — wie kleine mißtrauiſche Geiſter einmal ſind — in dieſer oder jener Wendung des Styls, die Beſtätigung des Verdachts ſo ungeheuerer Verbrechen.

Dazu kam nur noch, daß der König die Eitelkeit hatte, in dieſer großen Familienangelegenheit einen Beweis von Selbſtſtändigkeit und Energie geben zu wollen. Er vermied es daher mit der Königin darüber zu reden, indem er zugleich ſich einreden wollte, das ſchwache Mutterherz werde Parthei ergreifen, für den, wenn auch ſchuldigen, doch immer unglücklichen Sohn.

Um mit ſich ſelbſt darüber ins Klare zu kommen, fuhr der König Nachmittags ein Uhr (am 30. Oct. 1807) auf die Jagd. —

Fernando wurde ſtreng bewacht. Kein Menſch ſollte mit ihm reden; indeß ſprachen die Gardiſten vor ſeiner Thür laut genug davon, daß der König ſo eben auf die Jagd gefahren ſei, um den Prinzen davon indirect in Kenntniß zu ſetzen.

Dieſer hatte indeß die traurigſten Betrachtungen

angeſtellt. Wegen des Schreibens an Napoleon fühlte er ſich ſchuldig, und aus der Strenge, womit gegen ihn verfahren wurde, ſchloß er, daß doch wohl ſeine Freunde einen Anſchlag auf den Thron und das Leben ſeines Vaters, des Königs beabſichtigt haben könnten, und da er durchaus jede revolutionaire Maßregel verabſcheute, ſo beſchloß er, durch ein offnes Geſtändniß den Verſuch zu machen, ſeinen Vater und ſeine Mutter zu verſöhnen. — Er hielt das nicht für einen Verrath an der Freundſchaft. Sind ſie wirklich ſchuldig — dachte er — ſo haben ſie ihre Strafe verdient, und mögen dafür leiden was ihnen gebührt; ſind ſie aber unſchuldig, ſo wird es ihnen leicht werden, ſich zu rechtfertigen. —

In dieſer Abſicht ließ er ſeiner königlichen Mutter, durch einen Officier von der Mannſchaft, die ihn bewachten, ſagen, er hätte ihr wichtige Mittheilungen zu machen, und ließe dringend bitten, daß ſie ihm erlauben möge ſich ihr zu Füßen zu werfen, und Alles zu bekennen, was er wiſſe; oder falls ſie nicht geſtatten könne, daß er zu ihr geführt werde, doch wenigſtens ſich ſelbſt zu ihm zu bemühen.

Die Königin ließ ihm entgegnen, daß weder die eine noch die andre ſeiner Bitten erfüllt werden könne; ſie wolle ihm aber einen Mann ſenden, dem er Alles anvertrauen könne.

Dieser Mann war der Minister Caballero, der auch alsbald bei ihm eintrat.

Caballero's Character war sehr schlau und zweideutig; indeß sein Wesen war würdevoll und Vertrauen erweckend. Der Prinz vertraute ihm vor allen Andern noch am meisten, weil er für einen heimlichen Feind des Friedensfürsten galt, der mehr als einmal dessen Plänen entgegen gewirkt hatte. Es war ihm daher angenehm, daß die Königin grade diesen Mann gewählt hatte, und gern legte er in seine Hände ein offenes Geständniß ab, über alle Umstände die ihm bekannt waren. Er gestand zugleich, daß Escoiquez Verfasser des Memoirs und des Briefes an den König war, und fügte zugleich ein Verzeichniß seiner Mitverbündeten hinzu.

Der Minister nahm darüber ein Protokoll auf, welches Fernando unterschrieb.

Als Caballero nun weiter in ihn drang, ob er nicht noch etwas verschwiegen habe, indem Versöhnung nur dann zu hoffen sei, wenn er durch das offenste Geständniß seine Reue zu erkennen gebe, so erröthete der Prinz und gestand nach einigem Zögern, daß er es gewagt habe, an Napoleon zu schreiben, und sich um die Hand einer Prinzessin seines Hauses zu bewerben.

„Wie? — mein Prinz!" rief Caballero erbleichend vor Schreck, „das hätten Sie gewagt? — wissen Sie

auch, daß das ein Todes würdiges Verbrechen ist? Ich will lieber davon kein Wort ins Protokoll schreiben. Gott sei Ihnen gnädig." —

Damit entfernte er sich; doch der Prinz fühlte sich, nachdem er diese Geständnisse abgelegt hatte, auf einige Augenblicke beruhigter.

Er war sich wenigstens keiner böslichen Absicht bewußt, und hatte die tiefste Ueberzeugung, daß der Friedensfürst die einzige Quelle aller jener Leiden war, die ihn selbst, wie ganz Spanien drückten. Hatte er sich etwas vorzuwerfen, so war es höchstens ein Fehlgreifen in der Form, eine vielleicht zu scharfe, doch immer sehr respectsvolle Sprache und diese, glaubte er, werde man ihm wohl, wegen des hohen patriotischen Zwecks seiner Vorstellung, leicht verzeihen können. Ja er ging so weit in seiner sanguinischen Verkennung der Verhältnisse, daß er sich einbildete, es könne denn doch wohl die Sprache der Wahrheit in dieser Anklage gegen den Friedensfürsten, unmöglich allen Eindruck auf den Verstand und das Gemüth des Königs verfehlen. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er am Ende glänzend gerechtfertigt, aus diesem Conflikt der Verhältnisse hervorgehen werde, und daß die Gefangennehmung des Friedensfürsten, die geringste Genugthuung sein werde, die man einem so schrecklich gemißhandelten Kronprinzen anbieten könne. Das Einzige was ihm

immer noch schwer aufs Herz fiel, war sein Schreiben an den Kaiser Napoleon. — Es war ihm nicht unbekannt, daß ein Thronfolger in Hinsicht auf die Wahl einer Gemahlin, keinen andern Willen haben dürfe, als sein Vater, der König; daß jedes heimliche Schreiben eines solchen an einen fremden Monarchen für Hochverrath gelte. Es war ihm aus der spanischen Geschichte der berühmte Proceß des Don Carlos de Viana erinnerlich, den sein eigner Vater wegen eines ähnlichen Verbrechens hatte hinrichten lassen.

Ein zweites Beispiel dieser Art lag ihm noch näher, in der spanischen Geschichte — das war das strenge Blutgericht, das der kalte und bigotte Philipp II. über seinen, freilich ausgearteten und Schuldbelasteten Sohn, Don Carlos halten ließ. —

Solche Schreckbilder aus der Geschichte schwebten ihm drohend vor, so oft er es versuchte, sich über die Folgen seines Schreibens an Napoleon, zu beruhigen.

Der arme Prinz! In der Unkenntniß der Verhältnisse ahnete er nicht, daß die Anklage gegen den Friedensfürsten, von der er günstige Erfolge hoffte, ihn in das tiefste Verderben gestürzt haben würde, wenn nicht der andre Umstand, den er so sehr gefürchtet hatte — der Brief an Napoleon — sein, und seiner Verbündeten Retter geworden wäre.

Der König war kaum von der Jagd zurückgekehrt, als ihm und der Königin, der Minister Caballero die unterschriebenen Geständnisse des Prinzen vorlegte, und diese durch die letzte mündliche Mittheilung desselben ergänzte.

Schon die Erwähnung des Umstandes, daß der Canonicus von Toledo der wahre Verfasser jenes Memoirs sei, vernichtete in einem Augenblick den günstigen Eindruck, welchen die darin ausgesprochenen Wahrheiten auf den König gemacht hatten. Dagegen erfüllte die Thatsache, daß der Prinz durch den französischen Gesandten an Napoleon geschrieben, und um eine französische Prinzessin angehalten hatte, ihn selbst wie die Königin, mit großer Aengstlichkeit. Unmöglich, sprachen sie unter einander, kann Fernando einen solchen Schritt gewagt haben, ohne zuvor, von der Billigung desselben, durch den Gesandten unterrichtet gewesen zu sein. Hat aber — wie sich annehmen läßt, Napoleon in der That das Project, eine seiner Verwandtinnen mit dem Thronfolger Spaniens zu vermählen, in welchem Lichte wird ihm dann das von Seiten des Königs, gestern entlassene Handschreiben, und die, in der Hofzeitung schon abgedruckte und ausgegebene öffentliche Anklage des Prinzen, erscheinen müssen.

Zu redressiren war dabei nichts mehr. Man zitterte

vor dem Unwillen Napoleons, und wußte doch keinen Rath ihm zu entgehen.

In dieser grenzenlosen Verlegenheit ließ der König noch Abends 10 Uhr einen Courier nach Madrid expediren, um den Friedensfürsten zurückzurufen, indem er ihm von diesem Briefe Fernandos an Napoleon Kenntniß gab, zugleich wurde Caballero, der schon entlassen gewesen war, wieder in das Cabinet des Königs gefordert, um seine Meinung in diesem intricaten Falle abzugeben.

Der Minister zuckte die Achseln.

„Sire" — sprach er — „ich darf jetzt gestehen, daß ich sogleich bei der Empfangnahme dieser Geständnisse, mit Schreck erfüllt wurde über einen Umstand, der bei der Macht des Kaisers der Franzosen für Eure Majestäten, wie für ganz Spanien von den übelsten Folgen sein würde, wenn nicht sofort Schritte geschehen, die den Kaiser versöhnen müssen."

„Der Meinung sind Wir auch" — antwortete der König — „aber welche Schritte können geschehen, ohne uns zu compromittiren. Gieb Rath!" —

„Ew. Majestät würde nichts Andres übrig bleiben, als gegen den künftigen Gemahl einer Verwandtin des Kaisers, Milde für Strenge, Gnade für Recht ergehen zu lassen."

„Aber ich will nichts von Milde und Gnade wis-

sen" — rief der König heftig — „ich verbiete bei meiner Ungnade ein Wort davon weiter fallen zu lassen."

Der Minister zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Zudem" — fuhr die Königin fort — „ist er ein überführter Rebell. Der Mörder seiner Mutter verdient keine Milde und Gnade." —

„Geruhen Eure Majestäten mir nur noch die eine submisseste Bemerkung zu erlauben, daß, wenn auch die vorliegenden Beweise genügen sollten, Allerhöchstdenselben von der Schuld Fernandos die moralische Gewißheit zu geben, doch noch viel fehlen würde, um dem Kaiser Napoleon, falls er günstig für den Prinzen gestimmt wäre, dieselbe Ueberzeugung zu gewähren."

Betroffen von der Richtigkeit dieser Bemerkung, starrte der König den Minister an. „Nun dann" — rief er — „so wird man Ferdinand zusetzen müssen, daß er den ganzen Umfang seines Verbrechens eingestehe."

„Ich fürchte — oder hoffe vielmehr — zur Ehre des Prinzen" — entgegnete Caballero, etwas unbedachtsam — „diese Bemühungen werden vergeblich sein; denn mit diesem offenen Vertrauen, womit mich Seine Hoheit beehrt hat, hat er, davon bin ich fest überzeugt, Alles bekannt, was er von der Sache gewußt — und das war — wie Ew. Maj. sehen — noch lange nicht genügend."

„Ich sehe schon" — rief der König empfindlich —

„die so oft gerühmte persönliche Liebenswürdigkeit des Prinzen, hat den ehrenwerthen Herrn Minister der Justiz und der Gnaden bewogen, über die letztern Functionen, die Erstern zu vergessen. Zudem finde ich es begreiflich, daß gewisse Leute sich gern der aufgehenden Sonne zuwenden. Aber ich werde schon dafür sorgen, daß diese wieder eine Untergehende werde. Man nennt mich schwach; darum bin ich entschlossen der Welt zu zeigen, daß Carl IV. von Spanien nicht weniger Energie besitzt, als Philipp II., indem er weder durch die Bande des Bluts, noch durch fremde Einflüsse von Außen sich abhalten lassen wird, selbst gegen den eignen Sohn, die strengste Gerechtigkeit zu üben. Geh — sende mir den Präsidenten des Conseils von Castilien, Don Arrias Mon — er wird in dieser Sache ein minder bedenklicher Diener sein, als du."

„Wenigstens kein gerechterer und partheiloserer Rathgeber," entgegnete Caballero mit einem gewissen genugthuenden Selbstbewußtsein, und entfernte sich.

Bald darauf trat Don Arrias Mon ein. Ihm wurde das Bedenken wegen des Schreibens des Prinzen an Napoleon vorgelegt, und dieser dienstwillige Mann rieth, daß man jedenfalls suchen müsse, von dem Prinzen ein unumwundnes Geständniß, der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu erlangen, indem man dadurch einerseits dem Zorne des Kaisers entgegentreten

könne, andrerseits aber, wenn die Verwendung Napoleons für die Begnadigung des Prinzen, diese unvermeidlich machen würde, dadurch dem Act der Gnade ein desto höherer Werth beigelegt werde.

„Du hast recht in der Hauptsache" — sprach der König — „und ich befehle dir, sogleich Don Sebastian de Torres, den Staatsrath Don Domingo Campomanes und den Alcalden des Hofes Don Benito Arrias Prada in mein Cabinet zu berufen. Ich beabsichtige aus ihnen eine Junta zusammenzusetzen, die meinen Sohn verhören und seine Mitschuldigen verurtheilen soll. Noch in dieser Nacht werde der Prinz verhört; damit Alles vorbereitet sei, wenn morgen der Friedensfürst zurückkehren wird."

Der Präsident zog sich zurück und der König sprach mit großer Selbstzufriedenheit: „Nun sage man noch Carl IV. habe nicht die Energie, wie einst König Philipp II.

„Carl IV. ist ein wahrer Vulkan an Kraft und Festigkeit" — schmeichelte die Königin. Ob sie dabei an die Galanterie von Vulkans Gemahlin gedacht haben mochte, als sie diesen übrigens, wie Ironie klingenden unglücklichen Vergleich machte — das mögen die Götter wissen!

Es war gegen Mitternacht. Der arme Prinz lag noch im ersten tiefen Schlaf, einer Abspannung die auf eine Reihe so heftiger Gemüthsbewegungen zu folgen pflegt — als, ein erst dumpf in seine Träume hinein tönender Anruf, dann eine leise ihn rüttelnde Hand ihn weckte. Aufschreckend erblickte er über sich hingebeugt, die lange, hagere Gestalt des schon genannten Hof-Alcalden, Don Benito — der den langen Degen wagrecht an der Seite führend, ihm den mündlichen Befehl des Königs vor ihren Majestäten zu erscheinen, überbrachte.

Nachdem sich der Prinz vom ersten Schreck erholt hatte, stand er auf und ließ sich schnell ankleiden. Dabei versuchte er etwas Näheres von dem Alcalden, über den Zweck dieser Aufforderung, zu erfahren, doch dieser war entweder zu verschwiegen, oder selbst nicht genau unterrichtet von den eigentlichen Absichten des Königs. So zweifelte denn der Prinz nicht weiter daran, daß der Augenblick der Versöhnung, Begnadigung und Genugthuung für ihn gekommen sei, und wurde in dieser Meinung noch mehr bestärkt, als er bemerkte, daß keine Bewaffnete ihm folgten.

Nur in der Begleitung von zwei Bedienten, die silberne Armleuchter mit Wachskerzen vortrugen, und respectvoll gefolgt von Don Benito, durchschritt der Prinz von Asturien die langen Corridors im Palast

San Lorenzo im Escurial. Die tiefe Glocke der Kathedrale schlug im dröhnenden Ton grade die Mitternachtstunde, und alle die hundert Pendulen, welche Carl V, vergebens versucht hatte, in einen übereinstimmenden Gang zu bringen, wiederholten in der Reihe der Prunkgemächer, die sie durchschritten, eine nach der Andern, diese Glockenschläge; da erreichten sie endlich die Zimmer, welche der König bewohnte. Dort wendete sich der Prinz noch einmal um gegen seinen Führer und sprach:

„Du wirst sehen, Don Benito, daß die Stunde meiner Freiheit und der Gefangenschaft meines Feindes geschlagen hat. Und für diesen Fall versichere ich dich meiner Gnade!"

„Gott wende Alles zum Besten" — entgegnete der Alcalde in einer Bewegung, die er kaum noch beherrschen konnte — „und gebe Ew. Hoheit Kraft, die schweren Stunden zu tragen, die noch folgen könnten."

„Was sagst du da?" rief der Prinz erschreckend — aber es war zu spät, noch Erläuterung zu fordern. — Schon wurden die schweren Sammet-Vorhänge vor dem Eingang in das Cabinet des Königs hinweggezogen, und überrascht, geblendet, eingeschüchtert durch den unerwarteten Anblick, stand der Prinz eine Minute lang, wie erstarrt und versteinert auf der Schwelle.

Dort im hohen Gemach mit den zahlreichen Lichtreflexen, welche die vergoldeten Stukkaturen und grotesken Bilderrähme von der Decke und den Wänden herabwarfen, saßen auf reichen Feauteuils der König und die Königin. An beiden Seiten standen der Präsident des Raths von Castilien, nebst den oben genannten Beisitzern. Der Alcalde nahm seinen Platz an einem grün behangenen Seitentisch, um das Protokoll zu führen.

Das Klirren von Gewehren im Vorgemach ließ indeß bald dem beunruhigten Prinzen keinen Zweifel darüber, daß allerdings militairische Vorkehrungen getroffen waren, um ihn wie einen Criminalverbrecher zu bewachen.

Bei dem Anblick dieser feierlichen Versammlung waren alle die schönen Luftschlösser Don Fernandos, wie mit einem Wurf zusammengestürzt; und mit einem Blick erkannte er, daß man die volle Strenge der Gesetze gegen ihn anzuwenden, beabsichtige. Der feierliche Ernst dieser Scene erschütterte den schon von so vielen Unterdrückungen und Schlägen des Schicksals, müde gemachten jungen Mann so sehr, daß er vor seinen königlichen Eltern auf seine Kniee sank — aber keine milde Hand streckte sich ihm aus zum versöhnenden Handkuß. Dieser Augenblick war einer der schmerzlichsten seines heutigen Verhörs.

Dieses begann jetzt mit einer feierlichen Ermahnung

von Seiten des Präsidenten des großen Raths von Castilien, die reine Wahrheit zu sagen; „leugnen" schloß er, „würde Ihre Sache nur verschlimmern und könnte Ihnen zu nichts helfen, da Beweise Ihrer Schuld vorliegen."

Der Prinz erklärte dagegen unter Thränen: „Ich habe schon die Wahrheit freiwillig und offen bekannt. Ich weiß diesem Bekenntniß nichts mehr hinzuzusetzen; sollte aber aus Unachtsamkeit mir irgend ein Umstand entfallen gewesen sein, so würde schon die hohe Gegenwart Ihrer Majestäten, meiner verehrten königlichen Eltern mich bewegen zu einer Offenheit, die am Wenigsten mich selbst schonen würde."

Darauf begann in aller Form Rechtens ein peinliches Verhör. Der Alcalde des Hofes schrieb auf einem Nebentischchen jede Frage und jede Antwort nieder. Der König und die Königin beobachteten ein strenges Schweigen. Die scharfgeschlossenen Lippen, die kalten, strengen Gesichtszüge, die stetig auf einen Punkt gerichteten Augen beider Majestäten und aller Anwesenden, wäre an sich schon geeignet gewesen, jedem dabei weniger Betheiligten einen stillen Schauder einzuflößen; allein noch fürchterlicher waren die Pausen, in denen man nichts hörte, als das Kritzeln der Feder des Alcalden und die Pendelschwingungen einer Wanduhr.

Allmählig ging der Inquirent immer näher ein

auf das Einzelne. Der Inhalt des Memoirs kam dabei nicht zur Verlesung; es gab also keine Gelegenheit für den Prinzen, sich darüber auszusprechen, und als Fernando sich erlaubte zu bemerken, der Inhalt dieser Schrift werde hinlänglich sein, um zu beweisen, daß man keine andre Absicht gehabt habe, als Seine Majestät über Ihre eignen Interessen aufzuklären; fuhr der König halb empor von seinem Sessel und mit auf beide Lehnen gestützten Händen und vorgestrecktem Halse rief er dem Prinzen zu: „Dessen bedarf es nicht! von Rebellen und ungehorsamen Söhnen nimmt ein König keine Belehrung an. Es fragt sich nur, wer dieses Memoir verfaßt hat?" —

„Der Canonicus Escoiquez" entgegnete Fernando betroffen.

„Das genügt schon, um es zu verdammen!" — rief der König heftig — „Schon längst ist mir dieser Mann als einer der unruhigsten Köpfe geschildert — da haben wir nun die Beweise davon. O! dieser Friedensfürst ist ein eben so tiefer Menschenkenner als großer Staatsmann. Doch weiter — Präsident!"

Nun aber wurden die Fragen so seltsam und verfänglich, daß der Prinz stutzte. Man wollte erst die im Criminalverfahren unerlaubten Suggestivfragen (d. h. solche, worauf nur mit Ja oder Nein geantwortet werden kann) vermeiden; allein alle indirecten Fragen führ-

ten nicht zum Ziel. Der Prinz wußte nicht, was man weiter von ihm wollte und behauptete beharrlich, nicht mehr von der Sache zu wissen, als er schon eingestanden habe. Man denke sich daher seinen Schreck als plötzlich der König auffuhr: „So frage man doch endlich den verstockten Sünder gradezu, ob er nicht ein Complott gemacht habe, um mich seinen König und Vater zu entthronen, damit er früher als es sonst nach Gottes Rathschluß geschehen würde, den Thron von Spanien besteige — man frage ihn, ob er nicht die Absicht gehabt habe, seine Mutter zu ermorden!"

„Jesu — Jesu!" — schrie der Prinz auf, mit emporgerungenen Händen — „welche Beschuldigungen — welche Bosheit! — Wer hat mich in den Augen Ew. Maj. zu einem solchen Ungeheuer gemacht? — Ha, ich kenne den Verleumder, der Spanien ins Verderben stürzt, der Unfrieden aussäet in unserer königlichen Familie, der Ew. Maj. beherrscht wie das Land, und mich vernichten will, weil er selbst nach der Krone trachtet, die mein Erbtheil ist für den Fall des Ablebens Ew. Maj., das Gott noch recht lange abwenden wolle."

„Schweig, Verräther!" — donnerte ihn der König an — „häufe nicht Verbrechen auf Verbrechen. Es ist genug — du bist reif zur Verdammniß — du bist überführt — des Geständnisses bedarf es nicht ein-

mal, um dich zu ſtrafen — es wäre doch nur der Form wegen; deshalb aber — frag' weiter Präſident!"

„Aber ich ſchwöre bei allen heiligen Jungfrauen der Halbinſel . . ."

„Schwöre nicht — Ungerathener — iſt es nicht am Hochverrath ſchon genug? — willſt du zur Verurtheilung vor dem weltlichen Richter noch die ewige Verdammniß durch Meineid hinzufügen?" —

„Mein Vater — ich bin verloren — wenn ich im Bewußtſein minderer Schuld nicht einmal mehr den Himmel zum Zeugniß anrufen darf. Gott kennt mein Herz! Er weiß, daß ich mehr nicht verbrochen habe, als die bei mir gefundenen Papiere und mein Geſtändniß bezeugen. Iſt das Verbrechen, ſo bin ich ein Schuldner — ſonſt nicht."

„Genug!" — rief der König unverſöhnt — „er bleibt ein Verſtockter — meine Engelsgeduld iſt erſchöpft — führt ihn zurück in die Haft!"

Das geſchah. Mit welchen andern Gefühlen betrat Fernando nun wieder ſeinen Kerker, als er ihn verlaſſen hatte. Jetzt hatte er keine Hoffnung mehr. — Wie ſollte das enden? — Im Gefühl der Verlaſſenheit ſtellt ſich uns jedes Unglück bergehoch entgegen und dieſes macht minder entſchloſſene Charactere kleinmüthiger, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre, wenn

sie sich in der Gemüthsstimmung befänden, ihre Lage ruhig übersehen zu können.

So erging es auch dem armen gefangnen Prinzen, der, nach allen dem Vorgegangnen nicht zweifelte, daß ihn das Schrecklichste erwarte. In Hinsicht der Strenge seiner Bewachung war indeß einige Milderung eingetreten. Er durfte wieder Besuche annehmen — freilich wußte er nicht, daß nur wenige, und zuvor genau instruirte Höflinge bei ihm Zutritt hatten, und als die so glattzüngigen Männer, die sich durch erheuchelte Theilnahme sehr bald bei dem unglücklichen Prinzen einzuschmeicheln wußten, ihm riethen, daß er nur durch ein offenes Geständniß auf Verzeihung seiner königlichen Eltern hoffen dürfe, nahm er diesen Rath mit Dank an und erklärte nur, daß es ihm unmöglich sein werde so entsetzliche Verbrechen, als man ihm Schuld gegeben, die er in der tiefsten Tiefe der Seele verabscheue, zu bekennen und sich dadurch mit dem niedrigsten Galeerensclaven in gleichen Rang zu stellen.

„Nun, nun" — entgegneten die Höflinge — „man wird ja doch wohl Worte finden können, die nicht mehr sagen wollen, als Ew. Hoheit bereits bekannt haben, die aber in ihrer Doppelsinnigkeit Ihren Majestäten für ein volles Bekenntniß gelten werden."

„Ich hasse alle Doppelsinnigkeit" — rief Ferdi-

nand — „ich will nicht, daß mein Vater meinen Worten eine Auslegung gebe, die mich als Hochverräther und Muttermörder brandmarken würde. Ich verlange keine Gnade — ich verlange Gerechtigkeit!“

„Dieſe — hat ſchon“ — entgegnete man ihm — „Ew. Hoheit verdammt. Ihre Richter, mit Einſchluß des Königs, haben die Beweiſe für hinreichend gefunden. Wenn Ew. Hoheit nicht um Gnade bitten, ſo würde Entziehung der Thronfolge und ewige Einkerkerung Ihr Loos ſein. — Man hört ſchon davon reden, wie von einer ausgemachten Sache.“

Ferdinand ließ den Kopf hängen und entgegnete muthlos, er wolle ſich beſinnen.

So ging es mehrere Tage, daß man ihn beſtürmte. Endlich verlangte der Prinz den Miniſter Caballero zu ſprechen. Das wurde ihm vom Könige geſtattet.

Dieſem legte er nun zuerſt die Frage vor, ob in den Papieren oder auf ſonſtige Art juriſtiſche Beweiſe der ihm zur Laſt gelegten gräßlichen Verbrechen gefunden wären oder nicht?

„Juriſtiſche nicht, wohl aber politiſche“ — entgegnete der Miniſter mit einer imponirenden Beſtimmtheit „jene aber kommen hier nicht in Frage, und dieſe werden genügen, um Ew. Hoheit wegen nicht weniger als neun Punkten zum Tode zu verurtheilen.“

„Wenn das der Fall iſt" ſprach der Prinz niedergeſchlagen; „dann bin ich unrettbar verloren."

„Indeß" — ſprach Caballero — „giebt es noch einen Retter für Ew. Hoheit, der geneigt iſt, vermittelnd zwiſchen Vater und Sohn ſeine einflußreiche Verwendung eintreten zu laſſen, wenn Ew. Hoheit ſich entſchließen könnte, ihm einiges Vertrauen zu ſchenken."

„Und wer wäre dieſer Friedensengel?" —

„Der Friedensfürſt."

„Haſt du mich zum Beſten, Caballero, oder iſt es Ironie, was du mir da ſagſt?" —

„Voller Ernſt, mein Prinz. Ich habe es aus dem eignen Munde des Friedensfürſten. Er iſt vor einer Stunde aus Madrid zurückgekehrt, und höchſt entrüſtet über das Verfahren, das man in ſeiner Abweſenheit gegen Ew. Hoheit eingeleitet hat, beſtürmte er beide Majeſtäten ſo lange mit Bitten und Vorſtellungen, bis ſie mildere Geſinnungen an den Tag gelegt haben. So ſteht die Sache jetzt günſtiger als Sie es meinen. Es bedarf nur noch des erſten Schritts von Ihrer Seite und Sie werden Ihrer Leiden enthoben ſein. — Nur etwas Vertrauen und Selbſtbeherrſchung, mein Prinz — eine kleine bedeutungsloſe Formalität — und Alles wird noch gut gehen!" —

„Seine Hoheit — der Friedensfürſt" — meldete der Kammerdiener. —

Fernando wurde blaß und Caballero zog sich zurück. Indem er den Friedensfürsten respectvoll an der Thür vorübergehen ließ, gab er ihm durch einen bedeutungsvollen Wink zu verstehen, daß Fernando in Alles eingewilligt habe. —

Caballero war also offenbar mit dem Friedensfürsten im geheimen Einverständnisse. Man hatte ihn ohne Zweifel gewählt zu dieser Mission, weil er das Vertrauen des Prinzen besaß, oder er hatte sich dazu gedrängt, weil er jetzt wieder sich um die Gunst des Friedensfürsten bewerben zu müssen glaubte, nachdem er die des Königs verloren zu haben fürchtete. Er zeigte sich jetzt als einen jener gewandten und intriguanten Höflinge, die geschickt nach den Umständen die Farbe zu wechseln scheinen, und doch nur mit beharrlicher Consequenz ihre eigenen Vortheile vor Augen haben, die jedoch zugleich durch ein imponirendes Wesen, und zu rechter Zeit geschickte Opposition sich so zu stellen wissen, daß man sich sehr geneigt fühlt, sie für Männer von Character und Würde zu halten, und daher einen gewissen Werth auf ihre Mitwirkung legt. So war die häufige Opposition Caballeros gegen den Friedensfürsten nichts anders gewesen, als eine wohlberechnete Koketterie im Buhlen um Hofgunst — ein Versuch sich wichtig zu machen, und wo möglich über den Günstling zu erheben. Das war nun fehl geschlagen,

und Caballero trat wieder in die Rolle eines geſchmeidigen Höflings zurück. Anders wenigſtens laſſen ſich die ſcheinbaren Inconſequenzen ſeines Characters und Benehmens nicht erklären.

Der Friedensfürſt war immer noch ein ſchöner Mann von 43 Jahren, obgleich Leidenſchaften, Gemüthsbewegungen und Jahre ſeinen Zügen etwas Schlaffes, Verlebtes aufgeprägt hatten. Auch ſeine Augen waren von heller Farbe und matt; indeß belebten ſich ſeine übrigens angenehmen Geſichtszüge augenblicklich, ſo bald er ſprach, durch eine überaus gewinnende Freundlichkeit. Ueberhaupt gehörte Godoy zu den ſeltenen Männern, von denen man ſagen könnte: ſie ſind eben ſo ſehr zum Gehorchen wie zum Herrſchen geboren. Durch eine wahrhaft königliche Haltung imponirte er auf ſeine Umgebungen, ſo wie er durch gewandtes und einſchmeichelndes Weſen ſich bei dem Könige beliebt und unentbehrlich zu machen wußte. Dabei beſaß er, wenn er wollte, eine in der That unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, deren Zaubermacht er auch jetzt gegen Don Fernando anzuwenden wußte, und zwar in dem Grade, daß Fernando bei allem Haß und bei dem klaren Bewußtſein, daß er ein böſer und gefährlicher Menſch ſei, ihm doch nicht widerſtehen konnte.

Indem Godoy eintrat, verſicherte er erſt in allge-

meinen Ausdrücken mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit seine Theilnahme, an den unglücklichen Mißverständnissen zwischen ihm und seinen Eltern. Er beklagte, daß eine Unpäßlichkeit ihn in Madrid zurückgehalten hätte, und daß er dadurch verhindert sei, Seine Majestät von den extremen Maßregeln abzuhalten, die der König von der Lebhaftigkeit seines Temperaments fortgerissen, gegen ihn beschlossen habe. Er schätze sich glücklich, noch zu rechter Zeit zurückgekehrt zu sein, um durch seine dringenden Vorstellungen dazu beitragen zu können, die gegenseitigen Mißverständnisse friedlich zu lösen.

Anfangs setzte Fernando diesen Aeußerungen ein finsteres Schweigen entgegen. Jetzt aber konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „welches Interesse kann der glückliche Günstling meiner Eltern noch an dem unglücklichen Opfer seines ungemessenen Ehrgeizes nehmen?"

„Beklagenswerther Prinz" — sprach Godoy mit Wärme — „man hat Sie furchtbar getäuscht — Sie sind das Opfer einer Faction geworden, die keine andern Waffen gehabt hat für ihre hochverrätherischen Pläne, als die Anschwärzung eines Mannes, der freilich nicht mehr ist wie ein Geschöpf der Gnade ihrer Majestäten. Da man bei dem Könige nichts gegen ihn vermag, will man ihn bei dem Thronfolger in Mißkredit bringen, um seinen Sturz für die Zukunft

vorzubereiten, der in der Gegenwart nicht gelingen kann. Ihr Verstand ist zu klar, mein Prinz, um bei einiger Ueberlegung nicht einzusehen, daß Männer, deren ungemessenem Ehrgeiz ich im Wege gestanden habe, sich berechtigt glauben, Alles anzuwenden, um meinen Fall herbeizuführen, sobald der Thronfolger zur Regierung kommen würde. Man hat planmäßig und beharrlich seit Ihrer Jugendzeit dieses Ziel verfolgt. Man hat den am spanischen Hofe unvermeidlichen Druck der Etikette mir zur Last gelegt, man hat sich erfrecht, mich des Attentats einer Entführung und des Mordes einer hohen erlauchten Person zu beschuldigen, die allerdings durch Ihre erhabene Mutter sehr gegen mich eingenommen gewesen war." —

„O, verschone mich mit so schmerzlichen Erinnerungen, die ich vergebens aus meiner Seele zu vertilgen suche" — rief Fernando.

„Ferner" — fuhr der Friedensfürst fort — „man hat mich der lächerlichen Vermessenheit beschuldigt, nach der Ausrottung der königlichen Familie und dem Besitz der Krone Spaniens gestrebt zu haben, als ob es — abgesehen von allen andern Unmöglichkeiten — nur denkbar sei, daß die tief im Grundcharacter der spanischen Nation liegende, wahrhaft göttliche Devotion der Majestät des legitimen Königthums, jemals auf einen, aus dem Adel des Landes emporgestiegnen Mann,

übertragen werden könne; man nennt die jetzige politische Stellung Spaniens zu dem Kaiser der Franzosen, mein Werk, und weiß doch nicht, könnte es aber wohl wissen, daß ich immer für ein englisches Bündniß gestrebt habe, daß ich einen Abgeordneten nach London gesendet habe, um den Frieden mit Großbritanien und den Bruch mit Napoleon einzuleiten, daß ich in einer, im Geheim erlassenen Proclamation, die Portugiesen zum Widerstand gegen die Franzosen aufgefordert habe. Man sollte doch wissen, daß es nur die persönliche Friedensliebe des Königs und dessen Vorliebe, Furcht und Bewunderung zugleich für Napoleon gewesen ist, die Spanien gegen meinen Rath in diese Verwickelungen und in diese Finanznoth gebracht hat. Auch ist es bekannt genug, daß ich, als der König von üblen Rathgebern verleitet, eine Politik befolgte, die zu tadeln ich mich nicht unterfangen darf, ich zu widerholten Malen meine Entlassung aus dem Staatsdienst erbat, aber gezwungen wurde in einer Stellung zu verharren, die mich den Angriffen meiner Feinde blosgiebt; und da ich mich doch noch zu lange halte für den Haß dieser Faccioſen, so hat man ein Complott gebildet, um den König vom Thron zu stoßen, und Ew. Hoheit darauf zu erheben — das ist das ganze Geheimniß dieser traurigen Geschichte, daß ein Haufen Rebellen Ew. Hoheit zum blinden Werkzeug ihrer hochverrätherischen

Pläne gemißbraucht hat. — Sie haben mich angeklagt mein Prinz; aber ich rechne Ihnen dieſen Schritt nicht zu — ich komme ſelbſt, um Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten. Verbannen Sie endlich dieſes unglückliche Mißtrauen gegen einen Ihrer ergebenſten Freunde. Laſſen Sie uns Frieden machen. Dieſer Frieden wird die Präliminarien bilden, zu dem Frieden im Innern einer hohen Königsfamilie. Ueberlaſſen Sie die Verworfenen ihrem Schickſal, überzeugt, daß auch ſie — dieſe Unwürdigen — die verſöhnende Milde einer königlichen Großmuth treffen wird, wenn nur erſt der unglückliche Bruch zwiſchen Ihnen und Ihren königlichen Eltern geheilt ſein wird, und das — ſo hoffe ich zu Gott — wird meiner Vermittelung gelingen, wenn Sie nur ſich entſchließen würden, mein Prinz, den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun. — Das wird Ihr Zartgefühl, wie Ihre Gerechtigkeitsliebe billig finden."

„Ich bin dazu bereit" — ſprach der Prinz; denn in dem drückenden Gefühl eines grenzenloſen Elends hatte er nicht Geiſtesfreiheit genug behalten, um die falſche Dialectik einer hinreißenden Beredtſamkeit durchſchauen zu können. So mehr überredet als überzeugt neigte er ſich dahin, doch die Möglichkeit zuzugeben, daß der Friedensfürſt wohl minder ſchuldig ſein könne, als ihm ſeine Feinde zur Laſt gelegt hatten. Er war nicht verſöhnt aber doch beruhigt, und zweifelte jetzt

besonders nicht mehr daran, daß man in der That verbrecherische Pläne gegen Thron und Leben des Königs beabsichtigt habe — und von dieser Idee im Gewissen beunruhigt, reichte er dem Friedensfürsten die Hand, und sprach: „Ich überlasse mich deiner Leitung, Don Manuel — was soll ich thun, um meine Eltern zu versöhnen?“ —

„Lesen Sie diese Entwürfe von zwei Briefen, mein Prinz, die Sie nur abzuschreiben brauchen, um mir die Sorge zu erleichtern, das schöne Ziel der Versöhnung zu erreichen. Sie werden finden, daß darin ein Schuldbekenntniß so allgemeinen Inhalts liegt, daß Sie sich nicht zu scheuen brauchen, es abzulegen und doch wird es genügen, um vor der Welt den König, Ihren Herrn Vater zu rechtfertigen, über Schritte die leider einmal nicht ungeschehen gemacht werden können.“

Der Prinz las, zuckte die Achseln und schrieb die von Godoy eigenhändig aufgesetzten Briefe ins Reine. Sie lauteten wörtlich, wie folgt:

Sire, mein Vater!

„Ich fühle mich schuldig: indem ich mich gegen Ew. Maj. verging, habe ich mich gegen meinen Vater und König vergangen; allein ich fühle Reue darüber, ich verspreche Ew. Maj. den unterwürfigsten Gehorsam. Ich hätte nicht das Geringste ohne Zustimmung Ew. Maj. unternehmen sollen; allein man hat mich

überraſcht. Ich habe die Schuldigen angezeigt und bitte Ew. Majeſtät mir zu verzeihen und die Erlaubniß Ihre Füße zu küſſen, zu ertheilen Ihrem dankbaren Sohne

Fernando."

San Lorenzo am 5ten November 1807.

Ferner an die Königin:

„Madame und Mutter!"

„Ich bereue ſehr den großen Fehler, den ich gegen den König und die Königin — meinen Vater und meine Mutter — begangen habe. Mit der tiefſten Unterwürfigkeit bitte ich auch Sie um Verzeihung. Ich bitte Ew. Majeſtät aus der Tiefe meines Herzens, die Gnade zu haben, Ihre Vermittelung bei meinem Vater für mich eintreten zu laſſen, damit er die Güte habe, erlauben zu wollen ſeine Füße zu küſſen. Ew. Majeſtät dankbarer Sohn

Fernando."

San Lorenzo, den 5ten November 1807.

Damit hatte der Prinz noch keineswegs mehr zugeſtanden, als bereits ſein freiwilliges Bekenntniß, welches er gleich Anfangs vor Caballero abgelegt hatte, enthielt; aber man hatte damit gewiſſe Zwecke erreicht und das war für jetzt genügend.

Das Geheimniß der Cabinette zu durchdringen hält immer schwer — hier lag es indeß auf der Hand.

Der Friedensfürst hatte in Madrid kaum durch den Courier seines Königs die Mittheilung über den Brief empfangen, welchen der Prinz von Asturien geständig war an den Kaiser der Franzosen geschrieben zu haben, so erkannte auch sein feiner politischer Tact augenblicklich, daß davon in dieser Untersuchung nicht die Rede sein dürfe. Er schrieb deshalb an den König, daß, wenn man den Kaiser nicht beleidigen wolle, in den Acten durchaus nichts über diesen Gegenstand vorkommen dürfe und fuhr dann hinaus nach San Retiro zu dem französischen Gesandten, Grafen Beauharnais, um dessen Meinung über diesen Gegenstand auszuforschen. Dieser ließ sich indeß von dem Briefe Fernando's an den Kaiser nichts merken, äußerte jedoch, der Prinz möge schuldig sein oder nicht, so müsse es doch dem Kaiser seinem Herrn unangenehm sein, daß diesen Familienirrungen ein so bedeutendes Eclat gegeben sei; man könne nicht wissen, welche Gesinnungen und Pläne Napoleon vielleicht in Hinsicht des Prinzen von Asturien hege, und würde daher wohlthun, die Sache auf eine anständige Weise zu unterdrücken, ehe von einer gewissen Seite Interventionen zu Gunsten seiner Hoheit eingingen, die sich schwerlich zurückweisen lassen möchten.

Das war schon mehr als genug um, dem furchtsamen Hof den Weg der Versöhnung vorzuzeichnen, der jetzt eingeschlagen wurde. Godoy war kaum zurückgekehrt nach dem Escurial, als er dem Könige und der Königin diese Mittheilung machte und den Rath gab, die Sache durch eine Begnadigung des Prinzen beizulegen. Zu diesem Zweck war es nothwendig, den Prinzen zu bewegen, sich für schuldig zu bekennen und um Gnade zu bitten. Godoy übernahm diese Sorge und ließ ihn, wie wir gesehen haben, zuvor durch seine Creaturen, sodann durch Caballero, der das Vertrauen des Prinzen besaß, vorbereiten um dann als Versöhner und Mittler den letzten Schritt zu thun.

So wurde leider nur durch politische Furchtsamkeit auf dem Wege der Intrigue eine Versöhnungsscene herbeigeführt, bei welcher Godoy die Rolle eines Genius des Friedens zu spielen übernommen hatte. — Weder Elternliebe noch Gerechtigkeit hatten die Herzen des königlichen Paares für ihren unglücklichen Sohn milder gestimmt gehabt, und es bleibt wohl nur zu gewiß, daß die einmal auf das Höchste gereizte Stimmung des Königs zu den unglücklichsten Extremen geführt haben würde, wenn nicht die kleinlichsten und engherzigsten Beweggründe Fernando und seine Freunde gerettet gehabt hätten.

Gleichwohl — nachdem der erste Schritt der Annäherung durch kalte Berechnung der Politik herbeigeführt war — gewann auch die Stimme der Natur wieder ihr altes, schönes und ewig unveräußerliches Recht. — Und das ist vielleicht das einzige versöhnende Element in dieser trübseligen Familiengeschichte.

Fernando hatte die gebetene Erlaubniß erhalten. Als er eingetreten war, fühlte er sich tief ergriffen von dem Anblick seiner bekümmerten Eltern, die er so schwer beleidigt haben sollte. Er beugte seine Knie vor ihren Füßen, und mit bewegter Stimme wiederholte er seine Bitte um Verzeihung.

Das königliche Paar zögerte noch einige Minuten ohne versöhnt die Hand zum Kuß zu reichen. Da trat der Friedensfürst vor, der bisher zur Seite des königlichen Paares etwas zurückgestanden hatte, und verwendete sich in glattzüngiger, unterwürfiger Rede dafür, daß beide Majestäten dem zerknirschten und reumüthigen Sohn ohne allen Rückhalt verzeihen möchten.

Das geschah denn auch. Der König erklärte nach einer langen Strafpredigt, daß er in Hoffnung auf seine Besserung für dasmal Gnade für Recht ergehen lassen werde, ihm seine schweren Vergehen völlig ver-

zeihen wolle. Auch die Königin trat dieser Erklärung bei. Ferdinand küßte Beiden die Hand. Der König war dabei so bewegt, daß man dem alten Herrn die grauen Wimpern feucht werden sah, und er sich nicht enthalten konnte, Fernando zu umarmen und im Herzen wahrhaft versöhnt, an die Brust zu drücken.

Das war eben das Rührende bei dieser Scene, daß dabei wieder auf das Lebendigste hervortrat, wie sehr der vom Herzen gutmüthige, schwache König seinen ältesten Sohn, den er so sehr verfolgt hatte, dennoch liebte.

Es war eine dämonische Macht gewesen, welche diese Bande der Natur zerrissen hatte — nun schienen sie wieder für immer vereinigt zu sein; denn auch Fernando war ganz aufgelöset in Weichheit, Liebe, Dankbarkeit und Ergebung. Er schluchzte laut an dem Herzen seines königlichen Vaters, und dieser sprach aus eigener Bewegung der Güte: „Fernando, mein Sohn — ich erlaube Dir noch um eine besondere Gnade als Zeichen meines Wohlwollens zu bitten."

„Die Huld, die mir Ew. Majestät erwiesen hat," entgegnete Fernando tief bewegt — „wäre schon das Höchste was ich wünschen könnte, hätte ich nicht noch einen Wunsch, der die Veranlassung zu allen meinen Verirrungen gewesen ist."

„Rede!"

„Der Schmerz um den Verlust meiner geliebten Gemahlin, macht es mir unmöglich, für jetzt schon eine andere Verbindung einzugehen. Ich fürchte die liebenswürdige Prinzessin unglücklich zu machen, wenn ich gezwungen werde, die Vermählung mit der Schwester der Frau Friedensfürstin zu vollziehen, mit der man mich verlobt hat. Ich bitte um die Gnade, mich davon zu dispensiren."

„Es scheint" — nahm die Königin etwas pikirt das Wort — „Fernando scheut sich mit Manuel in verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Er ist vielleicht stolzer als der König selbst, der ihm erlaubt hat, sich mit einer seiner Nichten zu vermählen."

„Der Schmerz um die Abgeschiedene" — sprach Fernando respectvoll und tief betrübt — „ist wohl eine so gerechte und natürliche Entschuldigung, daß ein fühlendes Herz nach einer zweiten nicht zu suchen braucht. Und dazu kommt noch" — fuhr er mit scharf betontem Nachdruck fort — „die entsetzliche Art ihres Todes, dessen Veranlassung mir nicht unbekannt geblieben ist."

„Was meint er damit?" — fragte der König auf Manuel und seine Gemahlin blickend, die sich einen Augenblick verfärbten, dann schnell ihre Fassung wieder gewannen.

„Man sagt — man glaubt" — preßte Fernando

heraus — „ja, es ist nur zu gewiß — man hat sie vergiftet.“ —

„Das erste Wort, was ich davon höre!“ fuhr der König auf.

„Allerdings — leider“ — sprach der Günstling in seiner süßlichlächelnden Weise, die bei dem immer noch etwas bleichen Gesicht in einer so gräßlichen Angelegenheit, etwas schauerlich Gespenstisches hatte. —

„Ja man hat einigen Verdacht — einige Spuren — indeß — die deshalb eingeleitete Untersuchung — sie konnte zu keinem Resultat führen, weil — weil — der muthmaßliche Thäter — der Mann, der ihr das letzte Pülverchen bereitet hatte — der Hofapotheker — sich selbst entleibt hatte!“

„Entsetzlich!“ — rief der König.

„Gräßlich — schaudervoll“ — sprach der Prinz, „besonders wenn man bedenkt, daß ein solcher Mann nicht aus eignem Antrieb gehandelt haben kann, sondern zum Mord an diesem liebenswürdigen, unschuldigen Wesen gedungen sein mußte.“ —

„Laß die Todten ruhen, Fernando“ — krächzte die Königin hüstelnd dazwischen; aber mit dem ihr eignen gebieterischen Ausdruck — „an feindseligen Insinuationen wird es nicht gefehlt haben bei dieser Gelegenheit. Wer hoch steht, ist dem Geklatsch des Pöbels am meisten ausgesetzt. Welcher Vernünftige

kann darauf etwas geben. Uebrigens würde man wohl thun, eine Erinnerung nicht wieder aufzufrischen, die selbst Seine Majestät der König nur unangenehm berühren kann wegen der Correspondenz von Maria Antonia mit ihrer Mutter — der Königin Caroline ...."

„O Mutter!" — rief Fernando im heftigsten Schmerz aus.

„Kann nicht helfen, mein Sohn" — entgegnete sie boshaft — „wer austheilt, muß einnehmen; übrigens wird Seine Majestät, mein königlicher Gemahl, gewiß der Meinung sein, daß in Hinsicht der Auflösung des Verlöbnisses des Prinzen von Asturien nur der Friedensfürst als natürlicher Vormund der Schwester seiner Gemahlin und zunächst Betheiligter, eine Entscheidung habe."

„Es wäre kein Opfer zu groß" — entgegnete der geschmeidige Höfling — „das ich nicht mit Freuden brächte, um Seine Hoheit zu überzeugen, daß er keinen wärmern Freund und Verehrer hat, als mich. Das Verlöbniß mit der Schwester meiner Gemahlin betrachte ich als aufgelöset."

„Wie großmüthig! wie edel!" — riefen der König und die Königin zugleich, und Jener fuhr fort: „Fernando, Du hast keinen mehr beleidigt, als den Friedensfürsten; und jetzt beschämt er Dich durch seine

Großmuth. Deine Pflicht ist es, auch ihn um Verzeihung zu bitten."

Der Prinz war erschüttert. Finster und entschlossen stand er da. Alles Leben, alles Gefühl schien aus ihm entwichen zu sein. Da sprach der glatte Höfling: „Möchten doch Ihre Majestäten geruhen, sich um meiner unbedeutenden Person willen nicht zu alteriren. Ich lese in der Seele Seiner Hoheit ein tiefes Bedauern der stattgehabten Mißverständnisse und das genügt mir vollkommen."

„Ja" — rief der Prinz doppelsinnig — „ich beklage auf das tiefste, daß ich mit dem Friedensfürsten in eine so unangenehme Berührung gekommen bin; indeß ...."

„Genug — genug" — unterbrach ihn der König — „nun geh — geh — bessere Dich — meide alle böse Gesellschaft und sei überzeugt, unser Freund, Don Manuel, war von jeher Dein wärmster Fürsprecher."

„Und meine Verlobung mit der Prinzessin Schwester, der Friedensfürstin ...."

„Ist aufgelöset — auf Manuel's Fürsprache."

„Gott sei gelobt!" — rief der Prinz erleichtert — und nach einer abermaligen Kniebeugung und nachdem er die Hände seiner königlichen Eltern geküßt hatte, zog er sich zurück in seine frühern Gemächer, die ihm wieder zur Wohnung angewiesen waren.

Am folgenden Morgen sollte er aber noch den Schmerz haben, zu lesen, wie in der Gazetta von Madrid seine beiden an seine Eltern geschriebenen Briefe wörtlich abgedruckt waren, noch dazu in einem Königl. Decrete, das ihn aufs Neue blosstellte.

Es hieß darin:

„Die Stimme der Natur entwaffnet den Arm der Rache, und wenn wegen eines Fehltritts Verzeihung erbeten wird, so kann ein Vater, der seine Kinder liebt, sie nicht verweigern. Mein Sohn hat die Urheber des schrecklichen Plans genannt, den ihm einige Bösewichter eingeflößt, Alles in den in Rechtssachen üblichen Formen eingestanden, und Alles ist mit der gewissenhaften Sorgfalt aufgezeichnet worden, welche das Gesetz für dergleichen Fälle verlangt. Seine Reue und sein Entsetzen haben ihm die an mich gerichteten Vorstellungen dictirt, welche hier folgen."

Dann waren beide Schreiben Fernando's an seine Eltern eingeschaltet. Darauf schloß das an das Conseil gerichtete Decret:

„In Bezug auf diese Vorstellungen und die Bitte der Königin, meiner vielgeliebten Gattin, verzeihe ich meinem Sohne und werde ihm meine Gewogenheit wieder ertheilen, sobald er mir bestimmte Beweise der Besserung seines Leichtsinnes gegeben. Auch befehle

ich, daß dieſelben Richter, welche dieſe Unterſuchung begonnen, dieſelbe auch fortführen."

Der Schluß lautete: „Dieſer Befehl iſt meinen Räthen und Tribunalen mitzutheilen. Ich bringe ihn zur Kenntniß meiner Unterthanen, als einen Beweis meiner Güte und Gerechtigkeit und um ihre Trauer und Beſtürzung zu beruhigen. Sie werden daraus die Gefahr ihres Vaters und Souverains erkennen, der ſie wie ſeine Kinder liebt und daſſelbe von ihnen hofft."

Dieſes Decret hatte Godoy abgefaßt und der König unterzeichnet am 5. November 1807, noch vor jener Verſöhnungsſcene. Es war ganz geeignet, den günſtigen Eindruck des väterlichen Wohlwollens in dem Herzen des unglücklichen Prinzen mit einem Male wieder auszutilgen.

Fernando erfuhr jetzt erſt — nachdem er wieder in Freiheit geſetzt war — daß ihm ſein Vater durch ein früheres Decret vom 30. October vor der ganzen Nation und vor ganz Europa der ſchrecklichſten Verbrechen angeklagt hatte. Er ließ ſich das Blatt geben und erſtarrte. Welche Wirkung auf die öffentliche Meinung mußte nach ſolcher Anklage die Bekanntmachung ſeiner jetzigen demüthigen Bitte um Verzeihung machen? — wie mußte man nach dieſen Anſchuldigungen ſein Schuldbekenntniß auslegen? — Ja

noch mehr — einer der geheimen Secretaire theilte ihm im Vertrauen eine Abschrift jenes Briefes des Königs an Napoleon mit, worin sein Vater ihn schon vor der Untersuchung seiner Schuld als Thronräuber und Muttermörder dargestellt, zugleich auch die Idee, ihn seine ihm angebornen Rechte auf den Thron zu entziehen, ausgesprochen hatte. — Auch vertraute man ihm, daß Godoy der wahre Verfasser dieses Briefes und der ersten anklagenden Proclamation gewesen sei, weshalb er auch sein eigenhändig geschriebenes Concept von den Acten zurückgenommen und nur eine Abschrift von fremder Hand hineingelegt habe.

Man denke sich, welchen furchtbaren Eindruck diese Entdeckung auf das Gemüth dieses Prinzen machen mußte. — Vor ganz Europa, vor der spanischen Nation war er gebrandmarkt, vor dem Kaiser der Franzosen, den er als seine letzte Stütze betrachtet hatte, gleichsam geschändet und wenn dieser Brief an den Kaiser, was sich kaum bezweifeln ließ und auch später erfolgte, im französischen Moniteur publicirt wurde — was sollte dann die Welt von ihm denken? — für immer war er mit unauslöschlicher Schande befleckt — und keine Millionen Thränen konnten diesen Flecken an seiner Ehre wieder abwaschen, keine spätern Thaten sie jemals wieder auslöschen. Aller Lebensmuth war dem unglücklichen Prinzen damit ent-

fallen; ein ungeheuerer Schmerz hatte ihn ergriffen, der viel tiefer nagte als der Haß, der dadurch aufs Neue gegen den heuchlerischen Günstling seiner Eltern wieder geweckt wurde. Er mußte die Menschen fliehen, vor deren Angesicht er im tiefsten Schamgefühl kein Auge aufzuschlagen wagte. Und so war es auch der Fall — Fernando betrachtete sich wie einen Geächteten vor der Mit- und Nachwelt. Er zog sich scheu in die tiefste Einsamkeit des freudenlosen Privatlebens zurück, jedes öffentliche Erscheinen, selbst den Anblick seiner Eltern meidend, unter dem Vorwande einer Krankheit, die in der That die Krankheit eines leidenden Gemüths war. — Es giebt kein Weh in einer menschlichen Seele, das dem seinigen vergleichbar gewesen wäre. —

Diese verkümmerte Jugend muß man in Anschlag bringen, um die daraus hervorgehende unglückliche Entwickelung seines Charakters mit einiger Billigkeit zu beurtheilen. — Das Schlimmste war, er hatte keinen Freund, dem er sich anvertrauen durfte und die wahren Freunde, die er hatte, waren entfernt, gefangen, verletzt dadurch, daß er sie compromittirt hatte, sie waren Revolutionaire, denen Fernando nicht traute. Er traute keinem Menschen mehr und hätte nicht ein natürliches Wohlwollen in seinem so tief gekränkten Herzen gelegen — er würde ein Menschenhasser ge-

worden sein, der den Thron nur besteigen konnte, um Tyrann zu werden.

Schon am folgenden Tage nach jener ungenügenden Versöhnung Fernando's mit seinen königlichen Eltern — am 6. November — wurde vom Cabinet aus, unter dem Vorsitz des Don Renito Arias, eine Junta ernannt zur Verurtheilung der übrigen Angeklagten.

Sobald die Untersuchung im Gange war, wurde Don Simon de Viegas zum Fiscal dabei ernannt. Acht Männer, die von dem Friedensfürsten abhängig waren, hatten den Befehl, auf Grundlage der Proclamation des Königs und der bei dem Prinzen gefundenen Papiere ein strenges Urtheil, ohne Rücksicht auf den hohen Stand der Angeklagten, zu fällen. Viegas hatte als öffentlicher Ankläger darauf angetragen, daß die durch das Gesetz-Partida bestimmte Todesstrafe an Escoiquez und dem Herzoge von Infantado vollzogen werden solle, dagegen für den Grafen Orgaz, den Marquis Ayerbe und andere Hof- und Hausbeamte des Prinzen von Asturien — auf welche kaum ein Schatten von Verdacht gebracht werden konnte — eine besondere, ihrer Treulosigkeit angemessene Strafe bestimmt wurde. Ganz Spanien blickte mit Aengst-

lichkeit auf einen Proceß, der die blutigen Henkerscenen Pombal's in Portugal *) gegen den Herzog von Tavora und Andere vom höchsten Adel zu wiederholen drohte. — In diesem Augenblick stand der Friedensfürst auf dem Gipfel seiner Macht. Ein Wort von ihm konnte Spaniens edelste Männer dem Tode weihen, Hunderte aus den höchsten Adelsfamilien in Trauer versetzen und über ganz Spanien, ganz Europa den Schauder der tiefsten Entrüstung verbreiten; aber der — wo es energisches Handeln galt — immer schwankende Emporkömmling wagte dieses Wort nicht zu sprechen — der König selbst in seiner schwachen Gutmüthigkeit hatte von jeher eine Scheu vor dem Blutvergießen auf dem Schaffot gehabt; doch das Alles würde die unglücklichen Gefangenen wenigstens nicht vor Deportation nach den Küsten Afrika's, wo ein glühendes Sandmeer sie noch qualvoller aufgerieben haben würde, gerettet haben, wenn nicht aus Paris ein Schreiben Izquierdos an seinen Herrn und Meister — Don Manuel Godoy — eingelaufen wäre, worin dieser aus einer Conferenz, die er mit Herrn von Champagny gehabt hatte, berichtete, daß darin die-

---

*) S. mein historisch-romantisches Gemälde: „Der Premierminister." Frankf. a. M. 1834.

Der Verf.

ser französische Minister auf Befehl des Kaisers verlangt habe, „daß aus keinem Grunde, noch unter irgend einem Vorwande bei dieser Angelegenheit etwas erwähnt oder publicirt werden solle, was auf den französischen Kaiser und dessen Gesandten Bezug haben könne.“ —

Diese Aeußerung erfüllten den König und die Königin mit Schrecken, so wie den Günstling mit Furcht und Zittern. Caballero wurde gerufen und beauftragt, darüber zu wachen, daß in den Acten nicht das Mindeste dieser Art vorkomme. —

„Das ist auch nach Möglichkeit zu verhindern gesucht“ — antwortete der Minister des Rechts und der Gnade — „indeß wiederholen alle Angeklagten in jedem Verhör, daß der französische Gesandte, Graf Beauharnais, durch seine Winke und Andeutungen das ganze Unheil veranlaßt habe, und wenn auch die Richter sich geweigert haben, solche Aeußerungen als nicht zur Sache gehörig, zu Protokoll zu nehmen, so läßt sich doch nicht verhindern, daß die Rechtsbeistände und Vertheidiger der Angeklagten, die man doch gesetzlich zulassen müßte, im Fall sie verurtheilt werden sollten, diese Thatsachen besonders hervorheben und darauf das System ihrer Vertheidigung bauen würden. —

„Aber bei San Jago“ — rief der König ent-

rüstet — „dieses dürfen wir nicht wagen zuzulassen, ohne uns den Unwillen des Kaisers der Franzosen über den Hals zu ziehen. Ist es denn gar nicht möglich, einen Weg der Verurtheilung zu finden, der jedes Wort der Vertheidigung ausschließt?“ —

„Nicht möglich“ — entgegnete der Minister — „ohne Ew. Majestät vor den Augen von ganz Europa als einen Tyrannen verschreien zu lassen.“

„Allerdings“ — sprach Godoy — „das Recht läßt sich drehen und beugen; denn es hat eine Nase von Wachs; aber die gesetzliche Form muß um so strenger beobachtet werden, je mehr das materielle Recht gebogen werden soll.“

„Nun dann“ — rief der König unwillig — „bleibt am Ende nichts übrig, als diese Rebellen freisprechen zu lassen.“

„Allerdings“ — sprach Caballero, indem er sich tief verneigte, mit einem ironischen Lächeln — „wäre es das letzte Mittel, wenn Ew. Maj. geruhen wollten, den Richtern zu erlauben, gerecht zu urtheilen.“

„Wie das?“ — schrie Carl IV., nach seiner Gewohnheit aufbrausend. —

„Je nun“ — antwortete der Minister Achselzuckend — „man hat das Unglück gehabt, die ganze Junta aus Rechtsverständigen zusammenzusetzen und diese sind einstimmig der Meinung, daß kein Beweis

des Hochverraths gegen irgend Einen der Angeklagten vorliege." —

„Diese Leute sollen aber nicht urtheilen, sondern verurtheilen," rief der König. —

„Dazu sind sie in schuldiger Devotion bereit, auch gegen ihre Ueberzeugung" — antwortete Caballero, gegen den Friedensfürsten gewendet — „sobald nur Ew. Hoheit eine Verurtheilung zu befehlen geruhen würden, die jedoch, wie gesagt, nicht möglich sein wird, ohne ein Vertheidigungssystem zuzulassen, wodurch der Kaiser der Franzosen und dessen Gesandter unangenehm berührt werden würden." —

„Verdammt!" — rief der König — „nun, dann in des Teufels Namen, so spreche man sie frei."

„Ew. Maj. haben ja ohnehin die Polizeigewalt in Händen" — äußerte Godoy mit der schlauen Freundlichkeit eines geschmeidigen Hofmannes — „und vermöge dieser Gewalt, die Niemandem Rechenschaft schuldig ist, kann man ja die Freigesprochenen als staatsgefährlich, immer noch verbannen, einkerkern oder in Klöster stecken, nach Belieben." —

„Wenn das der Fall ist" — rief der König erfreut — „so spreche man sie frei — wozu bedürfen wir auch dieser elenden Hülfe einer eigensinnigen Gerechtigkeit, wenn wir die Macht einer willfährigen Polizei in Händen haben?" —

Darauf wurde am 25. Januar 1808 das freisprechende Erkenntniß gesprochen, wozu der König die Erlaubniß gegeben hatte, ohne zu bedenken in seiner Kurzsichtigkeit, daß er dadurch vor ganz Europa als ein gewissenloser Verleumder und voreiliger falscher Ankläger seines Sohnes und vieler geachteter Männer vom hohen Adel erscheinen mußte.

Und darauf schickte der König die Freigesprochenen nach Klöstern und Festungen und verbannte die Herzöge von Infantado und San Carlos auf ihre Güter, ohne zu bedenken, daß er dadurch vor ganz Europa als ein Tyrann erscheinen müsse, der das Recht beuge durch Cabinetsjustiz. —

Das war die Folge dieser trübseligen Geschichte im Escurial, daß der König noch verachteter, der Günstling noch gehaßter, die Richter getadelter, Fernando und seine Freunde noch beliebter im Volke, dieses selbst unruhiger und unzufriedener, Napoleon aber kühner und sicherer in seinen Intriguen und Plänen geworden war.

Fernando in seiner Einsamkeit studirte Mathematik. Von jenseits der Pyrenäen aber zog das politische Ungewitter, das Spanien bedrohte, sich immer näher zusammen.

Der Aufstand von Aranjuez.

Lage des Friedensfürsten. — Napoleons Intriguen. — Josefa Tudo. — Die officielle Gemahlin des Friedensfürsten. — Der Courier von Paris. — Napoleons Ansprüche. — Des Königs Verlegenheit und Nachgiebigkeit. — Beabsichtigte Auswanderung der königl. Familie. — Aengstliche Spannung darüber im Volke. — Die ersten Volksbewegungen in Aranjuez. — Josefa Tudo in Gefahr. — Bestürzung im königl. Palast. — Der König verspricht zwei Mal dem Volke, nicht abzureisen und bricht sein Wort. — Volksstimmung für den Prinzen von Asturien. — Godoy's Verlegenheit. — Die Friedensfürstin und ihre Schwester. — Organische Ordnung der Volksbewegung. — Alarmschuß. — Ausbrechende Volkswuth.

Dem Friedensfürsten schwindelte auf dem Gipfel seiner Macht. Ein Wort seines Monarchen, eine eifersüchtige Laune der Gemahlin desselben konnte ihn von seiner Höhe herabstürzen. Intriguen ohne Rast und Ende — bis dahin, das einzige Mittel sich zu halten — zerrütteten seinen Geist wie seine Gesundheit. — Er mußte — koste es, was es wolle — noch höher zu steigen suchen, sei es auch nur, um sich fester zu stellen. War es nicht möglich — was er

jetzt wohl einsah — den Thron von Spanien zu besteigen, so zeigte ihm doch ein Blick auf Europas jetzige Zustände die Möglichkeit des Emporklimmens von Menschen geringer Abstammung auf Kaiser- und Königthrone. — Napoleon hatte so viele Kronen und Fürstenhüte zu vertheilen, daß er ja auch wohl ihm, dem Günstling des spanischen Königshauses, der so viel dazu beitragen konnte, des Kaisers Pläne zu hindern oder fördern, das Almosen eines souverainen Fürstenthums in irgend einem Winkel der Erde zuwerfen konnte. — Es kam ja am Ende nur darauf an, jenen Coloß, der die Welt regierte, für sich zu interessiren — sei es auch, indem er Spaniens und seines Königs Wohlfahrt den eigenen Interessen opferte.

Der erste Schritt dazu war schon durch den Tractat von Fontainebleau vom 27. October 1807 und die angehängte Convention geschehen.

Dadurch hatten Carl IV. und Napoleon sich über die Theilung von Portugal vereinigt. Ein Theil dieses Paradiesgartens von Europa sollte dem noch minderjährigen Könige von Etrurien, einem Enkel des Königs von Spanien von der an den Thronerben von Neapel verheiratheten Schwester Fernando's, dafür zufallen, daß er sein Königreich in Italien dem französischen Reiche hatte abtreten müssen. Ein anderer Theil sollte bis auf Weiteres nicht vergeben wer-

den; den dritten Theil von Portugal sollte aber der Friedensfürst unter dem Titel eines souverainen Fürsten von Algarvien erhalten.

Diese Brocken eines kleinen zerschlagenen Königreichs sollten aber einem schwachen Könige und einem eitlen Günstlinge nur als Lockspeise vorgehalten werden, um durch die angehängte Convention für Napoleon das Recht zu gewinnen, Spanien und Portugal mit französischen Armeen zu überschwemmen, das Volk in Frieden zu unterjochen und die von innerer Zwietracht zerrissene Königsfamilie mit einem eisernen Netze von Bajonetten zu umgeben. Das war jetzt geschehen. Die große politische Intrigue entwickelte sich fast unter den Augen des Friedensfürsten, der dazu so leichtsinnig die Hand geboten hatte. — Ja noch mehr: man hinterbrachte ihm eine Aeußerung Napoleons, wonach der Kaiser zu Mantua seinen Bruder Lucian Portugal als Königreich angeboten hatte, indem er darüber spottete, daß man es früher der spanischen Königsfamilie habe versprechen müssen, um nur den Durchzug französischer Truppen ohne Schwertstreich zu erlangen.

So sah der Friedensfürst sich selbst verachtet und fallen gelassen von Napoleon, als ein Opfer seiner eigenen Intrigue. Er war in Verzweiflung darüber. In dieser Stimmung schrieb er seinem Agenten, Don

Izquierdo, nach Paris seine Besorgnisse und beauftragte ihn, Alles anzuwenden, Alles zu versprechen, um nur wieder die Aufmerksamkeit des Kaisers auf seine Interessen zu lenken. Lange blieben die Bemühungen dieses gewandten Unterhändlers am Hofe von St. Cloud unbeachtet. Man hatte dort erreicht, was man wollte, und glaubte nun das Werkzeug, dessen man sich bedient hatte, ohne Weiteres fallen lassen zu können. —

Endlich sollte sich die Gelegenheit dazu finden, der Kaiser brauchte Geld um Spanien zu unterjochen, und Spanien sollte die Kosten bezahlen für seine eigenen Ketten. — Napoleon erinnerte sich jetzt Izquierdos. Er beschied ihn in sein Cabinet, erkundigte sich mit einigen flüchtigen Worten nach dem Befinden des Friedensfürsten und äußerte, daß dieser gewiß billig finden werde, wenn Spanien einige Subsidien als Beisteuer zu den Kosten für die Eroberung Portugals zahle — indem ja der Friedensfürst und die königliche Familie den Vortheil davon haben würde.

Izquierdo war darüber höchlich erfreuet und bewilligte sogleich auf eigne Verantwortung dem Kaiser der Franzosen die bedeutende Summe von vier und zwanzig Millionen Franks aus dem ohnehin schon erschöpften Staatsschatz als Subsidie, und Godoy beeilte sich dieses Anerbieten augenblicklich dem Könige

zur Genehmigung vorzulegen, obgleich er wußte, daß bei der dringenden Finanznoth, in die seine Verschwendung alle Cassen des Staats gestürzt hatte, diese seiner Selbstsucht geopferte Summe, sich nur mit dem Ruine des Landes aufbringen lassen würde.

Es ist unglaublich, wie leichtsinnig und gewissenlos dieser Emporkömmling die heiligsten Interessen seines Vaterlandes, und die Wohlfahrt so wie den Frieden der königlichen Familie aufs Spiel setzte, wenn es nur Befriedigung seines eignen Ehrgeizes, ja sogar seiner Eitelkeit und Herrschsucht galt. —

Aber schon rückte dem Uebermüthigen das vergeltende Geschick immer drohender näher. Das Tragische dabei war, daß der Schuldbedeckte langsam und Schritt vor Schritt unter den Martern einer steigenden Angst sein rächendes Verhängniß heranschreiten sah und kein Mittel sah, ihm zu entgehen.

Schildern wir eine Scene aus seinem Cabinet.

Es war noch früh Morgens. Godoy saß auf einem schwellenden Divan im glänzenden Boudoir seines Palastes, mit noch unfrisirtem Haar, im weißen, weiten Schlafrock von Molton aus der feinsten spanischen Lämmerwolle und trank, eine Papiercigarre

rauchend, seine Morgen-Chokolade, die ihm ein reitzendes junges Weib so eben credenzt hatte.

Sie war das Bild einer schönen Spanierin; mit dunklem Teint, schwarzem Haar, großen, schwarzen glänzenden Augen voll Feuer und Leidenschaft, graziösen schwellenden Formen bei zarten Verhältnissen; Leben, Seele und Innigkeit in jeder Bewegung wie in dem rührenden Wohllaut einer in die Tiefe des Herzens dringenden Sprache. Daß hier ein zärtliches Verhältniß obwalte, ließ sich auf den ersten Blick nicht verkennen — ja noch mehr! — ohne indiscret zu sein — denn wir fußen auf der Grundlage der Geschichte — dürfen wir verrathen, daß hier auch wohl noch ein vertrauteres Verhältniß obgewaltet haben mußte als jene platonische, ideale Liebe, von der der heißblutige Bewohner des Südens keine Ahnung hat, und doch auch wieder nicht eine jener vorübergehenden Galanterien, die das Herz leer lassen, während sie die Sinne beschwichtigen; hier verrieth wenigstens Alles ein geheimes aber anständig frauliches Verhältniß des anmuthigen Weibes, das im reizenden Negligee mit einer Sicherheit, Unschuld und Unbefangenheit hier waltete, wie sittliche Frauen nur im Bewußtsein der schönen Rechte einer angetrauten Gattin sich zu bewegen wissen. Und doch war es nicht die hohe Gemahlin des Friedensfürsten, Donna Maria

Thereſa, Tochter des Infanten Don Luiz, die ohnehin in einem andern Flügel ſeines Palaſtes im vollen Glanz einer fürſtlichen Hofhaltung reſidirte; indeß war das bildſchöne junge Weib, das ſich ſo liebevoll innig an ihn anſchmiegte und ſo zärtlich glühend und ſchwermüthig zugleich dem immer noch ſchönen Mann ins Auge blickte — auch ſeine Gattin — es war Joſefe Tudo, die damals am Hofe, jedoch ſehr zurückgezogen lebte unter dem Titel einer **Condesa del Castillo Fiel** (Gräfin von Treuenburg), und dieſen Namen und Titel, den ihr Godoys Gunſt ausgewirkt hatte, auch im vollſten Maaße verdiente — denn ſie war die treueſte und verſchwiegenſte Freundin des Friedensfürſten, mit der er alle ſeine Projecte, Hoffnungen und Beſorgniſſe beſprach, ſo weit ſie überhaupt mittheilbar waren, ohne ſich ſelbſt im ſchlechteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

Joſefa Tudo war die liebenswürdige unſchuldige Tochter eines armen kaſtilianiſchen Edelmanns geweſen. Der Friedensfürſt, damals noch Herzog von Alcudia, hatte ſie in der Meſſe geſehen und das liebliche Madonnenbild ihrer ſchönen und feinen Geſichtszüge, der fromme begeiſterte Augenaufſchlag hatte ſein Herz auf einen Blick gewonnen. Er hatte erſt nicht gezweifelt, daß es eine jener flüchtigen Neigungen geweſen ſei, die eben ſo ſchnell entſtehen als leicht be-

friedigt wieder erlöschen und wollte sich das Vergnügen nicht versagen, das schöne, augenscheinlich noch unschuldige Mädchen, spielend wie er meinte, zu verführen und dann gleich mancher Andern, mit einer Ausstattung versehen, an irgend einen seiner Bedienten zu verheirathen, der damit zu einem einträglichen Posten befördert wurde. — In dieser Absicht beauftragte er seinen verschwiegenen und gewandten Kammerdiener — einen eleganten Franzosen Monsieur François genannt, ihr zu folgen, um ihre Wohnung auszuforschen. — Das geschah. — Die Wohnung des jungen Mädchens war auf diese Weise leicht aufgefunden. — Josefa wohnte mit ihrem Vater in einem der kleinen freundlichen Häuser, die sich von dem **Puerta de sol** (Sonnenthor), bis in die Gegend des Prado hinziehen. Alle Umstände, die François ermittelt hatte, waren dem Vorhaben günstig; das Mädchen hatte keine Mutter die ihre Unerfahrenheit hätte mit Rath unterstützen können; der Vater, ein armer Edelmann von ächt spanischer Grandezza, war früher einmal Officier gewesen und galt für einen redlichen, ehrenfesten Degenknopf, der sich zwar um keinen Preis hätte bestechen lassen, der jedoch so bieder vertrauend und arglos, bei weniger Kenntniß der Welt war, daß ein gewandter Glücksritter Alles mit ihm hätte machen können, was er wollte. So gelang

es denn auch bald dem gewandten Herzog von Alcudia sich unter fremdem Namen bei ihm einzuführen, das Vertrauen des alten Herrn zu erschleichen und als ein schöner und liebenswürdiger Mann, das Herz der armen Josefa zu gewinnen. Sie hatte ein schwärmerisches Gefühl für die leidenschaftliche Sprache der Liebe; sobald er es aber versuchte, die Gränzen der Sittlichkeit zu überschreiten, zog sie sich scheu wie eine berührte Mimose in sich selbst zurück. Eben dieser Widerstand reizte den Mann immer mehr, der gewohnt war, mit dem Bewußtsein einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit nur leichte Siege über das schwächere Geschlecht zu erringen. Zum erstenmale in seinem Leben empfand er das Gefühl von wahrer Liebe, welches ihm so neu, so fremd, so beunruhigend und hinreißend war, daß er seine gewöhnlichen Berechnungen der Besonnenheit darüber völlig aus den Augen verlor. Er bat um ihre Hand und erhielt von Josefa mit bebendem Herzen und Thränen bethauten Augen das Jawort, vom redlichen Alten mit bewegter Stimme den väterlichen Segen. — Bis dahin hatte Godoy sich nur unter dem Namen Don Manuel eingeführt, als einen Mann, der eine bescheidene Stelle im Haushalt des Friedensfürsten bekleide. Er hatte vorgewendet, daß die Trauung nur im Geheim vollzogen werden dürfe, weil er noch

nicht wage um den Consens seines Herrn nachzusuchen, da dieser hohe Herr andere Pläne mit ihm habe. Man möge sich daher die Ueberraschung denken, als bei der nächtlichen Trauung in der kleinen Capelle eines Klosters, der Pater ihn bei seinem vollen Namen und Titel nannte: „Don Manuel Godoy, Graf von Evremonte und Herzog von Alcudia.“ —

Beide — die Braut und ihr Vater waren von dieser Ueberraschung so ergriffen, daß sie kein Wort dagegen vorzubringen vermochten — der Act der Trauung wurde nach dem Ritual vollzogen; der Herzog übergab ihrem Vater das Patent zu der einträglichen Stelle eines Gouverneurs des königlichen Palastes von San Retiro, der nahe am Prado von Madrid gelegen ist, und machte jetzt dem Alten wie seiner Tochter begreiflich, daß seine hohe Stellung zum königlichen Hause ihm diese Verbindung, die das Glück seines Herzens bilde, unmöglich gemacht haben würde, wenn er nicht das schöne Vertrauen gehabt hätte, zu hoffen, daß sich Josefa vorerst und bis es ihm möglich werden würde, sich in das Privatleben zurückzuziehen, mit dem Bewußtsein begnügen würde, vor Gott seine Gattin zu sein, während der Welt dieses Verhältniß noch ein Geheimniß bleiben müsse. Glückliche Liebe aber entschuldigt Alles und bewilligt Alles, und

die glückliche Josefa willigte in dieses Geheimniß, weil ihr Gewissen dabei beruhigt blieb.

Es waren überall, wo sich der Hof auch aufhielt, die Anstalten so gut getroffen, daß der alte Ehrenmann und seine verschwiegene Tochter den Herzog von Alcudia ohne Aufsehen zu erregen, überall hin begleiten konnten und daß sich immer Gelegenheit fand zu geheimen unbemerkten Zusammenkünften. — Ein Jahr lang ging Alles gut. Josefa war bescheiden genug in ihrem Glück kein glänzendes Loos zu fordern, und im Bewußtsein, daß sie die rechtmäßige Gattin des hochgestellten Mannes war, übersah sie mit Großmuth die ihr nicht selten hinterbrachten Aeußerungen einiger geringer Personen aus der Dienerschaft des Herzogs von Alcudia, die sie für eine Geliebte ihres Herrn, unter allerdings die Ehre eines rechtlichen Mädchens verletzenden Beziehungen hielten. — Allein bald sollten das liebende Weib noch schwerere Prüfungen erreichen. —

Der König hatte die Gnade gehabt, den allgewaltigen Günstling zum **Principe de la Pax** (Friedensfürsten) zu erheben, und um diesen Mann seines Vertrauens in der gefährlichen Krisis, die damals bevorstand, noch fester an die Interessen seines Hauses zu fesseln, zugleich auch ihm den schönsten Lohn seiner Treue und Ergebenheit, den jemals ein Pri-

vatmann empfangen hat, zu gewähren, trug er ihm die Hand seiner Cousine, einer Tochter des Infanten Don Luiz an. Das war eine Ehre, die der Günstling nicht ausschlagen durfte, wenn er nicht mit einem Schlage von seiner Höhe herabgestürzt werden wollte. Die Königin selbst hatte, ihre Eifersucht beherrschend, dem Könige diese Parthie vorgeschlagen gehabt, um die bisweilen erwachende Jalousie des Königs von ihrem vertrautern Verhältnisse mit Godoy abzulocken; sie würde aber nie dem Manne, den sie für ihren Anbeter und Geliebten hielt, es verziehen haben, wenn sie erfahren hätte, daß er sich heimlich und aus wirklicher Leidenschaft mit einer Person geringen Standes vermählt habe. Kleinere, vorübergehende Untreue mußte sie wohl dem allgemein begünstigten Lieblinge der Damen nachsehen, so viel Kummer sie auch darüber hatte. Es giebt im Erdenleben keine größren Tantalusqualen, als die der ewig nagenden Eifersucht im Herzen einer längst verblühten Frau, die für den Leichtsinn eines schönen noch jungen und liebenswürdigen Geliebten zu zittern hat. —

So waren die Verhältnisse Godoy's bei diesem Antrage noch viel gespannter, verwickelter, delicater und unzarter zugleich, als er jemals hätte wagen dürfen, sie seiner feinfühlenden und ihn leidenschaftlich liebenden Gattin mitzutheilen. Er selbst liebte sie zu sehr,

um sich zu einer Trennung von ihr entschließen zu können und hätte er es vermocht, so war eine Auflösung des Sacraments der Ehe nach den Satzungen der katholischen Kirche nicht möglich; um aber eine Nullitätserklärung dieses Ehebündnisses vom Papste auszuwirken, wäre ein Verhältniß, das nur bekannt werden durfte, um ihn von seiner Höhe herabzustürzen, zum Eclat gekommen. Was blieb nun übrig für den in der Wahl seiner Mittel so wenig bedenklichen Mann als zu dem schrecklichen, ungesetzlichen Mittel eines schweren Verbrechens zu greifen — eine Bigamie zu begehen, in der Hoffnung, daß die Kirche auch dafür ihre Gnadenmittel haben und die Heimlichkeit, so wie seine hohe Stellung ihn gegen die Ahnung der Gesetze schirmen werde. — Und so groß war die ans Wunderbare gränzende Gewalt dieses Mannes über weibliche Gemüther, daß er nicht nur Josefa's klaren Verstand überzeugte, es sei in seiner ganz einzigen Lage kein anderes Mittel denkbar, um sich auf seiner hohen Stellung zu erhalten, sondern auch ihr Herz zu der Selbstüberwindung bewog, aus Liebe das höchste Glück derselben im Bewußtsein des Alleinbesitzes zu opfern. Josefa konnte weder eine Trennung über ihr Herz bringen, noch sich entschließen, den geliebten Gatten durch das Opfer seines Ranges unglücklich zu machen. Sie unterwarf sich daher allen

Qualen einer glühenden Eiferſucht und genehmigte in leidenſchaftlicher Ueberſpannung ein Verhältniß, gegen das ihr ganzes weibliches und ſittliches Gefühl ſich empören mußte. Man verdamme die Unglückliche nicht zu hart. Sie hatte ſich die ſchwere Strafe eines immer nagenden Seelenſchmerzes bereitet. Aber auch die Infantin Maria Thereſa wurde nicht glücklich dadurch. Wir werden ſie ſpäter in ihrer Häuslichkeit beobachten. Das war eine traurige Genugthuung für die geheime Gattin des Friedensfürſten, daß deſſen officielle Gemahlin ſein Herz nicht zu gewinnen wußte. Joſefa blieb nach wie vor ſeine vertrauteſte Freundin und um ihr die Zurückſetzung ihrer Rechte in etwas zu vergüten, hatte er den König zu bewegen gewußt, ſie zur Gräfin von Caſtillo Fiel zu erheben und ihr, angeblich um der Verdienſte ihres Vaters wegen, ein ſchönes Haus in Aranjuez und ein anderes in Madrid zu ſchenken. Zugleich bezog ſie aus der Chatoulle des Friedensfürſten eine Penſion, die ihr geſtattet haben würde, ein glänzendes Haus zu machen. Aber Joſefa blieb nach wie vor beſcheiden in ihren Anſprüchen und genügſam in ihren Bedürfniſſen. Obgleich durch ihre Standeserhöhung die Aufmerkſamkeit des Publikums und des Hofes mehr auf ſie gezogen war als ihr lieb ſein konnte; ſo achtete man ſie doch allgemein wegen ihrer Anſpruchsloſigkeit und

persönlichen Liebenswürdigkeit. Man wußte, daß ihre Sanftmuth und Klugheit gar oft die Heftigkeit des Friedensfürsten milderte und ihn von übereilten Entschließungen zurückhielt. Indeß war sie doch von einer Partei gehaßt und verfolgt, die bemüht war, den Friedensfürsten zu stürzen. Man fürchtete ihre Klugheit und ihren Einfluß auf den Mann, dem sie gleichsam ein schützender Genius war, wenn Godoy schon Gefahr lief, in sein eigenes Verderben zu rennen.

Josefa brachte fast jeden Abend und jede Nacht im Geheim bei ihrem Gatten zu, kredenzte ihm Morgens die Chokolade, besprach mit ihm seine Pläne und Geschäfte und entfernte sich meistens unbemerkt, ehe die Minister, Generale, Adjutanten, Secretaire, Deputationen und Supplicanten aller Art die Vorzimmer des mächtigen Mannes füllten. Mit ihrem feinen intriguanten Geist, der von einem zarten Gefühl und ungemeinen Scharfsinn begleitet war, durchdrang sie leicht alle Verhältnisse. Sie war es gewesen, die vom Anfang an Napoleons Machinationen nicht getrauet hatte; sie hatte ihrem Freunde abgerathen gehabt, den Tractat von Fontainbleau und die angehängte Convention abzuschließen und hatte immer schon die Perspective Godoy's, regierender Fürst von Algarbien zu werden, eine Spiegelfechterei genannt. Aber der brennende Ehrgeiz des eitlen Günstlings hatte früher den

klugen Vorherſagungen ſeiner Freundin nicht Glauben beigemeſſen; jetzt aber zum erſten Male drängte ihn das gepreßte Gefühl, ihr zu geſtehen, daß ſie richtig geſehen und er ſich furchtbar getäuſcht habe. Er las ihr einen Brief vor, den er bei dieſen ſich täglich mehrenden Beſorgniſſen an ſeinen diplomatiſchen Agenten Izquierdo nach Paris geſchrieben hatte. Es hieß darin: „Meine Beſorgniſſe ſind bedeutend. Der Tractat exiſtirt der That nach nicht mehr; das Königreich iſt mit fremden Truppen bedeckt; die Gränzen Portugals befinden ſich auf dem Punkt beſetzt zu werden; Junot hat den Oberbefehl; das franzöſiſche Cabinet fordert den Reſt unſerer Truppen zu ſeiner Dispoſition; ſie ſind bereit, ſich mit denen des Kaiſers zu vereinigen. Alles iſt Intrigue und Falſchheit! was wird das Ende dieſer Ungewißheit ſein? —

„Ich hoffe“ — ſprach er darauf zu Joſefa — „daß mein Agent, auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, noch Mittel finden wird, ſie abzuwenden.“

„Hoffe nicht, Manuel“ — entgegnete ſie ernſt — „blicke auf Napoleons Vergrößerungsſucht und dann zweifle noch, wenn Du kannſt — daß er ſo große Mittel nicht aufwenden würde, um Dir und dem unmündigen Könige von Etrurien jedem ein kleines Königreich zu erobern. Für einen Gewaltherrſcher, wie Napoleon, iſt jede Intrigue nur Einleitung zu einem

Gewaltschritt. Er liebt es, rasch zu handeln. Du wirst sehen, daß er bald die Maske der Freundschaft abwerfen wird. Für Dich, mein armer Freund, giebt es keine andere Rettung mehr, als Dich in das Privatleben zurückzuziehen."

„Damit mich die Volkswuth zerreiße" — rief er schmerzlich aus.

„Leider" — entgegnete Josefa — „mein theurer Manuel, auf dem Gipfel des Glücks, bist Du Deines Lebens nicht sicher, sobald Du ohne von Deiner Garde umgeben, erscheinen würdest. Die Volkswuth ist jetzt ungeheuer gegen Dich erbittert. Das ist der Fluch der Ueberhebung über den angebornen Stand, daß der Mensch in der neuen Sphäre immer als fremder Eindringling betrachtet wird, während ihn Haß und Neid seiner frühern Standesgenossen verfolgt. Man weiß, daß Dein Rath vieles vermag über den Willen des Königs; ebendeshalb mißt man Dir auch jedes Uebel bei, das von oben herab kommt. Was Andere verschuldeten, wird im Auge der Menge Deine Schuld und an Dir wird das Schicksal rächen, daß es Dich vor Millionen Deiner Mitmenschen so hoch begünstigt hatte."

„Meine gute Josefa" — entgegnete Godoy bewegt — „meinst Du, daß ich nicht längst gefühlt und erkannt habe, daß ich völlig isolirt stehen würde auf

der Schwindelhöhe meines Glücks — hätte ich nicht Dich, mein theures Herz, die noch die letzte Spur von menschlich warmen Gefühlen in meiner Seele bewahrt. Deswegen habe ich Dich auch so lieb als meinen guten Genius, meinen Engel, vom Himmel herabgesendet, um mich schirmend zu umgeben. Bete Du nur für mich, Josefa! ich habe lange schon keine Ruhe und keine Kraft mehr zu einem Gebet aus der Tiefe der Seele. Gott wende Alles zum Besten! Ich bin sehr, sehr besorgt und betrübt." —

Eine lange und lautlose Umarmung folgte diesem rührenden Bekenntnisse und gleich darauf trat ein Kammerdiener des Friedensfürsten ein und meldete die Ankunft eines Couriers aus Paris, der im Vorzimmer harre.

„Daß er sogleich eintrete!" — gebot Godoy.

Im nächsten Augenblick erschien ein Mann, der so eben aus den Courierstiefeln gestiegen zu sein schien. Um nicht augenblicklich von der Dienerschaft erkannt zu werden, trug er noch den bestaubten Reisemantel mit dem wie ein Embozado über die Schulter geworfenen Zipfel und jetzt erst, nachdem der Kammerherr sich entfernt hatte, nahm er den breitgedrückten Hut vom Kopf, ließ den Mantel fallen und zeigte seine

magere, ausgetrocknete, ziemlich kleine Gestalt, mitdem scharfgeschnittnen braunen Zügen und den schlau blinzelnden Augen.

„Wie, Du selbst, Don Eugenio?" — rief ihm der Friedensfürst zu — der nach dem Beispiele seines Königs alle unter ihm Stehenden mit dem Du zu ehren meinte — „Wie konntest Du ohne meine Erlaubniß Deinen Posten in Paris verlassen, Izquierdo? — was ist vorgefallen?"

„Mich sendet der Kaiser" — sprach Jener erschüttert — „ich komme als ein Unglücksrabe, mir wäre besser, ich hätte zehntausendmal den Hals gebrochen, als der Ueberbringer einer solchen Nachricht sein zu müssen. O! daß ich nie geboren wäre!" —

„Ha — meine Ahnungen erfüllen sich!" — rief Donna Josefa halblaut aus.

„Lassen wir diese Exclamationen" — unterbrach ihn der Friedensfürst, der bald seine feste Haltung wieder gewonnen hatte — „heraus damit — was will der Kaiser von uns?" —

„Er hat die Maske abgenommen" — fuhr Jener tief ergriffen fort — „hier eine Depesche von Seiner Majestät, deren Dringlichkeit ich unterstützen soll."

Der Friedensfürst eröffnete die Depesche, wie es ihm der König für dringende Fälle erlaubt hatte und las den Inhalt laut vor.

Es war nichts, als eine trockene, kühle Ankündigung, daß der gegenwärtige Zustand von Europa und das Interesse von Frankreich gebieterisch fordere, daß die Provinzen Spaniens zwischen den Pyrenäen und dem Ebro mit dem französischen Reiche vereinigt würden.

„Und das ist Alles?" — rief der Friedensfürst überrascht aus und besah das eigenhändige Schreiben Napoleons von vorn bis hinten.

„Alles — was die Ungeduld dem Kaiser in meiner Gegenwart zu schreiben gestattete. Er hatte mich in sein Cabinet nach St. Cloud rufen lassen. Während ich an der Thür stehen blieb, schrieb er diese Worte, und indem er mir erlaubte, mich mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen, sprach er: „Sie werden augenblicklich eine Courierchaise besteigen und von hier ab nach Madrid abreisen. Sie werden durch den Friedensfürsten dem Könige vortragen lassen, daß ich hoffe, das spanische Cabinet werde sich in diese nothwendige Maßregel meiner Politik zu fügen wissen; in diesem Falle würde Sr. katholischen Majestät die Totalität von Portugal als Entschädigung angeboten, so wie jeder andre Vortheil, der mit der Sicherheit und Würde des kaiserlichen Throns vereinbar sein würde. Ich fordere" — schloß er — „cathegorische Antwort, so schnell als möglich. Denn von dieser

Antwort wird es abhängen, zu welchen äußersten Maßregeln ich mich unwiderruflich durch die Umstände bestimmen lassen werde. Uebrigens habe ich selbst" — fuhr Izquierdo fort — „die kaiserliche Gnade auf dem Marsch nach den Pyrenäen betroffen — ein Beweis, daß der Kaiser jede Weigerung zum Vorwand brauchen würde, um zu erzwingen, was er fordert. Man weiß, wie rasch er zu handeln liebt."

„Nun, mein Freund" — flüsterte Donna Josefa dem völlig betroffen dastehenden Friedensfürsten zu — „und das schöne Königreich Algarbien — wo ist es geblieben? — was wird aus dem Fürsten dieses neuen Paradieses werden?"

„Bei Gott — ich bin dupirt!" — rief Godoy laut — „die Hinterlist hat gesiegt ....."

„Ueber Deine eigne Hinterlist" — ergänzte Josefa leise — „denn ehrlich hast Du es auch mit Spanien nicht gemeint." —

„Ganz Frankreich ist in Bewegung" — rief Izquierdo fortfahrend — „es bringt ungeheure Opfer an Geld und Menschen, um Spanien zu überfluthen und ein neues Königreich zu erobern. — Zum erstenmale wage ich diese schreckliche Wahrheit auszusprechen" — fuhr er fort, als der Friedensfürst noch immer in tiefes Nachsinnen versunken, schwieg. — „Ich habe Gelegenheit gehabt, durch Verbindung mit

Staatsmännern, die das Vertrauen des Kaisers genießen, tiefer einzudringen in das Geheimniß des französischen Cabinets als jedes andere erschaffene Auge. Ich darf sagen, der Kaiser wünscht eine ablehnende Antwort, um nur einen Vorwand zu haben, starke und entscheidende Maßregeln zu ergreifen; die Befehlshaber der französischen Truppen in Spanien sind mit geheimen Instructionen im Bezug auf die königliche Familie versehen; es ist klar, daß der angebliche Zustand von Europa in den Augen Napoleons nichts Anderes fordert, als einen Prinzen aus seinem Hause auf den spanischen Thron zu erheben und daß die sogenannten Interessen der französischen Politik nicht dulden wollen, daß noch ein Zweig der Bourbons blühe auf dem Throne eines großen Reichs, das Frankreich so nahe liegt; ja noch mehr: die Politik Frankreichs führt mit England den unversöhnlichen Krieg auf Vernichtung seines Welthandels. Schon sind alle Häfen des Continents unter Napoleons Einfluß dem brittischen Handel verschlossen, nur noch fehlte es, die trefflichen Häfen Spaniens unter französische Botmäßigkeit zu bringen, um durch Continentalsperre Englands Welthandel zu vernichten.

„Napoleon hat mit uns gespielt, um uns sicher zu machen.“ — rief Godoy — „Er hat uns in einem Netze von Intriguen und Bajonetten gefangen. Es wird

Zeit sein, daß wir entschlossen handeln. Laßt mich allein."

Auf seinen Wink zog sich Izquierdo zurück. Auch Josefa wurde entlassen. Godoy fühlte das Bedürfniß allein zu bleiben, um zu überlegen und mit sich selbst ins Klare kommen zu können.

„Spanien" — so sprach er zu sich selbst — „befindet sich einmal in Napoleons Gewalt. Die Stimmung im Volke und Heere ist dem Könige und mir ungünstig. Was bleibt übrig, als: — Unterwerfung? Jeder Versuch des Widerstandes würde die Sache nur schlimmer machen."

Diese Betrachtungen gaben ihm die Richtung für den Rath, den er dem Könige zu ertheilen hatte. Er begab sich erst zur Königin, dann mit dieser zum Könige.

Die persönlichen Gefühle Carl's IV. waren furchtbar schmerzlich; aber sie kamen nicht in Frage bei diesen großen Bewegungen der Politik. — Ja noch mehr — es mußte sogar gute Miene zum bösen Spiel gemacht werden. Man versuchte in der That zu zögern, um nur erst Zeit zu gewinnen, sich zu besinnen, was in dieser Noth zu thun sei. Allein Napoleons Ungeduld sendete Couriere über Couriere — eine De-

peſche immer dringender und drohender an cathegoriſche Antwort mahnend als die andere. Endlich traf in Madrid ein Kammerherr vom franzöſiſchen Hofe ein, der — ungeheuere Ironie! — ein Geſchenk von 16 norrmänniſchen Wagenpferden von dem Kaiſer an den König überbrachte, nebſt einem freundlichen Handſchreiben des Erſtern, worin er anzeigte, daß er beſchloſſen habe, die Halbinſel ſelbſt zu beſuchen, nicht allein um das Vergnügen zu haben, ſeinen erhabenen Alliirten perſönlich kennen zu lernen, ſondern auch um freundſchaftlich, ohne Vermittelung durch die läſtigen Formen der Diplomatie, die Verhandlungen über die politiſche Lage Spaniens und Portugals zu beendigen.

Was Napoleon mit dieſem freundſchaftlichen Beſuch auf der Halbinſel beabſichtigte, fing man nun endlich an zu begreifen im Schloſſe zu Aranjuez, wohin ſich die königliche Familie nach dem Eintreffen jener unangenehmen Nachrichten zurückgezogen hatte. Man wußte recht gut, daß der Kaiſer nach der erſten Umarmung ſeines Herrn Bruders von Spanien, dieſen aus dem Lande jagen werde und entſchloß ſich endlich zu einer in den höflichſten Ausdrücken abgefaßten Antwort, worin es hieß:

„Seine katholiſche Maj. genehmige die Vereinigung der ſpaniſchen Provinzen zwiſchen den Pyrenäen

und dem Ebro mit dem französischen Reiche; und was die Entschädigungen beträfe für diese Abtretung und die des Königreichs Etrurien, so übergäbe man sich voll Vertrauen der Gerechtigkeit und Großmuth des Kaisers und hoffe, daß er nicht mit gleichgültigen Augen die Interessen eines Gouvernements betrachten werde, das ihm so viele Beweise von Treue, Anhänglichkeit und Hochachtung gegeben habe."

Aber Hoffnung ist das Letzte, was der Mensch sinken läßt. Trotz dieser Antwort wurden doch von Seiten des spanischen Hofes immer wieder neue Unterhandlungen angeknüpft.

Auch der Kaiser wünschte noch Zeit zu gewinnen. Es war ihm nicht entgangen, daß große Sympathien im spanischen Volke für den Thronfolger erwacht waren. Er mochte eine Vorahnung davon haben, worüber er später so bittere Erfahrungen machen mußte, daß ein großes edles Volk, wenn es in seinen heiligsten Interessen verletzt wird, so leicht nicht unterworfen werden kann. Er suchte seine Ungeduld zu bezähmen und hoffte noch immer durch Unterhandlungen und Intriguen weiter zu kommen als durch Gewalt der Waffen. Es wäre ihm erwünscht gewesen, die furchtsame Königsfamilie nach Amerika auswandern zu sehen, wie es der Prinz-Regent von Portugal, Don

João IV. gethan hatte*); Napoleon wollte sich nicht gern in seiner einmal beschlossenen Verdrängung des Königshauses durch die Anwesenheit der Königsfamilie geniren lassen. Er ließ deshalb dem Könige geeignete Vorschläge machen, denen er dadurch den Schein von Freundschaft zu geben suchte, daß er das frühere Project einer Heirath zwischen dem Prinzen von Asturien wieder aufnahm und viele Wohlwollensversicherungen hinzufügte. Zugleich suchte er den Friedensfürsten einzuschüchtern, indem er gegen mehrere Personen seiner Umgebungen sehr tadelnd und wegwerfend über ihn sprach. Damit verband er aber die Entwickelung einer imposanten Kriegsmacht, die dem spanischen Königshause wieder Furcht einjagen mußte. Ueber Napoleons Absichten konnte kaum noch ein Zweifel obwalten. Hunderttausend Mann seiner besten Truppen hatte er nach Spanien geschickt, ohne das in Portugal unter Junot stehende Heer zu rechnen. Und nur 20,000 Mann durfte er nach der Convention, die dem Tractat von Fontainebleau angehängt war, dorthin senden. Noch mehr: Spanische Festungen waren durch französische Truppen tractatwidrig theils

*) Diese Auswanderungsgeschichte ist erzählt in des Verfassers historischem Roman: „Das Haus Braganza," erste Abtheilung: „Don João IV. und sein Hof." (Leipzig bei Taubert 1839).

überrumpelt, theils mit List besetzt worden und um keine Zweifel mehr über die Absichten des Kaisers zu lassen, hatte Junot, indem er Portugal besetzte, in einer Proclamation erklärt, daß er die Totalität von Portugal (ohne Rücksicht auf die verabredete Theilung) für Frankreich administriren lassen werde. Endlich rückte des Kaisers Schwager Mürat heran und die Ankunft des Kaisers selbst war angekündigt.

Alle diese Umstände, die dem sorglosen Volke zum Theil noch verhüllt waren, mußten auf Godoy, so wie auf den König und seine Familie den tiefsten Eindruck machen.

„Alles ist verloren" — rief der Friedensfürst dem Könige zu — „wenn Ihre Maj. sich nicht entschließen werden, den Zorn dieses mächtigen Gebieters durch Nachgiebigkeit zu versöhnen und das kann unter jetzigen Umständen nur geschehen, indem Sie Ihre Residenz nach Mexico verlegen. Es giebt ohnehin keine Sicherheit mehr für legitime Könige in Europa. Nur die neue Welt bietet den Monarchen Europas noch eine Zufluchtsstätte dar. Ihre Majestät besitzt dort Colonien, die dreimal größer sind als das ganze Königreich Spanien. Auch dort herrschen Bewegungen. Die Engländer bedrohen Neuspanien. Nur die Anwesenheit Ihrer Majestät kann dieses Land retten, das die Goldgruben der Monarchie enthält. Die Po-

litik Ihres Hauses fordert gebieterisch die Versetzung des Throns nach Merico."

So gelang es dem gewandten Günstlinge leicht, dem geängstigten Könige die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes begreiflich zu machen. Der König selbst war kränklich und sehnte sich nach Ruhe; die Königin verlangte nichts, als eine reizende Zurückgezogenheit, um nur für ihren geliebten Manuel leben zu können; der Friedensfürst sah in Europa alle seine Pläne und Hoffnungen gescheitert und wünschte wenigstens seine reichen Besitzungen in Merico aus den Trümmern eines königlichen Vermögens retten zu können. So sahen alle Drei — die Merico und dessen Verhältnisse wenig kannten — dort das Eldorado, wo alle ihre Wünsche erfüllt werden würden und von solchen Betrachtungen bestürmt, beschloß endlich Carl IV. die Auswanderung.

Um keinen Widerstand zu finden, wurde verabredet, der königliche Hof sollte unter dem Vorwande seiner geschwächten Gesundheit wegen ein milderes Clima aufsuchen zu müssen, seine Residenz vorläufig nach Sevilla verlegen. Dort könnten dann unbemerkter die weitern Vorkehrungen zu einer Reise übers Meer getroffen werden.

Es war nothwendig, für diese Zwecke eine Flotte auszurüsten, durch Truppenbewegungen die Reise des

Königs zu decken und die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen. Die erstern beiden Maßregeln konnte Godoy als Generalissimus anordnen, ohne sich über den Zweck derselben zu erklären. Allein die letztere nicht. Das Ministerium mußte davon in Kenntniß gesetzt werden und das geschah. Der Friedensfürst reisete ab nach Madrid, um in seinen eigenen Angelegenheiten die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; die Minister aber benutzten die Abwesenheit des alles geltenden Günstlings, um mit aller Energie, die sie wagen durften, aufzubieten, dem König von diesem Vorhaben, das ihre eigene glänzende Existenz bedrohte, abzurathen. Der Marquis von Caballero, sonst ein unterwürfiger Diener des Königs, führte dabei das Wort mit einer Energie, die den König ängstigte und mit so überzeugenden Gründen, denen der schwankende Monarch nicht widerstehen konnte. Er gab daher an den Minister Caballero sein Wort, daß die Idee der Reise aufgegeben sei.

In Madrid hatten sich indeß unbestimmte Gerüchte von einer beabsichtigten Auswanderung der königlichen Familie verbreitet, diese erhielten aber bald durch Vorkehrungen zu einer größern Reise, die man im Palaste des Friedensfürsten und im Hôtel der Gräfin von Castillo Fiel bemerkt haben wollte, noch mehr Bestimmtheit; Schaaren von neugierigen oder ängst-

lichen Personen stürmten hinaus nach Aranjuez. Der Schloßplatz des königlichen Palastes füllte sich mit Menschen. Keine Seele dachte daran, Gewalt zu gebrauchen; indeß die Aengstlichkeit des Königs sah in diesen Bewegungen schon die Vorboten von Anarchie und Revolutionen und deshalb entschloß er sich, an das Volk eine Proclamation zu erlassen, die mit den außer Gebrauch gekommenen Worten anfing: **Amados Vasallos mios!** (meine geliebten Vasallen!) worin Carl IV. erklärte, daß die Zusammenziehung von Truppen nicht den Zweck habe, die Person des Königs zu vertheidigen, noch ihn auf einer Reise zu begleiten, welche nur Böswillige als nothwendig hätten voraussetzen können. Die französische Armee habe übrigens die friedlichsten und freundschaftlichsten Absichten — eine Erklärung, womit freilich der Schluß bedeutend im Widerspruche stand, der so lautete: „Uebrigens vertraut der König im Fall des Bedarfs, daß er in der Ergebenheit seiner Unterthanen seine Stütze finden werde."

Diese ungenügenden Zusicherungen waren jedoch hinreichend, die leichtgläubige Menge zu überzeugen und zu erfreuen. Ihr Freudengeschrei erfüllte die Luft und das Vivatrufen des Volks gab dem Könige den Muth, umgeben von seiner Familie, auf dem Balcon zu erscheinen, wo ihn die lebhaftesten Acclamationen empfingen.

Diese Beweise von Vertrauen und Liebe hätten einen tiefen Eindruck auf den Monarchen machen sollen. Aber vielleicht schon nach wenigen Augenblicken war ihm diese Zusicherung gereuet. Denn kaum war Godoy zurückgekehrt, so sah man schon wieder aus allen Anstalten, daß es dennoch Absicht des Königs sei, das dem Volke und den Ministern kaum gegebene Versprechen nicht zu halten und die Auswanderung aus Europa dennoch stattfinden zu lassen.

Schon war die ganze spanische Armee unter Godoy's Oberbefehl Etappenweise aufgestellt, um die projectirte Reise der königlichen Familie zu unterstützen. Diese bestimmtere Bewegung der Truppen hatte aber aufs Neue die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die ganze Volksmenge befand sich in der ängstlichsten Spannung. Diese erhöhte sich noch durch Godoy's Maßregeln, der gleichsam mit gewaffneter Hand die Hoffnungen vernichten zu wollen schien, welche der Prinz von Asturien und dessen Anhang auf die Weigerung des Königs gegründet hatten.

Der Hof befand sich damals in Aranjuez. Dort sah man, gegen alles Herkommen bei ähnlichen Gelegenheiten, nicht allein alle spanischen Regimenter von der Garde aus Madrid eintreffen, sondern auch

die wallonischen Garderegimenter, die in andern Theilen der Mancha cantonirt hatten, einrücken. Zu derselben Zeit erfuhr man, daß die spanischen Truppen, die schon auf dem Marsche nach Portugal waren, zurückgerufen und auf Cordova, Sevilla und Cadix hin dirigirt waren. Nicht weniger war bekannt geworden, daß die Administration der Marine in dieser letztgedachten Stadt den Befehl erhalten hatte, mehrere Kriegsfahrzeuge in Bereitschaft zu setzen.

Das Alles waren Umstände, die keine Zweifel mehr darüber ließen, daß die einer Flucht gleichende Abreise der königlichen Familie, trotz der feierlichsten Versprechungen, dennoch im Geheim beschlossen sei. Das genügte aber, um die Aufregung des Volks von Madrid und der ganzen Mancha aufs Höchste zu steigern. Dort überall war man gewohnt, von dem Aufwande des Hofes zu leben. Man sah sich durch die Entfernung desselben in allen Erwerbsquellen bedroht und tausende von jetzt wohlhabenden Familien würden damit die Mittel zu einer behaglichen Subsistenz verloren haben. Kaum bedurfte es noch irgend einer Anstrengung, diese Aufregung noch künstlich zu erhöhen, um eine offene Empörung hervorzurufen; doch auch daran sollte es nicht fehlen und immer drohender zogen sich die Wetterwolken eines Volkssturms über dem Haupte des verhaßten Günstlings zusammen.

Godoy sah die Gefahr herannahen und fühlte seine Macht gelähmt im Bemühen, sie zu beschwören.

Das war das entsetzliche Fatum dieses vom Glück verwöhnten Günstlings, daß er sich in dem Zustande eines Scheintodten befand, der alle Vorbereitungen zu seiner Einsargung und Beerdigung als noch Lebender mit anhören muß, ohne die Macht zu haben, nur mit einem Finger zu zucken, um in der entsetzlichsten Todesangst ein Lebenszeichen von sich geben zu können.

Am 17. October 1808 wogte das Volk in den Gärten von Aranjuez und die Alleen, welche die breiten Straßen der freundlichen Stadt durchschneiden, waren mit Gruppen von Menschen gefüllt, in denen geheimnißvolle Reden geführt wurden. Zwischen durch sah man Truppenzüge und herüber aus den Soldatenreihen und hinüber aus dem Volkshaufen wurden Zurufe und seltsame Reden gewechselt, aus denen sich auf gewisse Sympathien und Einverständnisse schließen ließ.

„Ihr wollt uns den König entführen, Soldaten" — riefen die Bürger. — „Wir werden Euch nicht hindern, ihn zurückzuhalten" — antworteten Jene. — „Ueber unsere Leiber gehe sein Weg" — schrie ein brauner Manchego*) — „werfen wir uns vor dem

*) Bewohner der Mancha.

Wagen des Königs nieder.“ — „Iſt es denn wahr, Tio*) Pedro, daß dieſer verhaßte Guitarrenſpieler uns den König entführen will?“ — fragte einen Embozado, der rechts und links Geld austheilte — ein kräftiger Majoral mit dem breiten Sonnenhut, kurzem Mantel und tauſend Knöpfen an der braunen Jacke und den kurzen Beinkleidern, der ein tüchtiges Meſſer in der rothen Leibbinde ſtecken hatte. —

„Nicht anders, Caballero!“ — entgegnete der Gefragte — „und wenn Ihr helfen wollt, die Monarchie zu retten, ſo wird man dem Prinzen von Aſturien beiſtehen, den Thron zu beſteigen.“ —

„Muerran — dieſer Guittarrero**)!“ — rief der Majoral und legte die Hand an den Griff ſeines langen Meſſers mit einem Ausdruck ſeiner markirten Geſichtszüge, der Grauſen erregte.

„Muerran — a todos los Demonios***)!“ — grollten zehn Andere halb laut zwiſchen den Zähnen mit gleich ausdrucksvollen Geberden.

„Wohl geſprochen, Caballero“ — rief der Embozado — und theilte aufs Neue Geld aus unter die

---

*) Oncle — eine gewöhnliche trauliche Anrede an Männer, die man achtet.

**) Er ſterbe, dieſer Guitarrenſpieler.

***) Er ſterbe zu allen Teufeln! —

ihn umdrängende Volksmenge. — „Da trinkt, wenn es beliebt, auf das Wohl Seiner Hoheit, des Prinzen von Asturien.“ —

„Er lebe noch tausend Jahre!“ — antwortete jeder Empfänger eines Geldstücks.

„Und die heilige Jungfrau von Apocha verhelfe ihm bald zur Krone Spaniens!“ — entgegnete der Embozado.

„Zum Heil der ganzen Christenheit“ — fiel eine schöne junge Frau aus dem Volke mit zwei Kindern auf den Armen ein.

„Und wollen alle heiligen Jungfrauen der Halbinsel nicht helfen“ — rief ein junger andalusischer Majo in malerischer Landestracht und zückte dabei sein Messer halb aus der Scheide — „en verdad *) — da soll das Eisen helfen.“ —

„Nur keinen Königsmord — meine Freunde“ — erklärte der Embozado — „wir sind Spanier — keine jämmerlichen Franzosen.“

„Aber, Tio Pedro“ — nahm ein bekannter Contrebandista **) mit kühnen unternehmenden Augen das Wort — „So ein Guittarrero ist doch bei Gott noch kein König — und damit er es nicht werde,

---

*) In Wahrheit.

**) Schleichhändler.

schiebe man ihm das kalte Eisen zwischen die Rippen." —

„Gewiß, Sennor — dergleichen pflegt übermüthige Günstlinge bescheiden zu machen" — höhnte der früher erwähnte Majoral und die Menge begab sich aus einander; die Geld empfangen hatten, zogen sich nach der Venta de San Salvador vor dem Madrider Thore von San Ildefonso — um dort zu trinken und die Sache weiter zu besprechen.

Dort vor dem Thore der Venta unter der Linde war viel Volk versammelt; man hörte einzelne Stimmen Verwünschungen brüllen und die ausdrucksvollen Bewegungen dieser braunen, wetterfesten Männer ließen nichts Gutes erwarten.

In diesem Augenblicke schlüpfte ein tief verschleiertes Frauenzimmer vorüber in schwarzer Mantilla und Basquina. Den über den Kopf und Rücken geschlagenen dichtgewebten Spitzenschleier hielt sie mit zarten Fingern dicht unter dem Kinn zusammen, so daß man nichts von ihr sehen konnte als die Spitze ihrer Nase und die brennend schwarzen Augen. Als sie im Getümmel das Wort Guittarrero — mit Verwünschungen aussprechen hörte — blieb sie wie gefesselt vom Entsetzen einige Augenblicke stehen und wie darauf das furchtbare Muerran! ertönte — es sterbe dieser **Principe de la Paz** — da entfiel ihr die Hand, wo-

mit sie den Schleier zusammenhielt und aus bleichen Gesichtszügen und großen schwarzen Augen, starrten Blicke des Entsetzens hinein in die aufgebrachte Menge.

„Wer ist die Donna? — was will die Signora? — **Ah que es bella***)" — rollte es durch die Menge.

„Bei der Seele meiner Mutter" — rief ein braunes Weib aus dem Volke mit wildem, struppigem Haar — „es ist Josefa Tudo — die Buhlerin des Guitarrenspielers."

„Schlagt sie todt, die Sünderin!" — brüllte die Volkswuth um sie her. —

„Tödtet mich, Caballeros!" — entgegnete sie mit flehender Stimme — „aber bei der heiligsten Jungfrau vom Pfeiler, thut ihm nichts zu leide — der mein Geliebter — vor Gott mein Gatte ist." —

„Was sagt sie da?" — schrie man hier und dort — „ihr Gatte — welche Lüge! — er ist ja vermählt mit einer Prinzessin von Geblüt." —

„Auch mit diesem Engel der Schönheit" — sprach der vorhin genannte Verhüllte, der der Menge bis hieher gefolgt war — „sie ist die unschuldig Betrogene — durch Priesters Hand ihm angetrauet — der Sünder ist Er — sie ist schuldlos. Ein braver Caballero verletzt kein Weib. Donna Josefa — erlaubt mir

---

*) Ah, wie schön sie ist! —

Euren Arm, damit ich Euch aus dem Getümmel führe!"

Damit bot er ihr mit ritterlichem Anstande den Arm und der dabei sich öffnende Mantel ließ auf einen Augenblick sein Gesicht und seine jugendlich schöne Gestalt erkennen.

Ein Murmeln der Bewunderung folgte Beiden — denn der Spanier auch aus den geringsten Ständen hat Empfänglichkeit für ächt ritterliches Wesen.

„Wohin soll ich Euch führen, Sennora?" — fragte der Embozado, als er sich mit ihr einige Minuten später in der großen Lindenallee von Aranjuez, befreit vom Volksgedränge, befand.

„Zu meinem unglücklichen Gemahl, Sennor — wenn es beliebt;" — entgegnete sie.

„Ich beglücke damit — und rette vielleicht meinen Todfeind" — entgegnete er gepreßt — „indeß geschehe, wie Ihr wünscht, Sennora Donna — man soll nicht sagen, Don Pedro, Graf von Montijo, habe aus Rachsucht einer schönen Frau einen ritterlichen Dienst versagt." —

„Jesu Maria und Joseph" — rief sie — „Sie sind der Sohn des Marquis von Mansilla, der Geliebte meiner Freundin, Donna Elena?" —

„Derselbe — Donna Josefa — der unglückliche Verrathene, Verfolgte, den man für die Ehrenrettung

der Prinzessin von Asturien mit Verbannung nach der Sierra Leona bestrafte — der Verzweifelnde, dem man seine Geliebte raubte — die er nie wieder finden wird, wenn nicht ein Wunder geschieht."

„Das Wunder geschehe — Don Pedro" — sprach Josefa ernst und feierlich weich, indem sie stehen blieb — „Donna Elena war meine Freundin — in den Stunden ihrer und meiner schwersten Seelenleiden. Das Unglück — wenn auch von verschiedener Art hatte uns verschwistert — meinen Einfluß auf den Mann, der ihr Geschick in seiner Hand hatte, war es gelungen, es zu mildern, und statt in ein Kloster von der strengsten Regel gesperrt zu werden, befindet sie sich in einem der mildesten Regel unter liebevoller Aufsicht einer achtbaren Matrone — der Aebtissin Donna Antonia in dem Carmeliter Kloster Spirito Santo, am Fuße des Gebirgs." —

„Dort — als Geweihte des Herrn?" — rief Don Pedro schmerzlich aus — „weh! — sie ist für mich verloren!" —

„Nicht verloren" — entgegnete Josefa. — „Noch hat sie nicht die Gelübde abgeleistet und nicht den Schleier genommen, der sie ewig trennt von der Welt. Ich besuche sie wöchentlich, seitdem der Hof sich zu Aranjuez befindet und habe ihre Hoffnung aufrecht erhalten, ihre Zurückberufung zu bewirken, Don Pedro

— doch in diesem Punkte war mein Gemahl verschlossen und unzugänglich — Elena indeß liebt und hofft!" —

„O wie glücklich machen Sie mich!" — rief der junge Graf von Montijo aus und küßte ihr die Hand.

„Eine edle That, Don Pedro belohnt sich selbst."

„Nun dann verpflichtet mich Dankbarkeit, Sie zu bitten, ihren Gatten zu warnen, daß er die Abreise der königlichen Familie hintertreibe, denn für ihn möchten die Folgen die unglücklichsten sein. Die Volkswuth, einmal losgebrochen, würde sich nicht mehr zügeln lassen."

„Ich fürchte, es wird zu spät dazu sein" — entgegnete Josefa — „indeß stelle ich sein Leben unter den Schutz der Großmuth eines edelherzigen Mannes." —

„Höchstens das Leben — könnte ich ihm retten" — versetzte Don Petro — „sei es auch mit Gefahr des Meinigen. Aber damit wäre immer noch wenig geholfen. Wird er ergriffen, so dürfte ein schweres Gericht über ihn ergehen."

„Er müßte verkleidet entfliehen!" — äußerte Josefa fast zitternd. —

„Das wird ihm schwerlich gelingen, Donna Josefa — und würde er erkannt auf der Flucht, so wäre sein Leben desto gewisser verloren."

„O Jesu — Jesu!“ — rief sie aus und schlüpfte in eine der Seitenpforten des ungeheuren Palastes, den der Friedensfürst zu Aranjuez bewohnte.

Indeß herrschte im königlichen Palast von Aranjuez die allergrößte Bestürzung und Verwirrung. Der Abend dämmerte schon und färbte die ohnehin dunkle Lacksteinfarbe des seltsam geformten Gebäudes noch düsterer. Dessen zahllose Thürmchen und Schieferdächer ragten unheimlich in die mit Gewölk umzogene grau werdende Nachtluft hinein. Die herbstlich gelben Blätter der prachtvollsten Baumalleen in der Welt, flatterten nieder auf die Köpfe von vielen Tausenden von Menschen aller Stände, die vom Schloßplatz hinaufstarrten nach den Hauptbalkons des Palastes und von Zeit zu Zeit einen Ausruf erschallen ließen, der verrieth, daß sie wünschten, ihren König zu sehen.

Auf diesen Ruf zeigte sich der König, umgeben von seiner Familie; aber sein Angesicht war bleich, seine tiefliegenden Augen starrten unstät und ängstlich über die ungeheure Volksmenge dahin und seine Haltung, die sonst so viel stolze Würde hatte, war unsicher geworden.

„Hier bleiben! — hier bleiben!“ riefen einige

Stimmen in der Menge, deren leises Murmeln wie ein Gewitterschauer über die Menschenwogen dahin rollte.

Der König machte ein Zeichen, daß er bleiben wolle. Das war das zweite Versprechen, das der schwache König seinem Volke gegeben hatte und dieses glaubte vertrauend daran, um sich zum zweitenmale täuschen zu lassen. Die Menge verlief sich nur, um andern Platz zu machen, welche dieselbe Versicherung zu erhalten wünschten. —

Wir wissen, daß Godoy mit seinem anfänglichen Rath gegen Caballero's Meinung bei dem schwankenden Könige durchgedrungen war. Der Friedensfürst, selbst von Todesangst gepeinigt, hatte mit den glühendsten Farben die Gefahren zu schildern gewußt, die Leben und Freiheit Seiner Majestät bedrohten, wenn er nicht nach Sevilla und von da nach Merico abreisen sollte. Indeß schon seit zwei Tagen waren das Schloß und die Stadt Aranjuez von der halben Bevölkerung von Madrid und aus der Mancha belagert, und immer deutlicher trat die Abneigung der Garderegimenter diese Flucht des Königs zu befördern, hervor. Man hatte den König nur auf dem Balcon erscheinen lassen, um das Volk zu täuschen und um es zu bewegen, aus einander zu gehen. Es war ein heilloses, verruchtes Spiel, was Carl IV. und

sein Günstling mit einem edlen Volke trieb, denn Godoy beredete leicht den König, mit seiner Familie in der nächsten Nacht heimlich und ohne Gefolge abzureisen. Man solle in Mäntel gehüllt im Dunkeln zwischen den dichten Tarushecken der Gärten von Aranjuez hindurch sich nach der Casa del Labrado hinschleichen; dort würden gemiethete Chaisen von schlechtem Ansehen die königliche Familie aufnehmen und unerkannt weiter führen. Vor dem Hauptportale des Schlosses aber sollten die königlichen Equipagen abfahren, die berittenen Garden aufmarschiren, und mit der Trompete solle das Zeichen zum Aufbruch gegeben werden, um die Aufmerksamkeit des Volks von dem geheimen Fluchtweg abzulenken.

Dieser unwürdige Plan fand bei dem Könige und der Königin Beifall.

„Das dumme Volk" — sprach der König — „möge immer so lange bis wir in Sicherheit sind, glauben, die Abreise solle nicht statt finden." —

„Allerdings Sire, das wird sehr nützlich sein" — sprach der Günstling — „allein ich möchte doch mich erkühnen, Ew. Majestät den unmaßgeblichen Rath zu geben, Seine Hoheit, den Prinzen von Asturien über diesen Gegenstand in Ungewißheit zu lassen. Man will bei Gelegenheit dieser Volksbewegungen sowohl den berüchtigten Canonicus Escoiquez, als auch

den Herzog von Infantado verkleidet unter der Menge gesehen haben und ein gewisser Don Pedro, Sohn des Marquis von Montijo, den Ew. Maj. die Gnade hatte, zum Obersten bei einem Regimente in Mexico befördert zu haben, scheint von dort desertirt zu sein; wenigstens wollen Personen, die ihn aus früheren Verhältnissen kennen, ihn als Embozado mitten in der bewegten Volksmenge Geld vertheilend und aufregend bemerkt haben. Nichts ist leider gewisser als daß ein neues Complott gegen den Thron Ew. Maj. und das kostbare Leben der Königin im Finstern angesponnen ist, dem der Prinz von Asturien unmöglich fremd sein kann."

„Manuel" — sprach der König, ihn anstarrend, wie ein halb Wahnsinniger — „ich fühle, wir stehen am Vorabend großer Bewegungen. Helfe Gott und rette wenigstens unsere arme Seele."

Aber an Höfen, wo die Blicke von tausend Personen auf den einen Herrn gerichtet sind, kann nichts geheim bleiben. Die Absicht des Königs im Geheim abzureisen, wurde verrathen, schon durch das Einpacken von Kostbarkeiten und tausend kleiner Bedürfnisse, die mitgenommen werden sollten. Es war ein rastloses Hin- und Herrennen im ganzen Schloß, das ängstliche Durcheinanderlaufen eines aufgestörten Ameisenhaufens.

Auch Fernando hatte auf solche Weise die Absicht des Königs erfahren. Er hatte es aus einem gewissen Schamgefühl vermieden gehabt, seine verrathenen Freunde und Anhänger — Escoiquez, Infantado und Andere wieder zu sprechen; obgleich er wußte, daß sie unten im Volkshaufen im Geheim für ihn thätig waren. Indeß wollte er sich in keine neuen Complotte gegen die Absichten des Königs einlassen. Die Folgen der frühern Verbindung dieser Art lagen ihm noch zu schwer und niederschlagend im Gedächtniß, um sich entschließen zu können, sich der Gefahr gleicher Unannehmlichkeiten auszusetzen. Gleichwohl erweckte es ihm ein besonderes Selbstvertrauen, wenn er von allen Seiten Beweise von Anhänglichkeit empfing, indem er hörte und sah, wie das Volk und die Garden ihre letzten Hoffnungen auf seine Standhaftigkeit gesetzt hatten, und das gab ihm den Muth eines wenigstens passiven Widerstandes. Und in dieser Stimmung erklärte er einem jungen Officier von der Garde, dem er besonders wohlwollte: „wisse, in dieser Nacht wird der König abreisen — ich aber werde hier bleiben.“ —

Diese Aeußerung erzählte der junge Gardeofficier seinen Cameraden, und durch diese verbreitete sie sich schnell unter der harrenden Volksmenge. Hier und dort wurde dem Prinzen von Asturien ein Viva!

gebracht. Ein solcher Ausruf gab ihm die Ueberzeugung, daß seine vorgedachte Aeußerung — im Volke bekannt geworden sei; dem argwöhnischen Charakter des Königs aber galt dieser Ruf als eine Bestätigung des von Godoy angeregten Verdachts, daß Fernando dieser Volksbewegung nicht fremd sei.

Godoy hatte sich weißlich weder auf dem Balkon noch an einem der Fenster des Schlosses gezeigt. Er befand sich beständig in den innern Gemächern der königlichen Familie, von wo aus er wie die Spinne in der Mitte ihres Netzes, ein System von Spionerie leitete, das ihn beständig mit Nachrichten versah von Allem, was außerhalb des Kreises, wohin er gebannt war, vorging. Daß diese eben nicht beruhigend waren, läßt sich denken. Gern hätte sich Godoy zurückgezogen um die Flucht für sich allein zu versuchen; allein sobald er nur ein Wort davon fallen ließ, waren der König und die Königin außer sich.

„Du bist unsere einzige und letzte Stütze, Manuel" — sprachen Beide, indem jede der geängstigten Majestäten eine der Hände des verlegenen Günstlings fest hielt — „wenn Du uns auf dieser gefährlichen Reise nicht begleiten wolltest — so würden wir ja umhertappen wie Blinde in der Irre. — Wem anders könn-

ten wir vertrauen? — wir wissen weder Weg noch Steg und können doch unmöglich mit den Leuten selbst das Nöthige besprechen und uns so ohne Stab und Stütze hinaus wagen in die weite Welt. Und heiligste Madonna vom Pfeiler — wenn uns ein Volkshaufen begegnete."

„Dann eben, Sire" — versetzte der gewandte Günstling — „wird sich die Gefahr nur um so höher steigern; weil ich, wie Ew. Majestät wissen, der Gegenstand des ungerechtesten Volkshasses bin — man beneidet mir mein Glück und die Gnade Ew. Majestäten — das ist der einzige nur denkbare Grund..."

„In diesem Falle, Manuel" — sprach der König mit einer erkünstelten Entschlossenheit — „würde es für Dich keinen Schutz geben, als in der Mitte Deiner Garden....."

„Auch denen ist nicht zu trauen" — versetzte Godoy." —

„Oder" — fuhr der König fort — „oder in unserer Mitte. Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Majestät, die jeder Spanier achtet, würde Dich schützen." —

Godoy verneigte sich stumm, weil er fühlte, daß er sich dagegen keine Bemerkung erlauben dürfe, ohne den König auf der empfindlichsten Seite zu kränken, und nur mit Mühe wirkte er sich die Erlaubniß aus,

ſich nach ſeinem Palaſt zurückbegeben zu dürfen, um dort noch einige Anordnungen für die Reiſe zu treffen.

Das geſchah denn auch in der Abenddämmerung in der Umhüllung eines Embozado, welche völlig unkenntlich macht und woran Niemand ſich zu vergreifen wagt. —

In ſein Cabinet eintretend, wozu er den Schlüſſel immer bei ſich zu tragen pflegte, empfing den zurückkehrenden Friedensfürſten ſeine reizende geheime Gattin Joſefa Tudo, die mit betend empor gehobenen Händen auf ihren Knien lag. Sie war dorthin auf dem nur ihr bekannten Wege durch eine geheime Tapetenthür gekommen.

Dagegen befand ſich in den Staatszimmern des andern Flügels des Palaſtes des Friedensfürſten, deſſen hohe officielle Gemahlin, von ihren Hofdamen umgeben, mit einer feinen Stickerei von orientaliſchen Perlen auf Sammet beſchäftigt. Ihre Schweſter Donna Maria Louiſa, zweite Tochter des Infanten Don Luiz — eines Bruders Carls III., war bei ihr und erzählte leiſe von den Volksbewegungen die der Prinz von Aſturien wieder gegen ſeinen königlichen Vater aufgeregt haben ſolle.

Auch die junge Tochter des Friedensfürsten, Prinzessin Isabella, war anwesend; doch saß sie entfernt von Beiden mit ihrer jungen Gesellschafterin plaudernd und nahm an der Unterhaltung ihrer Mutter und Tante nicht Theil.

So oft die Letztere den Prinzen nannte, flog eine leichte Röthe über ihr südlich dunkles Antlitz, und es war dabei schwer zu errathen, ob es Folge des Unwillens und der Beschämung war, darüber daß dieser Prinz ihre Hand ausgeschlagen hatte — oder eine geheime glühende Leidenschaft, welche die tief fühlende junge Prinzessin während der Zeit, als sie ihn für ihren Verlobten hielt, für ihn gefaßt hatte. In der That, eine Mischung von beiden Gefühlen schien sich in ihren schwarzen, sprechenden Augen zu verrathen; so verschlossen sie auch war, schon aus weiblichem Stolz, weil sie keinem Menschen das Recht zugestehen wollte, eine Schwäche ihres Herzens zu sehen, die ihr manche heimliche Thräne in stillen Nächten gekostet hatte.

Während Beide mit gedämpfter Stimme sprachen und die Hofdamen entfernt auf Tabourets saßen, ohne sich zu erlauben in Gegenwart der Prinzessin wortlaut zu werden, waren bereits Lichter angezündet, und auf den silbernen Armleuchtern im hohen glanzvollen Gemach brannten zahlreiche Wachskerzen.

Die ſchweren Seitenrouleaux waren niedergelaſſen und auf dem ſchon dunkelnden Platz vor dem Palaſt des Friedensfürſten ertönte immer lauter ein Geſchrei, die tiefe Stille, die im Innern dieſer prunkenden Gemächer herrſchte, unterbrechend. —

Die Kammerherrn, die im Hintergrunde des Gemachs ſtanden, warfen einander bedenkliche Blicke zu und die Damen ſahen mehr aufhorchend neugierig, als beſorgt ſich nach den Tönen dieſer unruhigen Bewegung um.

„Donna Camera Major!“ — rief die Friedensfürſtin mit einem leiſen Wink ihres Fächers — und die wohlbeleibte ältliche, etwas ſtark geſchminkte Dame, die den Rang einer Oberhofmeiſterin bekleidete, erhob ſich, machte eine tiefe Verbeugung und nahte ſich ihrer Gebieterin auf einige Schritte.

„Liebe Condeça“ — ſprach die Fürſtin gütig — „ich wünſchte wohl zu wiſſen, ob mein Gemahl noch nicht zurückgekehrt iſt aus dem Palaſte von Aranjuez — es wird Zeit ſein, dieſe unruhigen Leute vom Pöbel, die uns mit ihrem Geſchrei incommodiren, durch die Garden vertreiben zu laſſen.“

„Seine Hoheit iſt noch nicht zurückgekehrt“ — antwortete die Camera Major — „ich habe Befehl gegeben, die Rückkehr des erlauchten **Principe de la Pax** ſogleich zu melden.“

„Gut — indeß — was meldet man Neues vom Schloß?“ —

„Die Abreise seiner Majestät wird dennoch in dieser Nacht — und zwar im strengsten Incognito ohne Gefolge vor sich gehen.“ —

„Wie, im Geheim und ohne Gefolge? — welche Entwürdigung der königlichen Majestät!“ — rief die Friedensfürstin gegen ihre Schwester gewendet — „Und in diesem Falle“ — fuhr sie fort — „wird sich hoffentlich mein Gemahl nicht so weit erniedrigen diese geheime Flucht mit zu machen.“

„Man spricht indeß davon, Hoheit“ — entgegnete die Camera Major. —

„Das schmeckt denn doch bei Gott und der heiligen Jungfrau“ — sprach sie zu der Prinzessin Maria Louisa — „ein wenig stark nach dem Pöbel, der jetzt regieren zu wollen scheint.“ —

Die Camera Major zog sich auf eine verneigende Bewegung des Kopfes der stolzen fürstlichen Frau zurück, und diese setzte ihr Gespräch mit ihrer Schwester noch leiser als vorher fort.

„Er ware im Stande“ — sprach sie gepreßt — „die Rücksichten gegen mich so weit aus den Augen zu setzen, daß er abreiste, ohne von mir Abschied genommen zu haben. Ist es nicht genug, jede Herrschaft der Seele aufbieten zu müssen, um Regungen

der Eifersucht kein Gehör zu geben, die ach! vielleicht nur zu gerecht sind! — Liebste Maria Louisa, ich fürchte fast, mir eingestehen zu müssen, daß er mir auch öffentlich nicht mehr die schuldigen Rücksichten erweiset." —

Und in der That, wer in diesem Augenblick die hohe Fürstin im Glanz einer reichen Toilette, in den Umgebungen einer fürstlichen Hofhaltung dasitzen sah, mußte mit ihr fühlen, was sie angedeutet hatte. Ihre feinen, fast idealen Gesichtszüge, die sonst so kalt und abgeschlossen sich zeigten, hatten jetzt einen Ausdruck von Verkümmerniß so, daß sie in der That bei der blassen Gesichtsfarbe und etwas abgemagerten Form, einer geknickten und dahin welkenden Lilie glich. Ihr Stolz schien in diesem Augenblick gebrochen zu sein und der Schmerz in ihren Augen gestand mehr tieferes Weh als ihr halb zurückhaltendes Geständniß auszusprechen wagte.

„Es ist ein Unglück" — fuhr sie noch leiser und gepreßter fort — „wenn man sich, wie durch Zaubermacht gezwungen sieht, einen Mann zu lieben, dessen Herz solche Gefühle nicht zu erwidern vermag und ohne Zweifel beglückten Nebenbuhlerinnen gehört."

„Heiligste Mutter der Gnaden!" — rief die Infantin Maria Louisa mit gedämpfter Stimme aus — „Du hast es ausgesprochen, was auch meines inner-

sten Gefühlslebens tiefstes Geheimniß war. — Auch ich liebe den mir bestimmt gewesenen Mann, der mich kaltherzig verworfen hat." —

Plötzlich krachte ein Schuß unten auf der Straße — Trompeten-Töne hörte man in der Ferne — allgemeiner Tumult — gleich darauf klirrten eingeworfene Fensterscheiben im Palast des Friedensfürsten — Volksgeschrei unten — Zittern und ängstliches Hin- und Herrennen oben. — Die Kammerherrn stürzten hinaus — die Damen waren in Bewegung wie eine Heerde vom Gewitter eingeschüchterter Schafe. —

Die Prinzessin Friedensfürstin stand auf. Ihre noch eben so bewegt gewesenen Gesichtszüge versteinerten sich wieder. — „Was wird es sein" — sprach sie — „die Garde meines Gemahls wird beschäftigt sein, den Platz vom Pöbel zu reinigen. Begeben wir uns in mein Boudoir, Louisa — um dort wenigstens vor Steinwürfen gesichert zu sein. — Die Damen sind entlassen." —

Arm in Arm zog sie sich mit der Infantin, ihrer Schwester zurück. Als Beide im Boudoir der Friedensfürstin allein waren, fielen die beiden unglücklichen Schwestern einander in die Arme.

„Möge kommen, was da wolle" — sprach die Infantin Maria Louise zu ihrer Schwester — „un-

glücklicher als wir jetzt schon sind, können wir nie werden."

„Gewiß nicht" — entgegnete die Friedensfürstin — „selbst der Tod wäre leichter zu tragen, als ein Dasein mit gebrochener Lebensblume."

Beide umarmten einander weinend und erwarteten so die kommenden Ereignisse.

So wie die Abenddämmerung hereingebrochen war, wurde in der Volksbewegung eine gewisse organische Ordnung bemerkbar.

Auf dem Marktplatze von Aranjuez vor einem Parador — dem ähnlich, wie das beschriebene Gasthaus der Frau Diaz zu Segovia — hatte sich eine Art von Hauptquartier gebildet von verhüllten Männern, welche vom Volke stillschweigend als Anführer anerkannt wurden. — Ihre Namen waren der Menge nicht fremd geblieben, denn eben die Namen eines Don Pedro, Graf von Montijo, des Herzogs von Infantado, des Herzogs von San Carlos und des Canonicus Escoiquez, hatten als verfolgte Freunde des Prinzen von Asturien und als erbitterte Feinde des Friedensfürsten, einen zu guten Klang bei der Nation, um nicht die Menge bereitwillig zu machen, ihren Anordnungen zu folgen. Jene Männer trugen

keine Abzeichen, so wenig als irgend Einer aus dem Volkshaufen; aber sie gingen unter den Leuten umher, sprachen hier und da mit einer zusammenstehenden Gruppe und was sie sagten, verbreitete sich schnell wie ein Lauffeuer durch die Menge — was sie riethen und geboten, wurde eben so rasch, still und mit Ordnung befolgt.

Hier einige Bruchstücke von diesen aufregenden Reden, die so viel Seltsames und zugleich Beruhigendes hatten.

Von einer Steinbank vor dem Parador herab, haranguirte Don Pedro das Volk. Er rief in abgebrochenen Sätzen in die brausende Menge hinein: „Der König ist nicht frei" — wir wollen ihn befreien." — „Der Guitarrenspieler will ihn entführen — sollen wir das leiden?" — „Wir wollen keine Revolution, keine Volksgewalt — aber kein Glücksritter soll dem Könige Gewalt anthun!" — „Der Prinz von Asturien will nicht mit abreisen — Seine Hoheit rechnet auf Euch!" — „Die Regimenter der Garde sind mit dem Volke einverstanden." — „Bewaffnet Euch mit Stöcken — wir wollen kein Blut vergießen." — „Mit Stöcken kann man Maulthiere und ihre Kutscher schon genug zurücktreiben, wenn sie den König entführen wollen." — „Aber Ordnung muß sein im gesetzlichen Widerstande, sonst entwischt

uns der Guittarrero durch eine Hinterthür!" — „Senden wir Patrouillen die ganze Nacht hindurch, um das Schloß zu bewachen; ſtellen wir Poſten aus auf allen Wegen und Stegen, an allen Brücken und Fähren." — „Sammeln wir uns in Haufen von ſechs bis zehn Männern. Wähle jeder einen Anführer und treten dann die Hauptleute zuſammen und wählen den Oberanführer."

„Tio Pedro — Tio Pedro!" — riefen viele Stimmen — „er ſei unſer Oberbefehlshaber!"

„Ich nehme die Ehre an, Caballeros" — entgegnete dieſer — „Ich bin ſtolz darauf, das Vertrauen der edelſten Nation auf der Welt zu beſitzen. Damit mich Jeder als Anführer zu finden wiſſe, werde ich mein Pferd beſteigen, um damit allen Vertheidigern der Freiheit des Königs, der Würde des Throns und der Ehre der Nation ſichtbar zu ſein. Unſere Parole ſei: Don Fernando zählt auf Euch!" —

„Viva — viva Don Fernando — Viva su Altessa el Principe de Asturia — muerran el Guittarrero!" — ſo rollte der Volksruf von Haufen zu Haufen und ſchnell ordneten ſich dieſe unter ihre ſelbſt gewählten Anführer.

Pedro beſtieg ſeinen andaluſiſchen Renner und ſandte Patrouillen aus, ſtellte Poſten, ordnete und leitete jede Volksbewegung mit Geſchick, Ortskenntniß

und Umsicht, so daß der geschickteste General keine bessern Dispositionen getroffen haben könnte, als dieser Volksführer, um den Palast des Friedensfürsten, so wie das Schloß des Königs zu bewachen und jede offene oder heimliche Flucht unmöglich zu machen.

So war die siebente Abendstunde herangekommen. Die Wolken des Tages hatten sich verzogen und die Sterne der Nacht prangten in der wunderbaren Klarheit des Südens so hell, daß man auf nicht unbeträchtliche Entfernung alle Gegenstände unterscheiden konnte. Um diese Zeit — oder noch etwas früher — hatte der Friedensfürst an einem dunkeln Fenster eines nicht erleuchteten Gemachs in seinem Palaste stehend, alle diese Volksbewegungen beobachtet gehabt. Er sprach dabei leise mit einem weiblichen Wesen, das still weinend an seine Schulter sich gelehnt hatte. —

„Beruhige Dich doch, mein süßes Leben" — sprach er schmeichelnd in abgebrochenen Sätzen. — „So wie es jetzt ist, konnte es nicht bleiben. Ich erlag fast unter dem Druck eines glänzenden Glücks, das mir die Welt beneidet. — Eine officielle Gemahlin und eine heimliche zugleich — es ist schrecklich — diese Sünde kostet mich jährlich tausend Seelenmessen und hundert Ablaßbullen. Ich bereichere Kirchen und

Klöster, um mein Gewissen zu beruhigen und doch gelingt es mir nicht, sehe ich den Schmerz in Deinem Auge und den hinwelkenden Gram auf den blassen Zügen meiner Gemahlin. — Und nun das Gezwungene meiner Stellung! — was helfen mir fürstlicher Rang, despotische Macht und unermeßliche Reichthümer — bin ich nicht der Sclave der Launen eines Königs, dessen Scepter ich führe, nicht gezwungen, einer eitlen intriguanten Königin Gefühle zu heucheln, gegen die die Natur des Menschen sich empört? — stehe ich nicht auf dem Krater einer glühenden Volkswuth, keinen Augenblick meiner Macht, meiner Freiheit und meines Lebens sicher? — O Gott — o Gott! — wie will das enden! — und nun — diese Rebellen da unten!" —

„Zieh Dich in das Privatleben zurück, Manuel" — flehte Josefa — „ich folge Dir treu und innig in das verborgenste Thal, in die kleinste Hütte der Pyrenäen. Wirf alle Deine Reichthümer von Dir — ich kann für Dich arbeiten — Almosen sammeln, wenn es sein muß. O, lege ab den Fürstenhut und werde wieder Mensch. Als der ärmste Bewohner des kleinsten Häuschens in einem der südlich warmen Thäler jener Gebirge, die Frankreich und Spanien scheiden, würden wir Beide in reiner Liebe die glücklichsten aller Erdenwaller werden. Was Du an Glanz ver-

löreſt, würdeſt Du zehnfach an innerem Werthe wieder gewinnen; und ſtatt einer trügeriſchen treuloſen Macht würde wahre treue Liebe Dich beglücken."

„O gewiß, meine ſüße Joſefa" — entgegnete Godoy mit Wärme — „ich habe auch ſchon daran gedacht; aber — es wäre ein Schnitt ins Leben, von meiner Höhe in dieſe Niedrigkeit herabzuſteigen. Ich kann meine jetzige erdrückende Größe nicht mehr ertragen, aber jede Erniedrigung würde mich vernichten. Sieh mein Herz — das war ein ſtiller, geheimer, mir ſelbſt vielleicht nicht klar bewußt geweſener Grund mehr, weshalb ich dem Könige rieth und darauf drang, daß er ſeine europäiſchen Staaten verlaſſen und nach Neu-Spanien in Amerika ſich überſiedeln ſolle — dort hat er mir Beſitzungen geſchenkt, die größer ſind, wie das ganze Königreich Portugal — dort wird es mir gelingen, im Privatſtande wie ein Fürſt zu leben. Die Friedensfürſtin wird mich dorthin nicht begleiten wollen und dann wird es Zeit ſein, Dich öffentlich für meine Gattin anzuerkennen."

„Das ſind eitle Luftſchlöſſer, mein Freund" — entgegnete Joſefa — „ich fürchte, ſchon der nächſte Augenblick wird ganz anders und viel härter über unſere Zukunft verfügen. — Doch ſieh, Manuel — es ſcheint das Volk ſeine Anführer zu haben. Jede Bewegung iſt geregelt. Patrouillen von Bewaffneten

durchziehen die Straßen und scheinen besonders Deinen Palast zu beobachten."

„Alle Teufel in den siebzehn Höllen!" — rief er aufschreckend — „meine Garden sollen ausrücken, die Banden zerstreuen." —

„Bei der heiligsten Mutter der Gnaden" — rief Josefa — „reize die ohnehin schon wüthende Menge nicht noch mehr! — Ich fürchte mich vor der Rückkehr in mein Haus — und mehr noch vor der Deinigen nach dem königlichen Palaste."

„Dich, mein Leben" — entgegnete Godoy — „werde ich wie gewöhnlich durch einige Mann von meiner Garde begleiten lassen. Ich aber werde verkleidet mich durch die Volksmenge schleichen."

„Dann helfe Dir Gott und die gebenedeite Jungfrau!" rief Josefa und schlang ihre schönen Arme um den Nacken des geliebten Mannes.

Dann schieden Beide mit schwerem Herzen von einander.

Josefa verließ den Palast ihres Gatten tief verschleiert, geführt von dessen Adjutanten Don Tuyols und gefolgt von zwei Gardisten mit ihren Gewehren auf dem Arm. Zwei andere Gardisten marschirten vorauf, um ihnen Platz zu machen im Volksgewühl.

Allein dieſe ungewöhnliche Vorſicht erregte die Aufmerkſamkeit der Verbündeten. Eine Volkspatrouille rief ſie an mit einem Quien vive (Wer da?). Der Officier erklärte, es ſei eine Dame, deren Führung ihm anvertrauet ſei, deren Namen er aber nicht nennen dürfe. Da ſprang ein junger Majo aus dem Volke, in ſeiner kecken phantaſtiſchen Kleidung vor und griff nach dem Schleier der Dame, um ihn zurückzuſchlagen. „Ei, ſchönſte Donna" — rief er lachend — „ſeid nicht ſo grauſam, Eurem Verehrer das Licht Eurer Augen zu entziehen!" — „In Wahrheit, Sennora" — ergänzte der Führer der Volkspatrouille — „wir müſſen wiſſen, welche Tochter Spaniens ihre Gunſtbezeugungen an den Tyrannen Spaniens verkauft hat." —

„Zurück — zurück" — donnerte der Officier — „wer wagt es, Donna Joſefa — die Gräfin von Caſtillo Fiel zu beleidigen? — Ich vertheidige ſie mit meinem Leben!" —

„Ha — das Kebsweib des Guitarrenſpielers!" — ſchrieen Mehrere — „ſchlagt ſie todt — muerran — muerran!" — brüllte die Menge. —

Die Gefahr wurde dringend. Der Tumult immer wilder. Joſefa entriß ſich dem Arme ihres Führers und ſtürzte ſich dem Portal des Haupteinganges zu. „Halt, halt!" — ſchrie dort die Schildwacht — auch

ein Gardiſt und ſuchte ſie feſtzuhalten. In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß — und Joſefa ſtürzte zu Boden. —

Das war der Schuß, der oben in den Gemächern der Friedensfürſtin den großen Schreck veranlaßt hatte. Aber noch weit mehr wurde das Volk dadurch alarmirt.

Man weiß heute noch nicht mit Gewißheit, ob der Schuß von einer der Schildwachten oder von den Begleitern der Gräfin gefallen war. Einige behaupteten, der Adjutant Tuyols habe ſelbſt einem der Gardiſten das Gewehr fortgeriſſen, um einen Signalſchuß zu geben, der bewaffnete Hülfe herbeirufen ſollte; Andere meinten, es ſei der mit den Verſchworenen einverſtandene Gardiſt Merlo geweſen, der dieſen damit ein Signal habe geben wollen.

Natürlich wollte ſpäter wegen den unerwarteten Folgen dieſes Signalſchuſſes Niemand ſich dazu bekennen.

Das Volk glaubte im erſten Augenblick, es ſei eine ſeiner Patrouillen angegriffen und drängte ſich nach der Gegend hin, wo der Schuß gefallen war, um zu retten oder zu helfen. Gleichzeitig hörte man in einiger Entfernung die Trompeter der Cavallerie zum Aufſitzen blaſen und nun zweifelte Niemand mehr, daß die beabſichtigte Abreiſe des Königs in dieſem Augenblicke dennoch vor ſich gehen ſolle. Das Volk wurde

wüthend. Ein Theil der tobenden Menge strömte über die Brücke nach dem Palaste des Königs hin, um die Abreise des Hofes zu verhindern — ein anderer Theil stürmte in schäumender Wuth auf den Palast des Friedensfürsten zu, warf alle Fenster ein mit wüthendem Rachegeschrei und drang in das Innere, ohne von den Garden des Friedensfürsten daran gehindert zu werden; denn diese fraternisirten bald mit dem Volke. In Folge der schlechten Administration mußten sie oft hungern und hatten in der Regel lange Soldrückstände zu fordern, während sie goldbetreßte Uniformen trugen. Dieser Umstand machte sie übermüthig, jener wüthend. Jetzt war die Zeit der Rache gekommen. Die Gelegenheit dazu läßt sich kein Spanier entgehen.

In der That waren auch bedeutende Mißverständnisse vorgefallen. Die Befehlshaber der im Park von Aranjuez campirenden Garden des Königs, so wie die auf dem Platze San Antonio haltende Garde des Friedensfürsten hatten diesen Schuß nach einer zuvor empfangenen geheimen Ordre für einen Signalschuß gehalten und zum Aufbruch blasen lassen. Unmittelbar nachher rückten die verschiedenen Detaschements hinaus auf die Straße nach Andalusien, um die ihnen angewiesenen Stationen zur Sicherstellung der königlichen Reise zu besetzen. Durch diese Bewegung

aber wurde Aranjuez ganz vom Militair entblößt — und das Volk erhielt um so freieren Spielraum. Möglich auch, daß dieses Zurückziehen des Militairs nicht ohne Absicht und Einverständniß mit den die Empörung leitenden Personen geschehen war, genug der Erfolg blieb derselbe.

Man erblickte unter den in den Palast des Friedensfürsten eingedrungenen Volkshaufen gewisse bekannte Personen aus den höhern Ständen als Bauern verkleidet, so wie Jäger des Infanten Don Antonio, der gleichfalls der Abreise des Königs sehr abgeneigt war und selbst königliche Bediente und Gardisten hatten sich unter die tobenden Bauernhaufen gemischt; denn Alle hatten dasselbe Interesse, den König an der Abreise zu hindern und sich selbst an dem Friedensfürsten zu rächen. — So durchstöberten sie alle Gemächer und Winkel des geräumigen Palastes, indem sie den Friedensfürsten vergebens suchten.

„Wo ist der Tyrann" — brüllte der wüthende Haufen durch die geräumigen Hallen des Palastes — „Heraus Guittarrero — schlagt todt den Guitarrenspieler!" —

Die Wuth des Volks war nicht mehr zu zügeln. Mit brennenden Fackeln und ganzen Bündeln angezündeter Wachslichter durchstürmten sie die weiten Räume, deren prachtvoll vergoldeten Stukkaturen bald

vom Fackellicht, bald von den aufflackernden Flammen angezündeter Tapeten oder Vorhänge erhellt, bald in tiefe Dunkelheit versenkt wurden, während das Gekrach von zertrümmerten Meubeln und das Klirren von zerschlagenen Spiegeln und Fensterscheiben schauerlich das Haus durchdröhnte in den Augenblicken, wenn das Mordgeschrei ruhte.

Selbst Tio Pedro — wie sie ihren Anführer nannten — konnte die einmal aufgeregte Volkswuth nicht mehr bannen.

Er war in der Nähe gewesen, als der Schuß des Gardisten Alles alarmirte und Donna Josefa zu Boden gesunken war; schnell vom Pferde springend, hob er sie auf. Zum Glück war sie noch unbeschädigt; nur voll Schreck zurückweichend, hatte sie an einen Stein gestoßen und war niedergefallen. Doch schnell genug ihre Besonnenheit sammelnd, erkannte sie Don Pedro und bat ihn, ihre Person zum zweiten Male in Sicherheit zu bringen.

Diese ritterliche Pflicht hatte den Anführer des Volks im entscheidenden Augenblick vom Platze des Aufstandes entfernt und die Folge davon war, daß die zügellose Menge, anstatt auf die Punkte hinzueilen, wo man hätte die Flucht des Königs hindern können, ihre Wuth am Palaste des Friedensfürsten ausließ, da sie diesen in seinem Cabinette nicht fand.

Kaum bemerkte Pedro von Ferne die Erstürmung dieses Palastes, so führte er die geängstigte schöne Frau in das nächste Bürgerhaus; dort beschwor ihn Josefa, mindestens das Leben ihres unglücklichen Gatten zu retten und dessen Gemahlin, die Fürstin, so wie Infantin Maria Louise, die sich im Palaste befänden, zu beschützen.

Es lag ein schöner Edelmuth in dieser Bitte der jungen Frau für ihre höher stehende Nebenbuhlerin, und Don Pedro war sogleich bereit, diesem Aufruf seiner Menschlichkeit zu folgen. Doch indem er sich eben abwenden wollte, fragte er rasch: „Und der Friedensfürst, ist er noch anwesend im Palaste?"

Josefa besann sich einige Augenblicke; alsdann antwortete sie mit Vertrauen: „Allerdings fürchte ich, daß er noch nicht Gelegenheit gefunden haben wird, zu entkommen. Ich beschwöre Ihro Gnaden, für seine Sicherheit zu sorgen. Ich empfehle ihn der Großmuth eines edlen Mannes."

„Wenn mir der Himmel beisteht" — entgegnete Don Pedro — „so hoffe ich ihm sein Leben zu retten — aber seine Freiheit hat er verwirkt und der strafenden Hand der Gerechtigkeit ist er verfallen."

Godoy's Gefangennehmung.

Fluchtversuch des Friedensfürsten. — Zerstörung in seinem Palaste. — Eindringen des Volks in die Gemächer der Friedensfürstin. — Don Pedro rettet sie und ihre Damen. — Das Volk zieht ihren Wagen. — Anblick der Volksbewegung vom königlichen Palaste aus. — Des Königs Aengstlichkeit. — Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. — Der König versammelt seine Familie. — Don Fernando's loyale Gesinnungen. — Der König und Don Fernando auf dem Balcon. — Godoy's Absetzung. — Fernando redet zum Volke. — Der König schreibt an Napoleon. — Neue Volksunruhen. — Neue Beängstigung des Königs. — Fernando wird vom Könige zur Beruhigung des Volks aufgefordert. — Der Friedensfürst in der kläglichsten Lage. — Seine Gefangennehmung. — Gefahr und Mißhandlung. — Don Fernando rettet sein Leben. — Transport des Gefangenen. — Don Pedro's edle Rache. — Strafpredigt des Capuziners. — Scene in der königlichen Familie. — Don Fernando empfiehlt dem Corregidor eine mildere Behandlung des Gefangenen.

Wenige Augenblicke nach der Entfernung der treuen Josefa wollte der Friedensfürst die Kleidung eines andalusischen Bauern anlegen, um unerkannt sich durch die bewegte Volksmenge nach dem königlichen

Schlosse hinschleichen zu können. Der diensthabende Kammerdiener hatte eine solche in Bereitschaft halten sollen, wußte aber im Augenblicke nicht, wohin er sie in der allgemeinen Verwirrung gelegt hatte und Godoy's Ungeduld ließ es nicht zu, mit dem Auskleiden zu warten bis der Diener in sein Cabinet zurückgekehrt sein würde. Rasch und heftig warf er daher alle Kleidungsstücke vom Leibe und bald stand er mit bloßen Füßen bis aufs Hemde und die kurze schwarzseidene Hose entkleidet, mitten in seinem Gemach, als er plötzlich das Mordgeschrei und Getöse der in seinem Palaste eingedrungenen Volkshaufen vernahm. Das Krachen der Aexte, womit die Thüren und Möbeln zerschlagen wurden, dröhnte immer näher heran und vergebens schrie der Friedensfürst nach seinen Dienern, die ihn alle im Augenblicke der Gefahr verlassen hatten.

Jetzt machte der von Gott und Menschen verlassene Mann den Versuch, sich schnell wieder anzukleiden; aber seine zitternden Hände konnten damit nicht fertig werden und die Furcht, die der Widerhall in den weiten hohen Räumen noch vermehrte, hatte die Folge, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Kopf verlor. So warf er denn schnell die widerspenstigen Kleidungsstücke von sich ab und ergriff einen weißen Pudermantel von Flanell, der eben zur Hand lag, hüllte sich rasch hinein, steckte Hände voll Goldstücke in das

grünseidene Netz seiner Börse, die er sich um den Leib schlang, nahm ein Weißbrod zu sich, das noch von einem leichten Abendessen auf dem Tische lag und entschlüpfte durch die Tapetenthür, durch welche Josefa zu ihm eingetreten war. Indem er nun in der dunklen verdeckten Treppe hinabstieg, um durch eine kleine verborgene Hinterpforte ins Freie zu gelangen, sah er diese halb offen stehen, zum höchsten Schreck schimmerte Fackellicht von Außen herein und das Mordgeschrei des Volks schrillte auch von dorther gegen sein Ohr. Augenblicklich kroch er jetzt mehr als er stieg die enge Treppe wieder hinauf, die in die obern Boden und Mansarden-Räume des Palastes führte — wo, wie er wußte, eine geheime Verbindungsthür mit dem dicht an seinen Palast stoßenden Hause der verwittweten Herzogin von Ostuna, mit der er früher auch in galanten Verhältnissen gestanden hatte, befindlich war. Diese Thür aber war jetzt verschlossen — er klopfte erst furchtsam leise, dann in halber Verzweiflung stärker, wurde jedoch nicht gehört. Nun versuchte er, sie aufzubrechen; aber sie widerstand seinen schwachen Kräften. Lärm durfte er nicht machen; zur Flucht aus dem Palast war ihm jeder Weg abgeschnitten; die Rückkehr in seine Gemächer würde ihn mordgierigen Volkshaufen entgegengeführt haben; zudem war er selbst unbekleidet. Frierend und fiebernd

klapperte er mit den Zähnen. Schreckliche Lage für einen so verweichlichten Günstling des Glücks! Trostlos sah er sich um in den dunklen Räumen des mit altem Gerüll angefüllten Hausbodens; da erblickte er endlich einen Haufen alter unbrauchbar gewordener Schilfmatten, die vielleicht einst den geringsten seiner Troßbuben zum Lager gedient hatten. Und dorthin verkroch sich der Mann, der mächtiger als sein König so lange Herr von ganz Spanien gewesen war.

Indeß war die wüthende Volksmasse in die Staatszimmer des Palastes gedrungen. Einige Augenblicke schien, der nur angeweiste Wände und Strohstühle gewöhnte, genügsame Spanier, zu erstaunen über den asiatischen Luxus der prachtvollen Ausstattung dieser Gemächer, in welchen sonst nur Anmuth und Schönheit aus den höchsten Regionen der Gesellschaft zu wandeln gewohnt war. Jetzt aber stürmten halb trunkene Soldaten herein, und nachdem der erste Schlag in einen der deckenhohen Spiegel gewagt war, stürzte Alles über die Kostbarkeiten her, womit alle diese glänzenden Zimmer fast überfüllt waren. — Die kunstreichsten Uhren, Tische von Mosaik, prachtvolle Vasen von Sevre, musikalische Instrumente und Krystallgefäße wurden entweder zerschlagen oder durch

die zerbrochenen Fensterscheiben der unten tobenden Menge zugeworfen. Geraubt wurde nichts, denn die Leidenschaften waren nur auf Zerstörung und Rache gerichtet. Aber die Vorhänge und Tapeten wurden angezündet und jeder Winkel wurde durchsucht; selbst in die Kamine schoß man hinauf, um den zu treffen, der sich dort etwa versteckt haben konnte; Matratzen und aufgerollte Decken durchstach man mit Bajonetten, und so in vandalischer Wuth wälzte sich der rohe Haufen durch die langen Zimmerreihen immer weiter bis zu dem letzten Cabinet hin, wo die Damen des Palastes sich geängstigt und zitternd um ihre leidende Gebieterin herumgedrängt hatten.

Die Thüre dieses Gemachs war von innen verriegelt, indeß einige Gewehr-Kolbenstöße genügten, um den Eingang aufzusprengen.

So viel Schönheiten auf einmal zu finden, war für die heißblütigen Spanier gleichbedeutend mit dem Eintritt in ein Paradies. Der Ausruf lauter Bewunderung und das bis zum Himmel Erheben und Preisen dieser weiblichen Schönheiten, hemmte für einige Augenblicke jede rohe Bewegung. Auch der geringste Spanier hat in der Tiefe seines Charakters und Wesens etwas Nobles; eine gewisse chevalereske Galanterie seines Nationalcharaktees schützt das schwä-

chere Geschlecht gegen rohe Angriffe, selbst der sinnlichsten Männer; aber bald schien jeder dieser Eingedrungenen das Gefühl zu haben, das Recht der Eroberung hier geltend machen zu dürfen, und in der That kam es zu einem beängstigenden Herandrängen der neugierigen Menge bei einer das Aeußerste besorgen lassenden Galanterie der Rede.

Jetzt trat die Friedensfürstin vor und erklärte mit stolzer Entschlossenheit wer sie sei.

„Was wollt Ihr hier im Asyl der Frauen?" — sprach sie — „hebt Euch hinweg von hier und achtet eine Prinzessin von königlichem Geblüt, die in öffentlichen Angelegenheiten Spaniens nie eine Stimme gehabt hat."

Noch einmal zögerte das Volk, ergriffen von dem imponirenden Wesen der hohen Frau; dann ermuthigten sich Einige — dann Mehrere. „Geht zu allen siebzig Legionen Teufel!" — rief ein wilder Contrebandista — „Seid Ihr nicht die Gattin eines Staatsverbrechers — haben wir ihn nicht selbst gefunden, so sollt Ihr uns als Geisel dienen, daß er sich stelle vor dem Volksgericht."

„Le verdad" — schrie ein brauner Maulthiertreiber — „führen wir sie ins Gefängniß" — — —

„Und küssen wir die andern schönen Sennora's" — rief ein lustiger Majo aus Andalusien — „so haben

wir Zucker zu der bittern Chokolade der Revolution von Aranjuez."

Ein höhnendes Lachen auf allen den braunen, von Leidenschaften gezeichneten Gesichtszügen — eine zuckende Heftigkeit in den Bewegungen dieser magern ausgetrockneten Gestalten; das zwischen den knirschenden Zähnen gemurmelte „**Caracho!**" — oder: „**Muerran, a todos los Demonios!**" — war entsetzlich genug, um furchtsame Frauen auf den höchsten Punkt der Todesangst zu treiben. Sie drängten sich auf ein Häuflein zusammen wie eine Heerde vom Gewitter eingeschüchterter Lämmer.

Schon waren Pöbelhaufen in das Gemach selbst eingedrungen, die grotesken Gestalten derselben füllten alle Räume, wo nur Menschen stehen konnten und drängten die geängstigten Frauen so, daß sie kaum noch Luft zu schöpfen vermochten. Um den Friedensfürsten zu suchen, durchstöberte das Volk alle Winkel und Cabinette; die Kamine, Schlafstellen und aufgeschlagenen Schränke wurden durchsucht, da trat plötzlich ein Embozado herein — streckte den Arm und die Hand aus unter dem braunen Mantel hervor und rief mit einem auf solche Menschen imponirenden Pathos:

„Tapfere Männer und sehr edle Caballeros — wer von Euch hat die niedrige Seele eines Hundes, um

sich an der Ehre einer Frau zu vergreifen? welcher Spanier wagt es, in dieser Nichte seines Königs die Heiligkeit der Majestät zu verletzen? Wer weiß nicht, daß die hohe Gemahlin des Friedensfürsten, keine Mitschuldige, sondern ein beklagenswerthes Opfer jenes Tyrannen ist, den der gerechte Unwille einer beleidigten Nation verfolgt? Auf denn meine Freunde, führen wir diese Damen respectvoll und ritterlich in ihrem Wagen nach dem geheiligten Asyl des königlichen Schlosses. Folgen wir selbst dorthin, um Seine Majestät in Masse zu ersuchen, nicht abzureisen. Das Volk ist gerächt! die Flammen sind gelöscht; der zerstörte Palast des Friedensfürsten wird bewacht werden. Patrouillen sind ausgesandt zur Verfolgung des wahrscheinlich flüchtig gewordenen Verbrechers." — Und nun wendete er sich gegen die Friedensfürstin und die Infantin Donna Maria Louisa und bot ihnen seinen Arm, indem er sich ihnen, als den verfolgten Don Pedro, Graf von Montijo vorstellte. —

Mit lebhaftem Dank wurde sein ritterliches Anerbieten angenommen. Die Menge wich zurück, und — so wandelbar ist Volksgunst — die Fürstin, welche eine rasende Menge eben noch hatte mißhandeln wollen, wurde jetzt, als ein Opfer des gehaßten Tyrannen, fast vergöttert. Die Luft erfüllte sich mit Vivageschrei ihr zu Ehren; das Volk spannte sich vor

ihrem Wagen und zog sie wie im Triumph über die lange Brücke des Mezanares nach dem Palast des Königs. —

Dorthin aber hatte sich der Hauptstrom der Volksbewegung gewälzt.

Der Anblick dieses wogenden Menschenmeeres, von den Fenstern des königlichen Palastes aus gesehen, mußte allerdings etwas Schauerliches haben.

In der Nähe des Hauptportals leuchteten Flambeaux von den hohen Feuerbecken herab. Ihre flackernden Flammen rötheten Tausende dieser gelben, braunen und schwärzlichen Gesichter und spiegelten sich in den lebhaften südlich dunklen Augen, welche von Leidenschaften entzündet, gleichsam zu brennen schienen.

Aber das Schauerlichste war noch dieses Verschwimmen und Verschwinden dieser wogenden Menschenmenge im Hintergrunde einer tiefen Dämmerung, wo sich das Ende derselben nicht absehen ließ. Indem man diese dunklen Massen überblickte, hatte die Phantasie keine Gränzen mehr. Ob es Millionen oder Tausende waren, ließ sich nicht übersehen. Die Furcht vergrößert Alles und die geängstigte Königsfamilie befand sich in der peinlichsten Verlegenheit ihres Lebens.

Carl IV. und Maria Louisa waren zu lange schon daran gewöhnt, ohne Godoy's Rath weder den geringsten noch den wichtigsten Entschluß zu fassen, um sich jetzt, da er abwesend war, nicht völlig rathlos zu fühlen.

Man kann nicht sagen, daß diese Volksbewegung gegen den König selbst einen drohenden Charakter angenommen hatte. Die Menge harrte vielmehr ruhig und geduldig einer Entschließung ihres Königs, die ihren Wünschen entsprechen würde. Nur hier und da tauchte der Ausruf: „Hierbleiben" — in der nur leise murmelnden Volksmasse auf und dann war Alles wieder still, als erwarte man im tiefsten Respect, welchen Eindruck dieser vielleicht allzukühne Ruf auf die hohen Entschließungen einer geheiligten Majestät hervorbringen werde. Nie vielleicht hat das revolutionäre Element mit einer loyaleren Ergebenheit dem legitimen Königthum zugleich opponirt und ihm gehuldigt. Ja — man könnte sagen: es waren besorgte Kinder, die ihren verehrten Vater nicht von sich in die Ferne ziehen lassen wollten, und doch sich fürchteten, ihm ungehorsam zu erscheinen.

Diese Mischung von Kindlichkeit und Energie macht den spanischen Volkscharakter zugleich furchtbar und liebenswürdig.

Carl IV. dagegen ängstigte sich in der Isolirung

seiner erhabenen Stellung mit Schreckbildern der französischen Revolution. Er sah schon im Gedanken sein königliches Haupt und das der Königin unter der Guillotine fallen. Das Geschick der französischen Bourbons hatte auf diesen spanischen Bourbon einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, der an Ludwig XVI. vollzogene Königsmord ließ ihn zittern für sein eignes Leben. Dazu kam noch eine kränkliche Mißstimmung aus körperlichen Ursachen. Ein heftiger rheumatischer Schmerz an der rechten Hand und hypochondrische Beschwerden ließen den armen König Alles schwärzer sehen, als es in der Wirklichkeit war. Schon zehnmal hatte er nach Godoy ausgesendet — kein Bote war zurückgekommen. Er schickte darauf nach dem Minister Caballero, um diesen in Rath zu nehmen; doch als dem Könige gemeldet wurde, daß Seine Excellenz im Vorzimmer harre, war ihm schon eingefallen, daß Manuel einst gesagt hatte: Caballero stehe mit den Rebellen in geheimen Beziehungen und nun traute er ihm wieder nicht, wollte ihn nicht sprechen.

Nahten sich ihm andre Hofbediente oder Staatsbeamte, mit bekümmerten, theilnehmenden Blicken, erwartend, daß der Herr sie auffordern werde, ihm in dieser beängstigenden Lage Rath zu ertheilen, so fuhr er sie heftig an: „Was steht Ihr da — und weidet

Euch an der Unruhe eines Königs, den Ihr verrathen habt. Geht fort mir aus den Augen — ich bin umringt von Verräthern und Rebellen — was vermag Einer gegen so Viele — Manuel war mein einziger treuer Diener — geht — lauft — schafft mir Manuel herbei — ohne den Friedensfürsten ist Alles verloren."

Die Einzige, die noch besonnen genug war, wenigstens einige Nachrichten einzuziehen, war die Königin Louise; aber was sie erfuhr und ihrem königlichen Gemahl hinterbrachte, war nicht geeignet, sein zaghaftes, geängstigtes Gemüth zu beruhigen.

Dazu kam nun noch die Rückkehr der Friedensfürstin und der Infantin ihrer Schwester; deren Schilderungen von den Zerstörungen im Palaste des Friedensfürsten durch die Volkswuth die Besorgnisse des Königs um seine eigene Sicherheit noch bis zu einer zitternden Angst steigern mußten. In dieser Stimmung hörte er nicht einmal darauf, als man ihm sagte, daß das beruhigte Volk die Heiligkeit des königlichen Geblüts in ihrer Person geachtet habe. Ein Vorgefühl des nahen Todes schnürte ihm fast die Kehle zu. Er forderte ein Glas Zuckerwasser, um seine Nerven zu beruhigen, und in steigender Beängstigung verlangte er zum erstenmale seit vielen Jahren, daß seine

ganze Familie sich um ihn versammle; ihm war in seinem Kleinmuth so weich und wehmüthig zu Sinn, wie einem sterbenden Vater, der von seinen Kindern Abschied nehmen will. —

Bis dahin waren die übrigen Mitglieder der königlichen Familie in einem der kleinen Gemächer eines Seitenflügels des königlichen Palastes versammelt. Man sah dort den Prinzen von Asturien, Don Fernando in ernster und würdiger Haltung, aber schweigsam wie alle Uebrigen. Er schien sich absichtlich nicht aus diesem Zimmer entfernen zu wollen, um nicht den Verdacht zu erregen, daß er mit den Rebellen heimlich conspirire. Nur Don Antonio, Fernando's würdiger Oheim und Freund, ging einigemal hinaus, um sich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Ihn, als den Bruder des Königs, traf der Verdacht desselben weniger, obgleich er den Muth hatte, viel Sympathie für den armen verfolgten Fernando an den Tag zu legen. — Dort aber in der Tiefe einer dunklen Fensternische stand der damals zwanzigjährige Infant Don Carlos, der mit untergeschlagenen Armen finster und schweigend in das unten im Dunkeln wogende Volksgewühl hinabstarrte. Obwohl er damals mit seinem Bruder Fernando noch befreundet war, so entwickelte er doch schon in der einen Richtung hin einen festen Charakter, indem er dessen Ge-

meinschaft mit den Unzufriedenen nicht billigte und seinen eben so tiefen Haß gegen Godoy in sich verschloß. Jede Auflehnung gegen die legitime Regierung war ihm ein Greuel, und im Hintergrunde seiner Seele brütete ein tiefer Abscheu gegen alle liberalen Ideen, die er Ausgeburten und Hirngespinste der französischen Revolution nannte; diese aber ließen keine Sympathieen zu mit Fernando's schon weit mehr freisinnigern Richtung, wie sie diesem durch seine verstorbene Gemahlin, dann durch seine Erzieher und Lehrer Infantado, San Carlos und Escoiquez angebildet waren. So zog es der Infant Don Carlos vor, über politische Angelegenheiten gar nicht zu reden, und da alles Andere kein Interesse für ihn hatte, so wurde er besonders in dieser bewegten Zeit so finster und verschlossen, daß Niemand wußte, welche Gesinnungen er eigentlich in seinem Innern barg.

Der noch jüngere Infant Don Sebastian schien bei der allgemeinen Stille, die in dieser Versammlung herrschte, die peinlichste Langeweile zu empfinden. Er trommelte gedankenlos mit den Fingern auf den Tisch, auf welchem ein Schachbrett von Perlenmutter und Schildplatt aufgestellt war, bis der noch minderjährige König von Etrurien — der noch wenig Arg zu haben schien aus den politischen Bewegungen, die ihn und seine Mutter aus dem schönen Parma im

sonnigen Italien vertrieben hatten, — sich ihm gegenübersetzte und den jungen Infanten auf eine Partie Schach herausforderte. Kaum waren einige Züge mit den kostbaren Schachfiguren geschehen, so traf die Botschaft des Königs ein, welche den Befehl an die schweigsame Familie brachte, augenblicklich vor ihm zu erscheinen. Diese Aufforderung electrisirte Alle, wie das Zucken eines Blitzes; besonders da Alles übertreibende Gerüchte hinzufügten, Godoy sei ermordet und der König liege in den letzten Zügen.

Das war nun wohl nicht der Fall; indeß das bleiche, hinfällige Aussehen des erschöpften Königs, das matte Auge, das er mit dem auf die Brust gesunkenen Kopf langsam erhob, als die Seinigen eintraten und dann wieder sinken ließ — die bleiche, magere Hand, die er mehr schlaff herabhängend, als ausgestreckt den Seinigen zum Kuß hinreichte, während er die andere Hand, in Flanell und Pelzwerk gewickelt, in der Schlinge trug. — Die königlichen Leibärzte, die auf das erste Gerücht vom Unwohlsein des Königs im Hintergrunde des Gemachs sich aufgestellt hatten und selbst das unstete und ängstliche Wesen der Königin, die sonst wohl ihre Gemüthsbewegungen zu beherrschen wußte; alle diese Symptome eines höchst zerrütteten Zustandes des Totaleindrucks eines einzigen Augenblicks zusammengefaßt, waren wohl geeig-

net, die Beſorgniſſe zu beſtätigen, welche ein vor-eiliges Gerücht verbreitet hatte.

Im tiefſten Schweigen war die Ceremonie des Handkuſſes vollendet, wobei jedes einzelne Mitglied der königlichen Familie zu den Füßen des Königs niedergekniet war und deſſen Hand geküßt hatte. Jetzt ſtanden ſie Alle lautlos um den König her, der nach einer Pauſe mit matter Stimme das Wort nahm.

„Mein Sohn!“ — ſprach er zu dem Prinzen von Aſturien — „ich fühle das Herannahen der letzten Stunde; meiner Krone iſt ihre letzte Stütze geraubt, mein Leben liegt in der Hand eines empörten Volkes und rebelliſcher Soldaten. Auch Dein Leben, und die Dir nach meiner Ermordung zufallende Krone ſind bedroht. Darum rede Du, was ſoll ich machen! — vielleicht als den letzten ohnmächtigen Verſuch mein Leben wenigſtens noch zu retten. Ich will gern glauben und hoffen, daß Du dieſen Bewegungen fremd geblieben ſeiſt; indeß weiß ich, daß Du beim Volke ebenſo beliebt biſt, als ich fürchte, gehaßt zu ſein. Willſt Du es einmal verſuchen, Dich vor dieſen Jacobinern zu Bitten herabzulaſſen und ſei es fußfällig — um mein Leben zu flehen....“

„Mein König und Vater!“ — rief Fernando lebhaft — „dieſer Erniedrigung Ihres Sohnes bedarf es nicht. Keine Stimme im Volke hat ſich gegen

Ew. Majestät erhoben. Der ganze Aufruhr ist nur eine Wirkung des Volkshasses gegen Godoy, den Friedensfürsten, bei der unerschütterlichsten Unterthanen-Treue für Ew. Majestät." —

„Und was sagst Du dazu, mein Bruder?" — fragte der König, indem er sich gegen den Infanten Don Antonio wendete.

„Ich kann nur bestätigen," — entgegnete dieser besonnen und fest — „was des Prinzen von Asturien Libbden soeben geäußert hat. Nicht ein einziger Aufruf erschallte unter den Hunderttausenden, die unten die Höfe und Gärten des Schlosses von Aranjuez und die Straßen und Plätze der Stadt anfüllen, gegen Ew. Majestät geheiligte Person. Alle Verwünschungen trafen nur den Friedensfürsten. Für das gesalbte Haupt Ew. Majestat hatte man nur Segenswünsche, mit der Bitte, nicht abzureisen. Ich bin fest überzeugt, das Volk wird sogleich ruhig abziehen, wenn Ihre Majestät sich nur entschließen wollte, persönlich auf dem Balcon zu erscheinen, und dem Volke zu versprechen, daß die Abreise auf keinen Fall stattfinden werde, und daß der Friedensfürst seiner Aemter und Würden entsetzt sei."

„Aber wird man nicht auf mich schießen?" — fragte der König furchtsam aufblickend — „wird man mich

nicht zu Tode steinigen, wie einst Sanct Stephano von Jerusalem?" —

„Ich stehe mit meinem Kopfe für die persönliche Sicherheit Ew. Majestät!" — rief Fernando lebhaft aus — „ich garantire dafür, daß das Volk nach Gewährung dieser Bitte sogleich auseinander gehen wird."

Und nun erst wagte es der König, gestützt auf seinen Sohn, Don Fernando, den Balcon zu betreten. Er war umgeben von seiner Familie und den höhern Hofbeamten und Rangofficieren, die in reichgestickten Hofkleidern und Uniformen den Hintergrund bildeten. Gruppen von zwei flammenden Wachsfackeln, welche reich gallonirte Lakaien emporhielten, bildeten die in der That effectvolle Beleuchtung dieser Scene. Der König trug ein himmelblaues Kleid mit Silberstickerei und ein handbreites gewässertes Ordensband. An seiner linken Seite stand die Königin, die, um den Neigungen des Volkes zu schmeicheln, die spanische Mantilla und Basquina angelegt hatte, welche längst schon von ihrem Anzuge durch die abgeschmackte damalige französische Mode verdrängt gewesen war. Sie sowohl, als der König besaßen im hohen Grade die Gabe, zu repräsentiren. Die Königin begrüßte das Volk mit der ihr eigenen würdevollen Anmuth; der König, obwohl unter so vielem Kummer und Bedrängniß bedeutend gealtert und blässer geworden,

und den Arm im Bunde tragend, richtete sich auf und gab, mit einem weißen Tuche wehend, das Zeichen, daß er reden wolle.

Dieser Moment war in der That feierlich und erhebend.

Sobald der König auf dem Balkon erschienen war, hatten alle Männer ihre Kopfbedeckung abgenommen. Auf den Wink des Königs erfolgte eine so tiefe Stille, daß man das Plätschern der Wassertropfen in den Marmorbecken der Fontainen hören konnte.

Diese respectvolle Stille gab dem Könige zuerst wieder das volle Selbstbewußtsein seiner königlichen Würde. Seine vorhin so schwach gewesene Stimme gewann wieder Kraft und Metall, und so sprach er zu der Volksmenge, die nur in einiger Nähe stand, vernehmbar die Worte: „Um meinen geliebten Unterthanen einen Beweis von Vertrauen und Liebe zu gewähren, verspreche ich hiermit freiwillig und ungezwungen, daß ich den Gedanken an eine Reise nach Sevilla gänzlich aufgegeben habe und mit meinem Hofe in der Mitte meines treuen Volkes verbleiben werde. Ich vertraue der Ehre und der Tapferkeit der spanischen Nation die Sicherheit meiner Person und meiner Familie und die Würde meiner Krone."

Jetzt schwieg der König einen Augenblick und da

ſtatt des gehofften Beifalls ein gedämpftes Murmeln durch die noch unbefriedigte Volksmenge lief, ſo ſprach der Infant Don Antonio ſchnell und leiſe: „Man erwartet von Ew. Maj. noch eine Conceſſion Hinſichts der Entfernung des gehaßten Friedensfürſten.“

Der König warf auf ſeine Gemahlin einen fragenden bekümmerten Blick. „Manuel iſt doch nicht zu retten“ — entgegnete dieſe leiſe — „und wer weiß, ob er in dieſer Minute noch lebt. Eine Nachgiebigkeit in dieſem Augenblick wird Ew. Maj. ſpäter vielleicht die Macht geben, ihn — wenn er mit dem Leben davon kommt — deſto höher wieder zu erheben.“

Dieſe Worte ſchienen einen tiefen Eindruck auf Carl IV. gemacht zu haben. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens trat er noch einmal vor an die ſteinerne Baluſtrade des Balkons und ſprach mit ſtarker volltönender Stimme: „Auch haben wir unſerm geliebten Volke noch bekannt zu machen, daß wir den Friedensfürſten Don Manuel Godoy aller ſeiner Würden und Aemter entſetzt haben, indem wir ſelbſt die Stellen eines Generaliſſimus der Armee und Großadmirals der Flotte zu bekleiden beabſichtigen. Wir haben genehmigt, daß er in den Privatſtand zurückkehre.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo erhob ſich ein brauſendes Freudengeſchrei. Hüte und Tü-

cher wehten in den Lüften und ein donnerndes Viva il Rey, viva su Majestad Don Carlos IV.! rollte wie ein Widerhall von tausend Stimmen durch die unermeßlichen dunklen Räume, die mit einer zahllosen Volksmenge angefüllt waren.

Mit einer freundlichen Verneigung zog sich darauf der König zurück. „Nun aber" — sprach er zu Fernando — „sage du dem Volke, daß es ruhig nach Hause gehe, du wolleſt selbst für die Erfüllung dieses Versprechens Bürge sein."

Darf ich das mir erlauben, mein König und Herr?" — rief Don Fernando lebhaft — „o wie gern werde ich mein Leben einsetzen, um Spanien glücklich zu machen und zugleich Ihrer Majestät meine gehorsamste Ergebenheit zu beweisen."

Und mit einem wahrhaft königlichen Anstande trat die volle kräftige Jugendgestalt des Prinzen von Asturien vorn an die steinerne Balustrade des Balkons. Sobald man ihn erblickte, erhob sich ein Beifallsgemurmel und erst als er winkte, daß er reden wollte, wurde es still.

„Meine Freunde" — sprach er freundlich und ungezwungen — „der König, mein Vater und Herr, hat mir erlaubt, für die Erfüllung seiner Verheißung mit meinem Leben zu bürgen. Ich thue das um so freudiger, als ich überzeugt bin, daß mein königs-

licher Vater sein, dem Volke gegebenes königliches Wort unter jeden Umständen treu erfüllen wird. Aber ich habe mich bei ihm verbürgt für Eure Ruhe, Treue und Ergebenheit und habe ihm versprochen in Eurer Seele, daß Ihr ruhig auseinander gehen werdet. Wollt Ihr die Worte Eures Fernando zu Schanden machen oder wollt Ihr sie erfüllen und auf Euren König vertrauen? Gute Nacht, Caballeros!"

Mit diesen Worten nahm er den Hut ab, grüßte und verneigte sich einigemal, als das Jauchzen und Vivageschrei der von Freude berauschten Menge nicht aufhören wollte. Noch einmal winkte er mit der Hand und zog sich dann, indem er mit liebenswürdiger Freundlichkeit dem Volke einen Handkuß zuwarf, zurück.

„Fernando ist unser Gott — ein Engel des Himmels — gesegnet seien die Augen des Prinzen von Asturien — Seine Hoheit lebe noch viele tausend Jahre!"

Diese Glückwünsche durch einander murmelnd zerstreuten sich die Volkshaufen.

Und die Revolution von Aranjuez war gestillt, soweit sie den König betraf; aber in Hinsicht des Friedensfürsten war sie noch nicht beendigt und die wichtigsten Folgen sollten sich an dieses Ereigniß anknüpfen.

Es bezeichnet die kaum glaubliche Charakterschwäche dieses Monarchen, daß er wie die Rebe, die nicht, ohne sich anzuranken, in die Luft steigen kann, das Bedürfniß fühlte, sich an irgend einen festern Stamm des fremden starken Willens anzuschmiegen. Der Stab, den er an Godoy gefunden zu haben wähnte, war gebrochen; nun glaubte er keine andere Stütze mehr finden zu können, als den Eichbaum Napoleon, den er zum Herrn seines Geschickes machen wollte, um vor den Stürmen einer Bewegung sich geschützt zu sehen, die er durch seine eigenen Verkehrtheiten hervorgerufen hatte.

Am Morgen nach dieser unruhigen Nacht, also am 18. März 1808 erließ er zuerst das dem Volke versprochene Decret, womit er den Friedensfürsten aller seiner Aemter, eines Generalissimus und Großadmirals der Flotte entsetzte; diesem aber hinzufügte, daß der Friedensfürst den Ort seines Aufenthaltes selbst bestimmen könne — ein Beisatz, der im allgemeinen Rachegefühl des Volkes große Unzufriedenheit erregen mußte — dann aber dictirte er seinem vertrautesten Geheimschreiber an den Kaiser der Franzosen einen Brief, worin er ihm anzeigte, daß er sich bewogen gefunden habe, den dringenden wiederholten Bitten des Friedensfürsten um Entlassung von den Stellen eines Generalissimus und Großadmirals der

Flotte nachzugeben, und den Oberbefehl über die Armee und Flotte selbst zu übernehmen.

„Ich erlaube mir" — fuhr er schmeichelnd fort — „Ew. Kaiserl. Majestät davon in Kenntniß zu setzen, überzeugt, daß dieselbe in dieser Mittheilung einen neuen Beweis meiner Anhänglichkeit an Ihre Person finden werde und meines beständigen Wunsches die vertrauten Beziehungen zu erhalten, die mich mit Ew. K. K. Majestät vereinigen, mit derjenigen Treue, die mich characterisirt, wovon Ew. Majestät schon die wiederholten und unzweifelhaften Beweise in Händen haben."

Zugleich entschuldigte er sich, daß er wegen heftiger, rheumatischer Schmerzen außer Standes sei, eigenhändig zu schreiben.

Dabei zweifelte der König nicht, daß sich Godoy schon weit von Aranjuez in Sicherheit befinde; das war jedoch nicht der Fall, wie wir bald sehen werden.

Don Pedro und seine Freunde hatten indeß nicht geruht, das angefangene Werk zu vollenden. Der verwüstete Palast des Friedensfürsten wurde am folgenden Morgen noch einmal sorgfältig und mit Ordnung durchsucht, und als der Gegenstand des Volkshasses abermals nicht gefunden war, wurden alle

Ausgänge desselben mit Schildwachen besetzt, welche den strengen Befehl hatten, Niemanden aus- und einzu lassen.

Alsdann aber gingen die Häupter des Aufstandes mit einander zu Rathe. Es war bis jetzt noch wenig gewonnen. So lange Godoy nicht entweder todt oder gefangen war, oder der König selbst nicht bewogen werden konnte, die Krone niederzulegen, gab es keine Garantie gegen die Wiederkehr aller der Mißbräuche und falschen Politik, die Spanien in's Unglück gestürzt hatten. Der gesunde Volkssinn hatte dieses auch ohne alle aufregende Reden von selbst anerkannt, und die Erfolge der vorigen Nacht hatten den Muth erweckt, noch mehr zu fordern. Ueberall bildeten sich wieder auf's Neue Volksgruppen, die diesen Gegenstand besprachen. Don Pedro hatte daher fast nichts zu thun, als nur einige Ordnung in die Bewegungen dieses Widerstandes zu bringen. Die andern Mitverbündeten Escoiquez, Infantado und San Carlos suchten indeß die Befehlshaber der Truppen und die höheren Officiere für die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform zu gewinnen.

Im königlichen Palaste hatte man diese wilden Aufregungen und Bewegungen wohl bemerkt. Mit einer sichtbaren Aengstlichkeit empfing der König alle Berichte und Rapporte über diesen Gegenstand. Mit

wem sollte er nun diese neue Gefahr, die auf ihn einstürmte, berathen? Godoy war fort — seine Gemahlin war eben so rathlos, wie er selbst, und den Ministern glaubte er nicht trauen zu dürfen. Gleichwohl waren dieses die officiellen Rathgeber der Krone. Er entschloß sich endlich, sie rufen zu lassen.

„Man besorgt einen neuen Auflauf für die Nacht" — sprach der König — „man meldet mir, daß das Volk in Sectionen und Rotten getheilt werde. Man fürchtet, daß es sich bewaffnen und versuchen werde, mich zu entthronen. Was ist zu machen in dieser Noth?"

„Der ungesetzlichen Gewalt" nahm der Minister Caballero das Wort — „darf auch nicht um einen Schritt nachgegeben werden, sonst greift sie weiter. Ich rathe daher, die bewaffnete Macht aufzubieten, alles Volk noch vor dem Einbruche der Nacht aus dem Park und der Umgegend des Schlosses zu vertreiben und die Zugänge mit starken Detaschements zu besetzen."

„Indeß man sagt mir, ich könne mich auf meine Garde nicht mehr verlassen" — entgegnete der König bedenklich.

„Sire — Ew. Majestät ist nach wie vor geliebt" sprach Caballero.

„Rede Du mit den Generalen, Caballero" — gebot

der König mit einem gewissen Ausdruck von Energie die ihm nicht so natürlich war als die durchblickende Milde. — Man soll das Volk zerstreuen; indeß will ich kein Blutvergießen, keinen Krieg mit meinem Volke."

Die Minister wurden entlassen, und der König versank wieder in sein hinbrütendes Nachdenken.

Nach einigen Stunden ließ sich Caballero wieder melden. Als er eingetreten war, verkündeten schon seine bekümmerten Mienen nichts Gutes.

„Was bringst Du?" rief ihm der König zu — „doch nicht Weigerung für mich zu fechten."

„Für Ew. Majestät" — entgegnete Jener — „würde jeder Soldat freudig sein Blut verspritzen; aber nur gegen den Feind des Vaterlandes — nicht gegen das Volk. Die Generale halten es für unmöglich, die Garde gegen das Volk zu führen, und wäre dieses möglich — so wäre es noch unmöglicher, eine muthige zum Aeußersten entschlossene Volksmenge ohne Blutvergießen zu besiegen; ja noch mehr — das Volk ist dem Militär an Zahl überlegen. Der erste Schuß würde für die tapfern Soldaten Ew. Maj. ein Vertilgungskrieg werden."

„So giebt es kein Mittel mehr — mir Krone und Leben zu retten?" — seufzte der König, indem er

völlig wie erschöpft und fertig mit dem Leben zusammenfiel. —

„Noch eins, Sire.“ — entgegnete der Minister — „wenn ich mich erkühnen dürfte, es in Unterthänigkeit vorzuschlagen.“ —

„Rede!“

„Der Einzige, der das Volk beruhigen und bewegen könnte, seine rebellischen Absichten für diese Nacht aufzugeben, wäre — — Seine Hoheit der Prinz von Asturien.“

„Mein Sohn?“ — wie? — und er steht mit den Rebellen in Verbindung, sagte mir Manuel.“

So rief der König aufbrausend mit vorgebognem Körper in seinem Feauteuil sitzend und starrte den Minister an, wie ein Mensch, dessen Sinne im Begriff sind, irre zu gehen.

„Mein heiliges Wort darauf“ — sprach der Minister in der ihm eigenen würdevollen Haltung, indem er die Hand auf seine mit Orden gezierte Brust legte: „Don Fernando ist schuldlos an diesem Aufstande; der Friedesfürst hat ihn seit seiner Kindheit bei Ew. Maj. verläumdet und das war die eigentliche Quelle alles des Familienunglücks, das Ew. Maj. königliches Haus seit Jahren heimgesucht hat.“ —

„Was du da sagst, Caballero!“ rief der König aus, nicht unangenehm, doch im höchsten Grade überrascht. —

„Ist dem so, wie du redest — gerechter Gott, — so wäre es noch möglich, daß ich noch einmal im Alter ein glücklicher Vater würde. Mit Freuden wollte ich mich opfern für einen Sohn, der Spaniens Krone würdig wäre — man rufe ihn herbei!" —

Diese Aeußerung wurde dem Prinzen Don Fernando sogleich hinterbracht. Sie machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Sehr bewegt und auf das innigste gerührt, erschien er vor seinen geängstigten königlichen Eltern. Sie empfingen ihn gnädig und liebreich. Mit der zärtlichsten Ehrerbietung küßte er niederkniend ihre Hände. Und nachdem er damit bekannt gemacht war, daß der König darauf rechne, durch ihn die drohenden Volksbewegungen beigelegt zu sehen, entgegnete er mit einer Vertrauen erweckenden, bescheidenen Festigkeit, er sei zwar dem Aufstande völlig fremd, habe nicht die mindeste Kenntniß von dem, was die rebellische Volksmasse beabsichtige; indeß wolle er einige Personen an die Empörer absenden, die, so viel er wisse, Einfluß genug hätten, die Gemüther zu beruhigen und das Volk zu bewegen, zu seiner Pflicht zurückzukehren.

„Ich versichere" — schloß er — „daß ich bereit bin, alle Mittel, die in meiner Macht stehen, zu ergreifen, um dem Urheber meines Daseins die seiner Würde schuldige Achtung und Ruhe zu verschaffen.

Indeß während Fernando nicht ohne Hoffnung auf Erfolg beschäftigt war das Volk zu beruhigen, ereignete sich ein Zwischenfall, der noch schneller das Ende dieses Drama herbeiführte.

Am 19ten März, Morgens 10 Uhr, also grade sechsunddreißig Stunden nach dem ersten Eindringen des Volks in den Palast des Friedensfürsten, regte es sich dort auf dem obersten Boden unter einem Haufen alter Schilfmatten und hinter dem Schornstein aus dem klappernden Gerüll hervor hob sich erst ein gespenstischer Kopf mit verworrenem Haar und bleichem Angesicht; dann eine hinfällige lange Menschengestalt die nur mit einem im Moder bestäubten und zerrissnem Hemde bedeckt, einen weiß gewesenen, jetzt auch unsauber gewordenen Flanellmantel nach sich schleppte und um die halbnackten Schultern schlug. —

Der Mann klapperte mit den Zähnen und zitterte an allen Gliedern. Vor Durst klebte ihm die Zunge am Gaumen. Die Lippen waren blaß und trocken; mit einer scheuen Furcht starrte er in alle Winkel. Dann machte er zögernd einige Schritte gegen die Treppe. Doch ehe er es wagte, hinabzusteigen, horchte er erst lange mit vorgestrecktem Halse hinab. Auf das Geräusch einer raschelnden Ratte —

sprang er wieder einige Schritt zurück gegen sein Versteck hin; doch bald gab ihm der unerträglichste Durst den Muth der Verzweiflung. Er stieg die erste schmale Treppe hinab, die steil wie eine Hühnerleiter, in die Regionen dieses grandiosen Palastes führte, die er in seinem Leben niemals betreten hatte. Es waren die Mansarden welche die zahlreiche Dienerschaft des Friedensfürsten bewohnt hatte und er selbst — einst Herr dieses Palastes — der Gebieter von mehr als 500 Bedienten, Oberbefehlshaber der ganzen Armee und aller Flotten Spaniens, den einst wenn er ausfuhr eine Escadron seiner eignen prachtvoll uniformirten Leibgarde begleitete — derselbe Mann durchstöberte jetzt im elendesten Aufzuge diese verlassenen Höhlen der Unsauberkeit und der Roheit. Er hätte ein Königreich für ein Glas Wasser gegeben; aber er konnte keins finden und getrieben vom unerträglichsten Durst, stieg er noch eine Treppe tiefer hinab. Hier im oberen Stock in den verödeten Wohnungen seiner Hofcavaliere und der Damen seiner Gemahlin, wo bei geweißten Wänden und einfachen Strohstühlen schon mehr Reinlichkeit herrschte, suchte er eben so vergebens — nach einem Labetrunk, ohne den er sterben zu müssen glaubte.

„O Hölle" — rief er aus — „meine Seele gebe ich für ein Glas Wasser!" —

Durch eine Seitentreppe erreichte er die belle-Etage mit ihren Staats- und Prunkzimmern; aber wie waren sie verwüstet! Zertrümmerte Möbeln, alles zerschlagen, Brandschutt und schwarz gebrannte vergoldet gewesene Tapeten von den Wänden herabhängend — ein gräßlicher Anblick für den Eigenthümer, der hier im Kreise schöner Frauen, wie ein orientalischer Nabob über alle Reichthümer der Erde und Reize der Welt zu gebieten gewohnt gewesen war. — Doch das Alles war noch zu ertragen, aber der Durst — der Durst.

Kein Wasser — kein Stück Kleidung, um seine Blößen zu bedecken — kein Schuh, kein Mantel — entsetzlich! — In einem Stück Spiegel, das er vom Boden aufhob, sah er sein aschfarbenes Gesicht, das verwilderte Haar, seine gespenstische Gestalt — vor sich selbst erschreckend, fuhr er zurück und seiner Hand entfiel das entsetzliche Glasstückchen, klirrend auf dem Mosaikboden von polirtem Marmor zerbrach es in tausend Stücken — da entfloh er diesem Geräusch, das er selbst erregt hatte, aus Furcht, daß es ihn verrathen könne. —

Noch einmal schien ihm das Geschick lächeln zu wollen. Er fand in seiner eignen Garderobe den alten braunen Mantel eines Gallego — den runden, spitzen breitgerändelten Hut, mit Trodeln und Bändern eines

andaluſiſchen Majo geſchmückt; ein paar alte Espodrillos oder Sandalen von Hanf geflochten, wie ſie die Bauern zu tragen pflegen, aber kein Waſſer. —

Jene Kleidungsſtücke mochten dort Männer aus dem Volke für ſeine feinen Tuchmäntel und Sammetkleider umgetauſcht gehabt haben; aber ſie waren ihm lieber dieſe Hüllen der Armuth als die reichſte Prachtgarderobe. Dieſe würde ihn verrathen haben; jene ſchaffte ihm wenigſtens die Möglichkeit — ein Glas Waſſer zu erhalten.

So verhüllt ſtieg er wieder durch eine ſchmale Hintertreppe hinab in das Sousterrain ſeines Palaſtes, wo ſich die Küchen für ſeine fürſtliche Hofhaltung befanden. Dort — o Wonne rauſchte ein fließender Brunnen aus einem Löwenrachen in ein Marmorbecken den klarſten Waſſerſtrahl. — Aber — o Schreck! — ein Gardiſt von der Walloniſchen Leibgarde ſtand dabei, hatte ſein Gewehr an die Wand gelehnt und liebkoſend ſein braunes Mädchen umarmt, mit dem er gemeinſchaftlich aus einem Becher klares Waſſer trank — welches durch Scherze, Lachen und Küſſe noch dazu köſtlich gewürzt wurde. —

Don Manuel — der Friedensfürſt — war im Begriff ſich zurückzuziehen, da er im erſten Augenblick glaubte, bemerkt zu ſein. Doch bald gab ihm der brennende Durſt den Muth der Verzweiflung, auch

dachte er: das Glück macht geneigt, sich des Unglücks zu erbarmen.

Und nun trat er vor, im Vertrauen auf seine Verkleidung und bat um einen Trunk Wasser.

Das Mädchen reinigte sogleich bereitwillig den Becher und füllte ihn freundlich mit dem klarsten Wasser, der Gardist sah mit Theilnahme auf den durstigen Mann, der so krank zu sein schien und mit unersättlicher Gier — mit einer wahren Wollust den Labetrunk schlürfte. Es fiel ihm nicht ein zu fragen, wohin und woher? — der gute Bursche hatte in seinem Glück ganz andre Gedanken im Kopfe. — Es wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn der stolze Friedensfürst wie ein jeder geringe Mann gethan haben würde, mit einem: „Gottes Lohn!" hätte davon gehen können.

Allein gewöhnt, von geringen Leuten nicht den geringsten Dienst anzunehmen ohne ihn fürstlich zu belohnen, griff er in die Börse und drückte dem Mädchen einige blinkende Goldstücke in die Hand. Mit dem zweiten Griff wollte er dem Wallonen ein ähnliches Geschenk zurücklassen; als dieser Mißtrauen schöpfend zurücksprang, sein Gewehr ergriff und in soldatischer Haltung ihn anrief: „Halt — werda!" —

„Gut Freund! — ein armer Bauer," — entgegnete der Friedensfürst — betroffen und zögernd,

unsicher fügte er hinzu, — „ich hatte mich hier betrunken, war unbemerkt liegen geblieben und bin erst so eben erwacht. Nun laßt mich gehen. Freund — Weib und Kinder erwarten mich." —

„Heilige Mutter der Gnaden!" — rief der Wallone, ihn aufhaltend. —

„Still — still mein Freund," bat der Flüchtling — „so macht doch keinen Lärm — ich will Euch reich machen — Ihr sollt haben so viel, daß Ihr Beide leben und Euch verbinden könnet — ein Bauerngut — ein Landgut — und Geld — Geld vollauf — seht hier....!" und damit hielt er dem Gardisten beide Hände voll Gold entgegen.

Dieser aber packte ihn fest. „Halt!" — rief er, „keine Reichthümer der Welt sollen mich von meinen Pflichten abwendig machen; Du bist entweder ein Spitzbube, der den Friedensfürsten beraubt hat, oder Du bist dieser selbst — in beiden Fällen — marsch in die Wache!"

„Unbesonnener!" — rief der Friedensfürst, indem er einen unglücklichen Versuch machte, das Aplombe seiner hohen Stellung im Blick und Wesen geltend zu machen — „Du trittst Dein Glück mit Füßen — ein Wort von mir kann Dich zum Hauptmann, ein Zweites zum Obristen, ein Drittes zum General er-

heben! — wisse, ich bin Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, Graf von Evramonte, Generalissimus der Armeen und Großadmiral der Flotte — ja, ich bin es, den Ihr Rebellen sucht — ich bin der Friedensfürst!" —

„Der Guitarrenspieler," — höhnte der Krieger — „der Spanien in die Hände der Franzosen geliefert hat — der Ehebrecher und Sünder — Pfui — über Dich — fort in die Wache!" —

Und kaum hatte er ihn aus dem Palast auf die Straße gezogen, so schrie er laut: „Wache heraus, der Verräther ist gefunden!" —

Nun aber stürzten sich Volk und Soldaten auf den Unglücklichen los. Man riß ihm das Zeug vom Leibe, die Waffen und die Geldbörse aus dem Gürtel — die Goldstücke rollten auf dem Boden hin, kein Mensch nahm sich die Mühe, sie aufzuheben; die Wuth war zu groß und allgemein, um noch auf solche Dinge achten zu können, die Volksmenge schwoll an wie ein Strom. Man zerrte, schlug und mißhandelte ihn mit Stößen und Fußtritten, wo man nur einen Theil seines Körpers erreichen konnte. Das furchtbare Muerran el Traidor!*) rollte wie ein brausender Ge-

*) Es sterbe der Verräther!

witterſturm durch die Kopf an Kopf gedrängte Menge. Meſſer blitzten und Knüttel wurden geſchwungen, um ihn zu tödten — nur die dicht gedrängten Maſſen ſeiner Feinde machten es unmöglich, daß man ihn erreichte. Es fehlte an Raum ihn zu tödten. Don Pedro und Escoiquez, ſo wie die herbeieilenden Officiere der Garde bemühten ſich vergebens, dieſen Mißhandlungen Einhalt zu thun. Ein ſchönes Weib mit aufgelöſten rabenſchwarzen Haaren ſchrie ebenſo erfolglos um Erbarmen. Als ſie ſah, daß von Seiten der Volkswuth keine Milde zu hoffen ſei, lief ſie wie ein geſcheuchtes Reh nach dem Schloßplatz vor den königlichen Palaſt und erfüllte die Luft mit dem Geſchrei: „der Friedensfürſt iſt gefunden und wird gemißhandelt und getödtet; der König wolle retten, was zu retten iſt!“

Man hätte vielleicht in der allgemeinen Unruhe, wenig auf das Geſchrei dieſes unbekannten Weibes gehört — Niemand wußte, daß es die unglückliche geheime Gattin des Friedensfürſten — Joſefa Tudo war — hätte nicht der König zufällig am offenen Fenſter geſtanden und es ſelbſt gehört, daß ſeinem immer noch geliebten Günſtlinge ſo große Gefahr drohe. Er wendete ſich ſogleich ab vom Fenſter und ſagte es der Königin, die dort ſoeben ihre Chocolade trank. Dieſe wurde bleich vor Schreck und rief mit gerunge-

nen Händen: „man rette das unschuldige Blut, man rufe Fernando — er ist der Einzige, der ihn retten kann!“ —

Der Prinz wurde gerufen und erschien vor seinen königlichen Eltern.

Indeß sah man schon aus den Fenstern des Palastes das sich heranwälzende Volksgewühl, in dessen Mitte sich der unglückliche Gefangene befand; und mit wahrer Seelenangst baten König und Königin ihren Sohn, den armen Liebling zu retten.

Der Augenblick der Rache war gekommen. Einige Minuten durfte Fernando nur zögern und der verhaßte Todtfeind — der Mann, der ihm das tiefste Weh seines Lebens zugefügt hatte, wäre von der Volkswuth zerrissen — das in der Brust eines Südländers stärker glühende Rachegefühl wäre damit gekühlt, der gefährlichste Gegner für immer vernichtet — Klugheit und Leidenschaft geboten zugleich dem Volk ungehindert das Werk vollenden zu lassen; allein Don Fernando war edler, als seine Feinde jemals ihm zugetraut haben. Obgleich er sich auf's Neue verletzt fühlte durch die in diesem Moment so sprechend hervortretende Zuneigung seiner Eltern für diesen unwürdigen Menschen, den nur die Folgen seiner eigenen Schuld getroffen hatten, so entschloß er sich doch,

die Rettung dieses Elenden, den er jetzt mehr verachtete, als haßte, zu versuchen.

Der Prinz bestieg sogleich sein Pferd und ritt an der Spitze einiger Garden im Galopp nach der Gegend hin, wo der stärkste Volkstumult war. So bald die Menge ihn erblickte, schrie sie ihm ein donnerndes „Viva!“ zu, das seltsam contrastirte gegen die Verwünschungen des Friedensfürsten, die man gleichzeitig hörte. Don Fernando begrüßte das Volk und winkte mit der Hand. Sogleich war Alles einen Augenblick ruhig; doch zehn derbe Fäuste hielten den Friedensfürsten noch gepackt und zerrten ihn durch die Raum gebende Volksmenge vor den Prinzen, indem sie riefen: „Verurtheilen Ihre Hoheit den Elenden!“ — „bei der heiligsten Mutter der Gnaden — es kostet nur ein Wort und wir hängen ihn an den nächsten Laternenpfahl!“ — „Seine Seele fahre in alle siebzehn Höllen!“ — „Keine Gnade — kein Erbarmen gegen den Guitarrero; er hat Spanien unglücklich gemacht. — Er sterbe, muerran — muerran!“ —

„Hört!“ — rief der Prinz — „entzieht ihn seinen Richtern nicht, die ihn nach seinen Thaten richten und verurtheilen werden. Hat er den Tod verdient, so wird man ihn öffentlich hinrichten; aber Ihr sollt ihn nicht tödten, damit man erst seine Mitschuldigen erfahre.“ —

Diese Gründe waren einleuchtend. „Er soll leben, um auf dem Schaffot zu sterben!“ — riefen die Nächsten. — „Edle Spanier!“ — schrien Andere — „fallt dem Henker nicht in's Amt — dieser Verbrecher soll ehrlos sterben!“ — —

„Sie sehen,“ sprach darauf Fernando zu dem Friedensfürsten, den man bis vor die Füße seines Pferdes geschleppt hatte, — „das elende Leben habe ich Ihnen geschenkt. Verwenden Sie den Rest Ihrer Tage zu Reue und Buße, um wenigstens Ihre arme Seele zu retten vor der ewigen Verdammniß, die Sie verschuldet haben — denn der Strenge der Gesetze und der Gerechtigkeit Ihrer Richter werden Sie nicht entgehen.“ —

Im ersten Augenblicke hatte das elende Aussehen des gemißhandelten Gefangenen den gerechten Zorn des Prinzen entwaffnet. Doch der Friedensfürst fühlte bei dieser Scene seinen so tiefgekränkten Hochmuth wieder erwachen. Es war ihm unmöglich von dem Prinzen eine Gnade anzunehmen, den er sich gewöhnt hatte, wie einen unmündigen, blödsinnigen Knaben zu behandeln. Dieses Gefühl an der äußersten Grenzlinie der Verzweiflung drängte ihn zu einem Trotz der äußersten Frechheit. — Indem er sich aufrichtete, mit dem bleichen, blutenden Antlitz den Prinzen anstarrte, den vom Volke zerrissenen Mantel um sich schlug,

streckte er die Hand aus, wie ein römischer Imperator und rief dem Prinzen zu: „Mit welchem Rechte wagt es Ihre Hoheit mir eine Gnade anzubieten? Ihre Hoheit spielt hier den König, wie ich sehe; oder ist Ihre Hoheit schon König von Spanien?“ —

„Noch nicht,“ — antwortete der Prinz, verletzt durch diese Frechheit, und wendete sich ab von dem übermüthigen Elenden, empfahl ihn jedoch der Fürsorge seiner Garden und ritt nach dem königlichen Schlosse zurück. Indeß die Frechheit des gefangenen Friedensfürsten hatte auf's Neue die Volkswuth entflammt. Die beiden mit seinem Transport beauftragten Gardisten sahen sich genöthigt, ihn zwischen ihre Pferde zu nehmen, wo er sich in der Erschöpfung seines hinfälligen Körpers an beide Sattelknäufe anhalten mußte, um nicht niederzusinken. — Die wüthende Menge wagte nun zwar nicht, ihn mit Steinwürfen zu verfolgen, um nicht die Gardisten zu treffen, die bei dem Volke beliebt waren; allein mit Stöcken und Stangen stieß man unter und zwischen den Pferden durch, warf ihn mit faulen Orangen und schrie gräßliche Verwünschungen hinter ihm her. Die Reiter mit ihren Gefangenen setzten sich daher in Trab, hielten ihn bei den Händen fest und schleppten ihn so zwischen ihren Pferden mit fort.

Endlich waren die alten Klostergebäude der Garde

du Corps-Caserne erreicht. — Die Reiter ließen die Hände des Elenden los, den sie hierhergeschleppt hatten; der Corregidor und die Aguacils des Gefängnisses nahten sich mit klirrenden Fesseln, um ihm Ketten anzulegen. Dieser Augenblick aber brach seine letzte Kraft. — Hinfällig, knickte er zusammen, und lag am Boden — ein Häufchen Elend — ein an allen Gliedern zerbrochener Mensch, wie es schien. — Da trat Don Pedro heran und reichte dem Erschöpften seine Feldflasche, woraus er, ohne aufzusehen, einige Züge von dem feurigen Alicantewein that, die ihn wieder zu beleben schienen.

Indem er die Augen aufschlug, erkannte er den von ihm so arg verfolgten und verrathenen Grafen von Montijo. —

„Sie beschämen mich, Don Pedro, durch Ihre Großmuth," — sprach er mit schwacher Stimme.

„Das Unglück — selbst das verschuldete," — entgegnete dieser — „hat Anspruch auf Mitleid." —

„Welche Rache!" — rief der Friedensfürst — „es ist die Grausamkeit einer entsetzlichen Großmuth, die mich in diesem Augenblick völlig vernichtet."

Eine Menge Menschen hatte sich um den Gefangenen gesammelt, den man vom Boden aufgehoben und auf einen Eckstein gesetzt hatte, da es ihm noch

an Kraft fehlte, die enge gewundene Treppe des Gefängnißthurms hinanzusteigen.

Während Don Pedro mit dem Corregidor sprach, um ihn zu bewegen, dem Gefangenen keine Fesseln anzulegen und ihn menschlich zu behandeln, hatte diesem gerade gegenüber ein fanatischer Kapuzinermönch einen erhöhten Stein bestiegen und hielt von diesem herab eine Straf- und Bußpredigt, welche grausam genug ihm die ganze Tiefe seines Falls vor Augen stellte.

„Seht da!" — rief er — „den Mann des Jammers und des selbst verschuldeten Elends — es paßt auf ihn die Schilderung, die der heilige Chrysostomus von dem gefallenen Günstling Eutropius giebt." „„Alles ist verloren,"" — schreibt der fromme Kirchenvater — „„ein Sturm hatte diesen Baum seiner Blätter und Zweige beraubt, der nun, dürr und nackt und bis in seine Wurzeln erschüttert, dasteht. Wer könnte sich rühmen, so weit gestiegen zu sein? Uebertraf er nicht alle Welt an Reichthum? Besaß er nicht die höchsten Würden? Fürchteten ihn nicht Alle, und zitterten vor seinem Namen? und jetzt elender, als ein gefesselter Gefangener, ärmer, als der letzte Sclave und Bettler, sieht er nur Waffen gegen sein Herz gekehrt — sieht nur Vernichtung, Henker und Tod."""

Das waren schwere Worte, gewichtvoll und ver-

nichtend durch die Macht ihrer Wahrheit. Das Volk ſtand erſchüttert; der Gefangene ſelbſt war ſo niedergeſchlagen, daß er kein Auge aufzuheben wagte. Und in demſelben Jahre, in welchem der König ihm den Titel Hoheit beigelegt hatte, war Godoy durch eine furchtbare Volksjuſtiz mit dem Character der tiefſten Erniedrigung bekleidet worden.

Indeß war Don Fernando unter dem Jubelgeſchrei des Volkes nach dem königlichen Palaſte zurückgekehrt. Man erwies ihm überall königliche Ehren. Im Palaſte ſelbſt, wohin er ſeinen Blick wendete, begrüßte man ihn mit dem tiefſten Reſpect. Ein jeder, den er anredete, Männer und Frauen, kniete nieder, wie es die Etikette nur gegen den König gebot. Die Miniſter und die angeſehenſten Hofleute, die noch einige Tage vorher die Schmeichler ſeiner Gegner geweſen waren, kamen ihm jetzt mit den tiefſten Ergebenheitsverſicherungen entgegen. Es würde bei dieſer allgemeinen Stimmung am Hofe, wie im Heere und im Volke dem Prinzen nur ein Wort gekoſtet haben, und man hätte ihn zum König ausgerufen. Allein weit davon entfernt, dieſe Bewegung für ſeinen Vortheil zu benutzen, begab er ſich, eingedenk

seiner Sohnes- und Unterthanenpflicht, zu seinen bekümmerten Eltern, um sie zu trösten.

Der König und die Königin sollten jetzt schon eine traurige Erfahrung machen. Alle ihre sonst so zahlreichen und glänzenden Umgebungen hatten sie verlassen. Nur noch wenige alte treue Diener waren in ihren Vorgemächern zu sehen. Einsam saß das trauernde Königspaar im öden Prunkgemache, dessen vergoldete Stuckaturen aus dem hohen Spiegel in tiefer Ironie ihres untergegangenen Königsglanzes auf sie herabzublicken schienen. Beide waren in den schwersten Kummer versunken, der jemals menschliche Herzen bedrückt haben mag. Sie saßen neben einander auf einem vergoldeten, mit rothen Sammtpolstern belegten Sopha. Ihre Hände waren ineinander geschlungen. Im Gefühle, daß sie Beide nun keine menschliche Seele mehr hatten, woran sie sich halten konnten, schien sich Eines an dem Andern aufrecht erhalten zu wollen. Die Sympathie desselben Kummers vereinigte das schon beträchtlich alternde Paar jetzt enger als jemals. Sie waren Beide so rathlos, daß sie keine Worte hatten, einander ihre Gefühle mitzutheilen. Sie schwiegen. Es waren marmorbleiche Bildsäulen, die ein Donnerschlag vom Geschick gleichsam versteinert hatte. So traf sie Fernando, als er von seinem Triumphzuge durch das Volk zu-

rückkehrte, und betroffen über diese rührende Erscheinung seiner bekümmerten Eltern blieb er im Hintergrunde stehen, ehe sie ihn bemerkten.

Eine tiefe Pause folgte jetzt.

Nach einer Weile hob der König den Kopf und lächelte schmerzlich ihn an: „A sieh da, Fernando! kommst du vielleicht, um die Krone von meinem schwachen Haupte zu nehmen?" — fragte er ohne Zorn, aber nicht ohne Wehmuth — „hat sie das Volk dir zugesprochen, so will ich sie dir abtreten."

„O mein königlicher Vater und Herr" — rief Fernando, vor ihm niedersinkend auf ein Knie und küßte demüthig die Hände seiner Eltern — „womit habe ich diesen entsetzlichen Vorwurf verdient? — ich komme vielmehr, um Ew. Majestät auf's Neue zu versichern, daß ich auch nicht eine Stimme des Unwillens gegen das gesalbte hohe Haupt meines Vaters gehört habe. Die edle spanische Nation ist die treueste und loyalste auf der Welt. Ihr ist die Majestät heilig, wie der Leib des Herrn, den das Volk ja auch mit dem Titel Su Majestad knieend begrüßt, wie den König selbst. Bald wird Aranjuez von der zufrieden gestellten Volksmenge befreit sein, und dann wird nichts mehr meinen Herrn und Vater hindern, sein Volk glücklich zu machen. Will sich dabei Ew. Majestät meines geringen Rathes und Einflusses be-

dienen, so werde ich mich glücklich schätzen, die Auszeichnung zu verdienen, der erste und treueste Ihrer Unterthanen zu sein. Möge Gott Ew. Majestät noch viele Jahre zum Heile der Christenheit die Krone auf dem Haupte erhalten."

Diese mit Wärme und Verehrung gegebene Erklärung verfehlte nicht ihre Wirkung. Der König reichte ihm freundlich die Hand zum Aufstehen, nannte ihn seinen lieben Sohn und erkundigte sich sodann nach Godoy.

„Das Leben habe ich ihm gerettet" — entgegnete Fernando — „aber Ihre Majestäten dürfen nie hoffen, ihn jemals wieder um Ihre königlichen Personen zu sehen. Jeder Versuch dazu würde einen neuen Volksaufstand heraufbeschwören, gefährlicher als jeder frühere. Dieser Günstling des Glücks hat sein Schicksal erfüllt. Ihre Majestäten haben ihn aus dem Staube erhoben, möge er wieder in den Staub zurücksinken. Wenn ein Richterspruch ihn verdammt, so möge er sterben den Tod des Verbrechers. Diese Genugthuung ist Ihre Majestät nicht blos Ihrem, von diesem Menschen verfolgten und verläumdeten Sohne schuldig, sondern auch der hochherzigen spanischen Nation, die zu lange schon ihren Nacken geduldig gebeugt hatte unter die Fußtritte eines so intriguanten Emporkömmlings."

Der edelste Unwillen — frei von niedriger Rachsucht gemeiner Seelen — hatte Fernando begeistert. So fest und würdig, wie in diesem Augenblicke, hatte er es noch nie gewagt, seinen königlichen Eltern gegenüber, das Wort zu führen. Auf Beide machte diese Rede den tiefsten Eindruck. Jetzt erst dämmerte in ihren Seelen ein Bewußtsein dessen auf, was sie wollten; sie fühlten das Bedürfniß, sich darüber gegenseitig auszusprechen und entließen Fernando mit einer Handbewegung, nachdem sie ihm noch einmal empfohlen hatten, für ihre persönliche Sicherheit zu sorgen.

„Und" — fügte die Königin hinzu — „ich lege dir Fernando noch besonders als eine Pflicht der Menschlichkeit an's Herz, daß für eine anständige Behandlung des armen Gefangenen gesorgt werde, daß man ihm wenigstens die nöthige Pflege, ärztliche Hülfe und den Trost der Religion nicht versage."

Fernando schickte sogleich einen Adjutanten an den Corregidor des Gefängnisses mit dem Befehle, diesen Wünschen zu genügen, so weit es mit der sichern Verwahrung des Gefangenen und Abschneidung aller Verbindung nach Außen hin vereinbar sei.

Carl's IV. Abdankung und Widerruf.

Neuer Tumult vor dem Gefängnisse. — Steigende Angst des Königs. — Bekümmerniß des Königspaares wegen des Friedensfürsten. — Erstes Auftauchen der Idee einer Thronentsagung. — Rath der Minister. — Gerücht von neuen Unruhen. — Scene im Cabinet des Königs. — Thronentsagung in der Hoffnung, Godoy dadurch zu retten. — Ferdinand VII. wird als König proclamirt. — Volksjubel. — Stimmung darüber in der königlichen Familie. — Carl IV. meldet Napoleon seine Thronentsagung. — Carl IV. äußert, daß er freiwillig entsage. — Drohende Verhältnisse. — Der Gefängnißthurm. — Der Coeregidor des Gefängnisses. — Josefa Tudo. — Godoy's neue Intriguen. — Zusammenkunft Donna Josefa's und der Königin. — Carl IV. protestirt gegen seine Abdankung. — Der gefangene Friedensfürst wird nach Villa-Viciosa versetzt. — Die Königin und ihre Tochter schreiben an Mürat.

Das Volk blieb ruhig, bis Nachmittags um 2 Uhr ein unangenehmer Zufall auf's Neue die Ruhe und Ordnung störte.

Seitdem Godoy um 11 Uhr Morgens in die Garde du Corps Caserne gebracht war, blieb noch eine große Menge Neugieriger auf dem Platze vor der Caserne stehen. Bald kamen noch andere unter

Anführern geordnete Volkshaufen hinzu, die jedoch keine andere Absicht zu haben schienen, als das Gefängniß von außen her zu bewachen, um zu verhindern, daß der verhaßte Staatsgefangene nicht etwa auf Anstiften der Königin entführt werde. Die Versetzung in ein anderes, im Süden von Spanien belegenes Gefängniß würde dazu die günstigste Gelegenheit geboten haben, und so hatte sich denn ein dunkles Gerücht verbreitet, man beabsichtige den Gefangenen nach Granada zu bringen, um ihn dort heimlich zu entlassen. Schon dieses Gerücht brachte viel Aufregung unter die bewegte Menge. Plötzlich sah man eine große Fensterkutsche mit sechs Maulthieren, die in zwei Reihen vor einander gespannt waren, vor dem Casernenhofe halten und eine durchdringende Stimme aus dem umstehenden Volkshaufen schrie: „Tio Pedro! Tio Pedro! der Wagen ist da, um den Guitarrenspieler nach Granada abzuholen."

„Das dulden wir nicht" — rief der Embozado, der bis dahin unbeweglich, Alles beobachtend und von Allen gesehen, auf einem erhöhten Eckstein gestanden hatte und streckte seinen Arm hervor aus dem die ganze Gestalt verhüllenden Mantel — „schneidet die Stränge ab, werft den Wagen um!"

Und kaum hatte er dieses Wort gesprochen, so stürzte sich von allen Seiten die Menge auf den Wa-

gen und in wenigen Augenblicken waren die Stränge abgeschnitten, der Wagen umgestürzt und in Stücken geschlagen.

Die Nachricht von diesem neuen Tumult war bald zu den Ohren der Königin gedrungen. Voll Schreck und Entsetzen eilte sie in das Cabinet des Königs.

„Der arme Manuel" — rief sie weinend aus — „wie wird es ihm ergehen? — das furchtbare Volk dürstet nach seinem Blute."

„Was ist mit ihm?" — fragte der bleiche König, erschreckend.

Und nun erzählte Marie Louise, wohl nicht ohne jene Uebertreibungen, welche die Fortpflanzung solcher Schreckensnachricht herbeiführt, den Tumult, der eben wieder vor dem Gefängnisse der Garde du Corps-Caserne Statt gefunden hatte.

„Jesu, Jesu!" — rief der König aus — „was will daraus werden? — diese Jacobiner werden nicht eher ruhen, bis sie uns das Schicksal Ludwig's XVI. und der armen Maria Antoinette bereitet haben werden. Heiligster Jacob von Compostella erbarme Dich Unserer, sieh herab von Deiner Höhe, großer Heiliger, auf den allerchristlichsten König, der sich in Todesängsten befindet."

So hatten Furcht und Angst den kränklichen,

und fieberhaft aufgeregten alten König fromm gemacht, was er sonst im gewöhnlichen Leben niemals gewesen war. Die Königin behielt mehr Besonnenheit und Geistesgegenwart.

„Wer kann" — rief sie in ihrem Schmerzgefühle — „an sich selbst denken, in einem Augenblicke, wo das Leben unseres besten Freundes bedroht ist? Er hat es wahrlich nicht um uns verdient, daß wir ihn so kaltherzig aufgeben und in seiner großen Noth verlassen."

„Aber — heiligste Mutter der Gnaden" — rief der König — „was können wir machen, was können wir thun? sind uns nicht alle Hände gebunden durch diese Anarchie eines wüthenden Pöbels?"

„Der arme Manuel" — sprach die Königin, in Thränen zerfließend — „er würde sein Leben freudig für uns aufgeopfert haben, und wir haben nicht einmal den Muth, einem armseligen Thron zu entsagen, der unter unsern Füßen wankt, einer Krone, die in so bewegten Zeiten zu einer wahren Dornenkrone geworden ist."

„Der Herr erlöse uns von diesem Uebel" rief der König — „o ich habe es längst gewünscht, den Rest meiner Tage im Frieden und in der Stille der Zurückgezogenheit hinbringen zu können; besonders seitdem die Schmerzen der Gicht an meiner Hand...."

Doch der König vollendete diese Phrase nicht, sondern auf den Gedanken an seinen gefangenen Günstling überspringend, schloß er: „aber würde es ihn retten, wenn ich mich auch entschließen wollte, der Krone zu Gunsten Fernando's zu entsagen? — würde nicht dieser, wenn er zur Regierung käme, seine Macht anwenden, um den so mit Unrecht gehaßten Friedensfürsten sogar — o schrecklicher Gedanke! — hinrichten zu lassen?"

„Gott bewahre uns in Gnaden dafür!" — sprach die Königin, zusammenschaudernd — „indeß bin ich der Meinung, daß das Volk dem Friedensfürsten nur darum nach dem Leben trachtet, weil es an die Möglichkeit glaubt, daß er einst wieder begnadigt in seine frühere Stellung zurückkehren werde."

„Was auch gewissermaßen nothwendig wäre" — entgegnete der König — „denn ohne ihn fühle ich mich doch gar zu sehr verlassen."

„Gewiß darum würde Fernando, sobald wir uns nach dem Süden, vielleicht im schönen Granada in das Privatleben zurückgezogen haben würden, gewiß gern — schon aus Pietät unsere Wünsche erfüllen, indem er uns diesen Freund zur Verfügung stellte. Es wäre ein schönes Leben, mein Carlos" — sprach sie weich und zärtlich — „wenn nicht mehr der trügerische Glanz einer Krone und der kalte Titel

Majestät die schöne Harmonie dreier Herzen stören dürfte, welche der Himmel für einander geschaffen hat."

Der König ging ein in diese Idee einer schönen Idylle und sprach schon, daß er das alte maurische Königsschloß in Granada, den Alcazar, mit seinen phantastischen Bogen, Laubgewinden, zarten Säulenschaften und luftigen Hallen für sich ausbauen lassen werde; doch bedürfe der große Entschluß, eine Krone niederzulegen, noch reiflichere Ueberlegung.

Er bat daher die Königin, ihn zu verlassen und Befehl zu ertheilen, daß sein Minister Caballero sogleich gerufen werde.

Dieser und noch einige andere Räthe des Königs trugen kein Bedenken, mit aller Ehrerbietung dem Könige den Rath zu geben, der Krone zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen von Asturien, zu entsagen. Die kostbare Gesundheit Sr. Majestät, fügten sie schonend hinzu, sei zu angegriffen, um länger den Angriffen so vieler Bekümmernisse entgehen zu können. Es sei Pflicht, ein so unschätzbares Leben durch Zurückgezogenheit und Verweilen in einem mildern Clima so lange als möglich zu erhalten.

Der König gab keine bestimmte Antwort und entließ seine Rathgeber, im Grunde wenig geschmeichelt durch ihren Rath, doch nicht ohne Neigung, ihm zu folgen.

Später berichtete ihm ein Gardeofficier, das Volk sei noch sehr unruhig und bereite für die nächste Nacht einen Aufstand vor, der die Ermordung des Friedensfürsten zum Zwecke haben würde.

Dieser Umstand schien den Entschluß des Königs entschieden zu haben. Er befahl sogleich, daß um sieben Uhr sämmtliche Minister in seinem Cabinete erscheinen sollten. Zugleich berief er die Königin und den Prinzen Fernando dorthin.

Mit dem Schlage sieben Uhr Abends, standen die sämmtlichen Minister der Krone im Kabinet Karls des Vierten. Der König hatte die Eintretenden mit einem kaum bemerklichen, halben Neigen des Kopfes begrüßt, und dann mit einem Wink der Hand die üblichen Handküße zurückgewiesen. Nun standen sie schweigend in einiger Entfernung vom Sessel des Königs. Dieser trug, in Folge eines Gichtanfalls den rechten Arm in einer Schlinge. Man wußte daß er bis jetzt mit seinen geheimen Cabinetssecretairen gearbeitet hatte, und fand die völlige Abspannung des königlichen Herrn nicht auffallend. Der kränkliche Monarch sah allerdings sehr blaß und leidend aus. Er ließ den Kopf hängen, wie in ein träumerisches Nachsinnen versunken. Man hörte nichts als das

Picken der Pendule. Alles war in der höchsten Spannung, denn Niemandem hatte der König vorher seine Absicht vertraut. Nach fünf Minuten erschien die Königin. Auch sie war kummerbleich, verneigte sich schweigend vor ihrem Gemahl und setzte sich an dessen linke Seite. Eine zweite Pause entstand, eben so feierlich still als die erste. Kein Glied rührte sich; keine Gesichtsmuskel zuckte. Die Wachskerzen auf den silbernen Armleuchtern waren schon angezündet; aber durch die Spiegelscheiben der Fenster warf noch der Glutstern des Abendhimmels einen rothen Schein in das Gemach herein, und dieser gab mit dem blassen Kerzenlicht verbunden, eine, in der That unheimliche Doppelbeleuchtung.

Nach einer zweiten Pause hörte man nahende Fußtritte. Die schweren Vorhänge des Haupteinganges rauschten zurück und der Prinz von Asturien — eine volle kräftige Jugendgestalt inmitten dieser geisterbleichen Schemen — trat herein. Er war in die so reiche Generalsuniform des altspanischen Hofes gekleidet und beugte sein Knie zum Handkuß.

„Es wird das letztemal sein, mein Sohn Fernando," — sprach der alte König mit bewegter Stimme „daß du deinem Vater als regierenden König und Herrn von Spanien die Hand küßest. Ich habe in diesen Tagen deine Tüchtigkeit, ein

stolzes und edles Volk zu regieren, geprüft und bewährt gefunden. Deshalb, aus freiem Willen und ohne äußerm Zwang, habe ich ein Decret erlassen, das ich hiermit dir und meinen Ministern zuerst eröffnen werde."

Mit jedem Wort wurde der König tiefer bewegt. Er versuchte das bereits unterzeichnete Decret, welches auf dem Marmortischchen neben seinem Sessel gelegen hatte, zu lesen; und begann: „Meine Kränklichkeit erlaubt mir nicht . . . ." allein Thränen perlten zwischen den grauen Wimpern und am Weiterlesen gehindert, überreichte er das Decret dem ihm zunächst stehenden Minister Caballero, um es in seinem Namen vorzulesen.

Dieser las mit lauter und fester Stimme:

„Meine Kränklichkeit erlaubt mir nicht länger, die schwere Last der Regierung meiner Staaten zu tragen und das Interesse meiner Gesundheit verlangt, daß ich in einem milden Clima die Ruhe des Privatlebens suche. Daher habe ich nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, die Krone zu Gunsten meines Erben und vielgeliebten Sohnes, des Prinzen von Asturien, niederzulegen. Es ist demnach mein königlicher Wille, daß man ihn als König und natürlichen Herrn aller meiner Staaten anerkennt und ihm gehorcht. Damit die gegenwärtige königliche Erklärung meiner freiwilligen Abdankung gesetzlich zur Ausführung komme,

so werde dieselbe dem Conseil und Allen, die sie angeht, mitgetheilt.

Gegeben, Aranjuez, den 19ten März 1808."

Ich, der König.

Alle Anwesenden waren erschüttert und tief bewegt, besonders Don Fernando, der ihm schweigend die Hand küßte. Erst nach einigen Minuten fand er Kraft, einige Worte des Dankes zu stammeln und dann zog er sich in seine Gemächer zurück. Dort wurde er von den Ministern, den Granden und den Rangofficieren des Heeres, so wie von den höhern Hofbeamten begrüßt, die ihn freudig als König anerkannten.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von diesem erwünschten Ereigniß in der Stadt Aranjuez. Königliche Herolde erschienen noch bei Fackellicht auf den öffentlichen Plätzen der Stadt und riefen Ferdinand VII. zum König aus. Der Jubel war unbeschreiblich im Volke wie im Militär. Die Menge strömte hinaus nach dem königlichen Palast und harrte auf dem Schloßplatz bis der junge König auf dem Balkon erschien. Dann aber wollte das Vivatgeschrei kein Ende nehmen. Alle Leiden waren vergessen. Man gab sich fröhlich den ausschweifendsten Hoffnungen

hin. Die Stadt wurde noch in derselben Nacht glänzend erleuchtet. Zahlreiche Volkshaufen trugen die Büste des neuen Königs in Triumphzügen durch alle Straßen. Auf allen öffentlichen Plätzen sah man jene üppigen Tänze des Südens, voll Gluth und Leidenschaft, die so poetisch sind im spanischen Volksleben. Bis tief in die Nacht hinein hörte man unter den duftenden Laubgewölben der majestätischen Baumalleen überall zu den Tönen der Guitarre, Seguedillas und Serenaden singen. In den blühenden Boskets wandelten liebende Paare, deren Glückseligkeit durch die patriotische Freude nur noch erhöhet zu sein schien.

Indeß geschah im Schlosse von Aranjuez die Vorstellung der königlichen Familie bei dem jungen Könige. Ferdinand VII. nahm die Glückwünsche seiner Brüder und nächsten Angehörigen an.

Der Eindruck, den Fernandos unerwartete Thronbesteigung auf diese gemacht hatte, war sehr verschieden. — Der Infant Don Antonio bezeugte mit aufrichtiger und respectvoller Herzlichkeit Ferdinand VII. seine freudige Theilnahme und sprach sich über die Hoffnungen des Landes aus, die sich an diese erwünschte Erhebung knüpften. Don Carlos, dagegen, der zweite Bruder des Königs, blieb ernst und verschlossen, versagte zwar seinem ältern Bruder den üblichen Handkuß mit einer Kniebeugung nicht; aber das ge-

schah so gemessen und schweigsam, daß man die wahre Meinung seines Herzens nicht erkennen konnte. Noch unangenehmer schien von diesem Ereigniß die Schwester des jungen Königs, die verwittwete Königin von Etrurien, Donna Maria Louisa, berührt zu sein. Sie war, wie man wußte, ihrer Mutter unbedingt ergeben und Beiden drängte sich ein dunkles Gefühl auf, als sei die Thronentsagung ihres Vaters nicht ganz freiwillig gewesen.

Schon mit diesem Gedanken zogen neue Gewitterwolken gegen die kaum errungene Königswürde, am fernen Horizont herauf. —

Noch indeß lag Karl dem Vierten jede Mißbilligung und Reue dieses wohlüberlegten Schrittes so fern, daß er am folgenden Morgen, also am 20sten März mit aller Ruhe und geistigen Freiheit an Napoleon schrieb:

„Mein Herr Bruder!

„Da meine Gesundheit an jedem Tage mehr in Verfall geräth, so habe ich es für angemessen gehalten, zur Wiederherstellung derselben, ein mildes Clima aufzusuchen, indem ich mich von den Sorgen der Regierung meines Königreichs zurückziehe. In dieser Hinsicht habe ich es der Wohlfahrt meiner Völker für angemessen gehalten, zu Gunsten meines geliebten

Sohnes, des Prinzen von Asturien der Regierung zu entsagen ꝛc.“

Auch auf andere Weise gab Karl der IV. zu erkennen, daß er freiwillig entsagt habe. Gegen den russischen Minister, Grafen von Stroganoff, äußerte er in der Audienz, die er dem diplomatischen Corps bei dieser Gelegenheit gab: „ich habe in meinem Leben nie etwas lieber gethan, als diese Abdication zu Gunsten meines Sohnes zu unterzeichnen.“ — Die Königin aber äußerte gegen mehrere ihrer Damen: „Es ist schon längst die Absicht des Königs gewesen, abzudanken, so bald Fernando sich mit einer französischen Prinzeß vermählt haben würde.“ — Man erinnerte sich auch, daß der alte König schon früher bei manchen Gelegenheiten den Wunsch ausgesprochen hatte, sich in's Privatleben zurückziehen zu können. — Wie hätte unter solchen Umständen der arglose Ferdinand, der der Politik des Tages noch so fremd war, an der Aufrichtigkeit dieser Thronentsagung zweifeln können? —

Der arme Ferdinand — während ihn noch der freudigste Volksjubel umgab, während seine Freunde frohlockten ihn auf dem Throne und Godoy im Kerker zu wissen und während alle Gesandten außer dem französischen, ihn anerkannten und beglückwünschten und sein Herz sich sorglos der Freude, der Hoffnung und dem Wohlwollen hingab — hatte keine Ahnung

davon, daß Napoleon durch diesen Schritt alle seine Pläne durchkreuzt sehen und Alles anwenden würde, um die Thronentsagung seines Vaters zu anulliren und daß der Friedensfürst noch in seinem Kerker ihm gefährlich werden würde.

Schon in jener Nacht — als Aranjuez erleuchtet war, das Volk jubelte und Herolde bei Fackelschein, unter Glockengeläute und Trompetenfanfaren Ferdinand VII. zum König von Spanien ausriefen — lag jener böse Dämon seines Geschicks — lauernd wie ein Luchs, hoch oben im Thurm und schaute grollend herab vom vergitterten Fenster, indem er Flüche und Verwünschungen auf den neuen König zwischen den Zähnen murmelte.

Der Gefängnißthurm, in welchem Godoy verwahrt wurde, befand sich in einem mit hohen Mauern umgebenen alten Klostergebäude, das wegen feuchter Kellerluft in den gewölbten Zellen schon seit einem halben Jahrhundert von den Mönchen verlassen war. Jetzt diente es theils dem Garde du Corps Regimente als Caserne, theils wurden die festen alten Klosterthürme als Gefängnisse benutzt. Der Thurm, in dessen oberer Zelle Godoy saß, ragte über die Mauer herüber, daher hatte er allerdings jene Volksbewegungen hören

und ſehen und das Ausrufen des Prinzen von Aſturien vernehmen können.

Doch ein Mann wie dieſer Don Manuel Godoy, der mit dem Glück ſo hohes Spiel zu treiben gewohnt iſt, läßt ſich durch ein Ereigniß dieſer Art nicht für immer niederſchlagen. Bald hatte er wieder ſeine Beſonnenheit und ruhige Ueberlegung gewonnen. Er kannte die Localität dieſer kleinen Gefängnißfeſtung, der er ſo manchen Bewohner bereits geliefert hatte. Er wußte, daß die Ringmauern derſelben durch einen Arm des Mezanares umgeben waren, daß nur eine ſchmale Zugbrücke hinüberführte, die jedoch zur Nachtzeit immer aufgezogen wird. Es war ihm bekannt, daß eine ſtarke Militärwache im Innern der Höfe ſtationirt war, wo ein ganzes Regiment, das mit einem Trompetenſtoß zuſammen berufen werden konnte, den Eingang bewachte; ja ſelbſt kleine Kanonen vertheidigten — nach den noch auf ſeinen Befehl getroffenen Anordnungen, den einzigen Zugang gegen den Andrang des Volkes. Ueberhaupt war die faſt übertriebene peinliche Gefängnißordnung dieſes kleinen Caſtels das Werk ſeiner eigenen Inſtruction geweſen und ſo war es ein eignes Fatum, das ihn verfolgte, Gefangener ſeiner eignen Inſtructionen geworden zu ſein. —

In Folge dieſer Inſtruction wurde nichts ver-

säumt, um ihn von der Außenwelt völlig abzuschneiden. Schildwachen standen unter seinen Fenstern, und so oft er seinen Kopf blicken ließ, um zu sehen, was in Aranjuez vorgehe, legte der Wachtposten das Gewehr auf ihn an, und drohte, ihn zu erschießen, wenn er sich nicht augenblicklich zurückziehe. Der Corregidor des Gefängnisses bediente ihn selbst, und behandelte ihn äußerst respectvoll in seinem äußern Benehmen; aber er kam nie allein, sondern stets begleitet von zwei Aguacils, die mit ihren Hellebarden innerhalb der Thür stehen blieben, während zwei Schildwachen mit gekreuztem Gewehr außerhalb derselben Wache hielten. So oft er versuchte den Corregidor zum Reden zu bringen, erhielt er keine Antwort, und mußte sich damit schmerzlich genug an seine eigenen Anordnungen erinnern lassen, wonach jedes Reden mit einem Gefangenen verboten war, weshalb nie ein Gefangenwärter allein eine Zelle betreten durfte, damit er stets von Andern controlirt werden konnte. — Die Speisen wurden ihm zerschnitten vorgelegt, indem man dem Gefangenen aus Besorgniß für einen Selbstmord kein Messer und Gabel anvertrauen wollte. Deshalb hatte man ihm auch sein Halstuch und Taschentuch abgenommen. Schreibmaterialien waren ihm nicht verwilligt; übrigens hatte man ihm ein Bett, einen Stuhl und Tisch gegeben und ließ ihm anständige

Kleidung und eine gute Beköstigung, selbst Wein, zukommen. —

Jeder Andere würde durch diese geregelte Strenge der Gefängnißordnung muthlos geworden sein; Godoy aber verlor dabei weder den Muth, noch die Hoffnung. Er kannte die politische Lage seines Vaterlandes, die er als Staatsmann selbst geleitet hatte, wußte, wie wenig Fernando's Erhebung auf den Thron Napoleon's geheimen Absichten entsprechen werde, und durfte nicht daran zweifeln, daß die Katastrophe von Aranjuez nur den Erfolg haben werde, den Marsch der Franzosen auf Madrid zu beschleunigen.

Aus allen diesen Umständen schloß er, daß seine Gefangenschaft nur von kurzer, vorübergehender Dauer sein könne; vorausgeschickt, daß man nicht zu schnell mittelst einer außerordentlichen Gerichtscommission ihn zum Tode verurtheilen lassen werde. In dieser Hinsicht war es ihm äußerst unangenehm, daß Carl IV. alle Gewalt an seinen Sohn abgetreten hatte. Von der Schwäche dieses Monarchen ließ sich kein Widerstand gegen die schnelle Justiz und äußerste Strenge, die er von dem neuen Könige zu erwarten hatte, hoffen. Es kam also alles darauf an, nur mit der Königin in irgend eine schriftliche Verbindung zu treten, um sie zu veranlassen, den König zu bereden,

daß er die Abdankung widerrufe und mit einiger Energie zu seinen Gunsten handle.

Zu diesem Zwecke stellte er sich sehr krank, und bat um eine Pflegerin und einen Priester zum Beichten. Dieser Plan mißlang indeß.

Die Commission, die darüber zu entscheiden hatte, sandte drei Aerzte zu ihm, die gewissenhaft ihr Gutachten dahin abgaben, daß seine Verwundung nicht lebensgefährlich sei, daher weder die Pflichten der Religion, noch die der Menschlichkeit die Erfüllung dieser Bitte fordere. — Das Gesuch wurde ihm daher abgeschlagen.

Dagegen kam ihm von einer andern Seite eine Hilfe zu, auf die er nicht gerechnet hatte — es war die, der, wenn auch oft gekränkten, doch unerschütterlichen treuen Liebe.

Josefa hatte von Godoy's Freigebigkeit niemals größere Geldsummen annehmen wollen, als sie zu ihrem genügsamen Lebensunterhalt bedurfte. Jetzt that es ihr doch leid; denn nachdem sie ihre übrigen Effecten in Madrid hatte einpacken lassen, hatte sie hier in Aranjuez nichts mehr, worüber sie verfügen konnte, als ein kostbares Kreuz von Diamanten, das er ihr einst zur Erinnerung an eine der schönsten Stunden ihres Lebens, geschenkt hatte. So doppelt werth und theuer ihr jetzt auch dieses Andenken war, so

trug sie doch keinen Augenblick Bedenken, es für die Erleichterung des Zustandes ihres gefangenen Gatten zu opfern. Sie verkaufte es an einen reichen Juden, und steckte die daraus gelöste, beträchtliche Summe in Goldstücken zu sich, als sie in der Verkleidung einer der barmherzigen grauen Schwestern, von der Wache in das Innere des Gefangenhauses eingelassen wurde. Dort wendete sie sich an die Frau und Töchter des Corregidor's; sagte diesen, daß sie aus dem nahen Kloster der barmherzigen Barfüßerinnen abgesendet sei, um den armen Friedensfürsten, der ein vieljähriger Gönner und Wohlthäter ihres Klosters gewesen sei, aus christlicher Barmherzigkeit zu verpflegen. Um ihm einige Erleichterung zu verschaffen, habe ihr das Kloster eine beträchtliche Geldsumme mitgegeben, die sie bereit sei, in strengster Verschwiegenheit zur Verfügung des Sennor Corregidor zu stellen, wenn er nur bewogen werden könne, sie auf seine Verantwortung zu dem armen Gefangenen gehen zu lassen und mit ihm einzuschließen. Sie zeigte zugleich ein Marienbild, einen Rosenkranz und einige Reliquien zum Beweis, daß sie ihre Zeit zur Rettung der Seele des Unglücklichen gut anwenden werde.

Dabei schüttete sie ihre grünseidne Resilla mit blanken Dublonen und Quadruples auf den Tisch, und diese verfehlten nicht, ihre verblendende Macht

auf die Gemüther dieſer guten Seelen zu üben. Donna Catalina, ſo hieß die Frau des Corregidor's, ließ ſogleich ihren Gatten rufen, und verſprach der frommen Nonne, wofür ſie die Verkleidete hielt, ihre guten Dienſte für die Erfüllung der Wünſche eines hochwürdigen Kloſters. —

Der Corregidor war ein großer, vierſchrötiger Mann von brauner Geſichtsfarbe mit einem ſtarken Schnurrbart, der bei höflichen Manieren viel ernſte und geſetzte Würde beſaß; dabei einen gewiſſen Stolz darein ſetzte, die Strenge ſeiner Inſtructionen möglich noch zu überbieten, und gegen die armen Gefangenen, ohne Anſehn der Perſon, mit einer barſchen Rauhheit zu verfahren, die ihm Autorität verſchaffen ſollte. Uebrigens war der Mann nicht ohne Gutmüthigkeit, und hatte oft genug mit einer gewiſſen Weichheit des Herzens zu kämpfen, wo er äußerlich mit der größeſten Härte aufzutreten ſchien. Auch hatte er noch zwei kleine Schwächen, die ihn zugänglicher machten. Die Eine war die, daß er für den Klang des Geldes nicht unempfänglich war, und die Andere ſtellte ihn unter den Pantoffel ſeiner kleinen herrſchſüchtigen Frau, und machte es ihm unmöglich, den Bitten ſeiner ſchönen Tochter das Geringſte abzuſchlagen. In dieſer Hinſicht hatte er ſich eine eigne

Philosophie gebildet, um beide Schwächen mit seinen hohen Begriffen von Dienstpflicht zu vereinigen.

Die Gefangenen — sagte er dann wohl zu sich selbst, bilden gleichsam meine Domainen. Mein Gehalt ist klein, und leben will man doch einmal; — der Staat hat mich gleichsam darauf angewiesen, diese armen Citronen bis auf den letzten Tropfen auszupressen. Wenn ich daher die armen Gefangenen, die kein Geld haben, zusammenschichte, wie eingeböckelte Heringe, und ihnen nichts zukommen lasse, als was die öffentliche Wohlthätigkeit ihnen zuweis't — auch selbst davon meine Zehnten nehme, so geschieht ihnen schon recht — warum haben sie kein Geld; es ist gewiß das schwerste Verbrechen — philosophirte er weiter — kein Geld zu haben; denn wer eine gute Behandlung bezahlen kann, empfängt eine gute Behandlung, und für die besten und hellsten vergitterten Locale eines Thurmes empfange ich einen Miethpreis, so hoch, wie andere Leute die Miethe eines Palastes bezahlen würden. Für Geld hat man bei mir Meubles, Betten, Wein und Braten, selbst Kleidung — — wenn auch etwas theuer... indeß — leben will doch der Mensch einmal.... und die Frauen und Mädchen, wenn die für einen Unglücklichen bitten — so sind es die Stimmen der Engel des Himmels, und dem Himmel soll man gehorchen — also...."

Und die Folge der doppelten Einwirkung solcher Beweggründe war, daß sich die Kerkerthür des Friedensfürsten öffnete, eine verschleierte, graugekleidete Nonne hineintrat, und kaum sich mit dem überraschtes Gefangenen allein sah — als sie weinend an seine Brust sank, und er sie mit dem Ausruf: „meine Josefa!" umarmte.

Diese Zusammenkunft hatte am 21. März stattgefunden. Es sollten sich aber die bedeutendsten Folgen daran knüpfen.

Die Königin Maria Luisa ging in der heftigsten Aufregung in ihrem Cabinet auf und nieder. Sie hielt einen Zettel in der Hand, den Godoy geschrieben hatte. Er enthielt nur die Worte: „Ew. Majestät beschwöre ich, dem Könige an's Herz zu legen, daß alles verloren sei, wenn er nicht noch heute gegen seine Abdication, als durch die Revolution von Aranjuez erzwungen, durch ein Manifest protestiren und den Kaiser der Franzosen davon in Kenntniß setzen werde. Ueberbringerin dieses wird Ew. Majestät meine Gründe mittheilen."

Die Ueberbringerin aber, eine graugekleidete Nonne, stand demüthig an der Thür, und erwartete den Befehl der Königin, zu reden.

Diese aber warf von Zeit zu Zeit einen scharfen, eifersüchtigen Blick auf die Nonne, deren wunderbare Schönheit sich aus dem tiefen, dunklen Auge, und durch einen Theil ihres Gesichts, welches durch die Falten des Schleiers sichtbar wurde, verrieth. Die große Staatsangelegenheit schien in der That durch weibliche Leidenschaftlichkeit einige Augenblicke in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt zu sein. — Auch der Nonne wurde unheimlich zu Sinn bei diesen forschenden, stechenden Blicken der Königin. Sie erinnerte sich in diesem Augenblick daran, was die **Chronic scandaleuse** sagte von den intimen Verhältnissen des Friedensfürsten mit dieser hochstehenden Matrone. — Welche Verworfenheit mußte der Mann haben, der sich entschließen konnte, um des Glanzes einer eigenen beneideten Stellung willen, diese phantastisch in einen rothen Shawl gehüllte Antikensammlung von Runzeln zu küssen. — „Nein — nein — es war nicht möglich — Manuel konnte so entsetzlich nicht heucheln und freveln!“

Kaum hatte sie diesen Gedanken ausgedacht, so stellte sich plötzlich die Königin vor sie hin — blickte sie scharf an, und fragte schneidend:

„Wie kommst Du zu diesem Briefe?“ —

„Er gab mir ihn selbst. Als graue Schwester

wußte ich mir bei ihm Zutritt zu verschaffen. Ich gab ihm Papier und Schreibgeräth."

„Welches Interesse leitete Dich zu dem gewagten Schritt?" —

„Je — nun — der Wunsch, einem Unglücklichen zu helfen!" —

In diesem Augenblick machte die graue Schwester eine Bewegung mit der Hand, um durch ein dichteres Zuziehen des Schleiers ihr Antlitz etwas mehr der scharfen Beobachtung der Königin zu entziehen — dabei entfiel der Hülle eine ihrer rabenschwarzen Locken, welches das eifersüchtige Auge der Erstern sogleich bemerkte.

„Ha!" — rief Marie Luise heftig — Du bist keine Nonne!" —

„Nein!" — sprach die graue Schwester, indem sie den Schleier zurückschlug, und mit der Würde höherer Weiblichkeit und tiefer Wehmuth die seidnen Augenwimpern senkte — ich bin die unglückliche Josefa Tudo, welche die Ehre hat, Ew. Majestät bekannt zu sein." —

Einen Augenblick wich die Königin zurück, betroffen von dieser Schönheit, die durch eine feine Blässe des Kummers ihr höheres Relief empfangen hatte.

„Bei San Jago de Compostella!" — rief die Königin — „die Gräfin von Castillo Filho — die

Freundin des Friedensfürsten! — die Tochter des Castellans vom Palast San Retiro?" — fragte die Königin gespannt.

„Dieselbe!" — entgegnete Josefa bescheiden.

„Nun dann — wenn das Gerücht nicht lügt," — fuhr Jene schneidend fort, indem aufwallende Eifersucht die Adern ihrer Stirn anschwellen ließ — „so bist Du das Kebsweib — die feile Maitresse jenes vielleicht zu sinnlichen Mannes, der am Ende das Weib verachten muß, das sich ihm preisgegeben hat!"—

„Gott weiß es besser, als Ew. Majestät!" — sprach Josefa Tudo — mit einem Blick nach oben; aber welch ein Blick war das? — ein Magdalenenblick, mit dem Auge voll Thränen — das Bild einer heiligen Märtyrerin, mit einem Ausdruck von Schmerz, Unschuld und frommer Entsagung, der selbst die Königin milder stimmte. Sie hatte ohne Zweifel das Dunkle, das in dieser Antwort lag, nach ihren Wünschen gedeutet; denn freundlich reichte sie ihr die Hand zum Kuß und entgegnete: „Sind doch Könige und Königinnen jeder Verleumdung ausgesetzt — warum nicht auch die liebe kleine Unschuld, die Uns eben den größesten Dienst auf der Welt erzeugt hat!" —

Nun glaubte auch Josefa nicht mehr an die Wahrheit jener Gerüchte, die den geliebten, unglücklichen Gatten so arg befleckten, wie die Königin — und

ſchnell verſöhnt — ergriffen von der Herablaſſung der im Auge jedes Spaniers geheiligten Majeſtät — ſank ſie auf ihre Knie und küßte die ihr dargebotene Hand.

Nachdem nun der Dämon der Eiferſucht gebannt war, gab es nur noch zwiſchen beiden ſo verſchieden geſtellten Frauen Sympathieen ihrer Zuneigung für Godoy.

Die Königin gab Joſefen einen Wink, ſich aus der knieenden Stellung zu erheben, und während ſie ſich auf einem Feauteuil niederließ, mußte Jene vor ihr ſtehen, und ihre Fragen über Godoy beantworten.

Mit der lebhafteſten Bekümmerniß hörte nun die Königin die bewegte Schilderung ſeiner unermeßlichen Leiden an. Wie aber Joſefa dahin kam, zu berichten, daß er dennoch gutes Muths ſei, indem er die Ueberzeugung habe, daß Alles ſich noch gut wenden werde, wenn nur Seine Majeſtät geruhen wollen, ſeinen Rath zu folgen — da rief die Königin aus: „ja, wahrlich — unſer Manuel iſt ein ſeltener, ein ausgezeichneter Mann, der volle Hochachtung und Bewunderung verdient; aber was ſoll der König wagen, ohne dieſen Mann, der ſeine einzige Stütze war?“ —

„Die Hoffnung Seiner Majeſtät, ihn zu befreien durch die Abdication, iſt nicht erfüllt“ — nahm Joſefa das Wort.

„Leider — nein!“ — entgegnete die Königin, „in dieser Hinsicht ist Fernando unerbittlich. Er sagt: ich kann und darf den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen, und das ist in der That das schwerste Verbrechen meines Sohnes. Er verdiente damit, daß man ihm die Krone wiedernähme, deren er sich durch diese Unmenschlichkeit gegen den armen Friedensfürsten so unwürdig gemacht hat; indeß, wenn der König, mein Herr und Gemahl, nach Gründen fragt — was soll ich ihm sagen?“ —

„Seine Excellenz, der Friedensfürst, meinte,“ — sprach Josefa, indem sie in den respectvollen Ton einer tief untergeordneten Stellung zurücktrat, — „der Kaiser der Franzosen werde sehr ungern die Abdication Seiner Majestät, zu Gunsten Ihrer Hoheit, des Prinzen von Asturien, sehen.“ —

„Heiligste Mutter der Gnaden — wäre es möglich!“ — rief die Königin erschreckend.

„So sind Don Manuel's Worte;“ — entgegnete Donna Josefa — „der König, unser Herr, den Gott noch viele Jahre zum Heil der Christenheit erhalten wolle, war ein treuer Freund und Verbündeter des Kaisers; Don Fernando ist und bleibt ein Feind desselben. Ein solcher Wechsel der Herrscher auf Spanien's Thron, kann keine andere Folgen haben, als daß der Besieger der Welt Spanien mit Krieg über-

ziehen, und decretiren wird: „das Haus Bourbons hat aufgehört in Spanien zu regieren!"

— „O weise Voraussicht — kein Mensch auf Erden hat so tiefe Blicke in die Politik des Tages gethan, als unser armer Friedensfürst. Gott erhalte ihn noch tausend Jahre." —

„Durch diese Entsagung," — fuhr der hohe Gefangene fort — wie Josefa berichtete: — „würde selbst Don Fernando nichts gewinnen, Spanien und die ganze königliche Familie würde Alles verlieren, was sich von der Freundschaft des Kaisers der Franzosen hoffen ließe!" —

„Indeß," — sprach die Königin nach einigem Nachsinnen — „mein Sohn, Don Fernando, hat bereits die Glückwünsche des Hofes und aller Behörden empfangen; — Volk und Armee — selbst der ganze Hof sind auf seiner Seite. Wird er gutwillig einer Gewalt entsagen, die ihm einmal unwiderruflich übertragen ist? Und noch dazu, da es meinem Gemahl, dem Könige, an jeder Autorität fehlt, um eine Krone zurückzufordern, der er einmal entsagt hat?" —

„Für jetzt genüge es" — meint der Friedensfürst — „feierlich zu protestiren, und dem Kaiser Napoleon diesen Widerspruch anzuzeigen; dieser werde dann seinen Freund und Bundesgenossen, selbst gegen den eigenen Sohn, in Schutz nehmen, und nicht erman-

geln, die Krone wieder auf das erhabene Haupt Carl IV. zu setzen." —

„Bei Gott und allen heiligen Jungfrauen der Halb-Insel!" — rief die Königin aus — „das mußte dem blödesten Sinne einleuchten; indeß die Entsagung des Königs geschah freiwillig aus eigener, allerhöchster Entschließung; Seine Majestät hat dieses gegen mehrere Personen geäußert, selbst dem Kaiser der Franzosen geschrieben — wie soll er es machen, ein Königswort zurückzunehmen, ohne sich selbst zu compromittiren?" —

„Nichts sei leichter," — äußerte der Friedensfürst in dieser Beziehung — „was im Innern des Palastes und der königlichen Familie vorgefallen sei, wisse das Publikum nicht. Leicht würde es sich daher, und auch der Kaiser würde sich überreden lassen, daß Seine Majestät nicht frei gewesen, sondern gezwungen durch die Volksbewegungen in Aranjuez, die Thronentsagung unterzeichnet habe!" —

„Ein kühner Gedanke — bei Gott — eines Godoy würdig!" — rief Marie Louise aus — „und in der That — wenn wir es genau betrachten, so war es auch nichts anderes, als ein moralischer Zwang — die Furcht vor den revolutionairen Bewegungen des Volks, die den König bewogen hatten, sich von der Regierung zurückzuziehen. Manuel hat Recht; der

Act der Entsagung war null und nichtig, und ich werde es übernehmen, den König zum Widerruf zu bewegen."

Und dieser Widerruf erfolgte noch an demselben Tage durch eine Protestation, die wörtlich lautete:

„Ich protestire und erkläre, daß mein Decret vom 19. März, wodurch ich der Krone zu Gunsten meines Sohnes entsagte, ein Act war, wozu ich mich gezwungen gesehen hatte, um dem größeren Unglück, das Blut meiner geliebten Unterthanen vergießen zu lassen, vorzubeugen. Es muß daher dieses Decret als null und nichtig betrachtet werden.

Aranjuez am 21. März 1808.

Unterzeichnet

Ich der König."

Doch kaum hatte Carl IV. diese Protestation mit zitternder Hand unterzeichnet, so entfiel ihm der Muth, sie zu publiciren und in Ausführung zu bringen. Auch die Königin, der es sonst nicht an Energie fehlte, konnte nicht dazu rathen; denn sobald Ferdinand sich widersetzte, fehlte es ihnen an Macht, ihn zur Niederlegung der Krone zu zwingen.

In dieser peinlichen Verlegenheit verschloß Carl IV. diese Protestation in seinem Secretär, gebot seinem Geheimschreiber, der die Ausfertigung geschrieben hatte, das tiefste Geheimniß darüber zu bewahren, und die

Königin setzte sich durch Donna Josefa auf's Neue in Verbindung mit Godoy, um dessen Rath in dieser kritischen Angelegenheit zu erfahren.

Das war jedoch erst am folgenden Tage, als am 22. März möglich geworden.

Godoy gab auf diese Anfrage durch Josefa Tudo die Antwort: „Da Napoleon zu fern ist, um schnell genug Hülfe senden zu können, so werden Ihre K. Majestäten wohlthun, sich mit dem Prinzen Mürat, Napoleons Schwager und Großherzog von Berg, der mit seiner Armee auf Madrid heranzieht, in Verbindung zu setzen und dessen Beistand anzusprechen. Prinz Mürat ist ein galanter, ritterlicher Herr; deßhalb würde es am wirksamsten sein, wenn Ihre Majestäten, die Königin Maria Louise und die Königin von Etrurien, Don Fernando's Schwester, mit aller Offenheit des weiblichen Gemüthes an ihn schrieben und Ihre Majestät der König nur ihre Bitten unterstützte."

„Welche Weisheit, welche durchdringende Staatsklugheit!" — riefen der König und die Königin aus. Diese aber besprach sich sogleich mit ihrer Tochter, der verwittweten Königin von Etrurien. Diese drei, durch die Bande des Bluts so nahe mit dem jungen Könige verbundenen Personen schmiedeten in tiefster Stille das schwärzeste Complott gegen ihren Sohn

und Bruder, um ihm eine Krone wieder zu rauben, die ihm sein Vater vor wenigen Tagen erst freiwillig abgetreten hatte.

Alle drei schlossen sich ein und schrieben Briefe an den französischen Oberbefehlshaber, Prinzen Mürat, wodurch sie Hochverräther wurden — zugleich an ihrem legitimen Könige, wie an ihrem Vaterlande.

Uebrigens hatte man trotz aller Vorsicht die Entdeckung gemacht, daß die Königin mit dem Friedensfürsten durch Josefa Tudo eine geheime Verbindung unterhalte. Man durfte die Sache nicht untersuchen, ohne die Königin Mutter zu compromittiren, und wenn auch das Unheil aus diesen gegenseitigen Mittheilungen schon entstanden war, ohne daß man es ahnete; so mußte doch jede fernere Möglichkeit solcher Collusionen beseitigt werden. Fernando VII. gab daher Befehl, den Friedensfürsten in aller Stille nach der Festung Villaviciosa zu transportiren. Das geschah am 23. des Morgens früh. Die Vorkehrungen waren in der Nacht so vorsichtig getroffen, daß kein Zusammenlauf des Volkes entstehen konnte. Der verschlossene Wagen, in welchem der Friedensfürst saß, wurde von einem starken Detaschement Garde-du-Corps, unter Anführung des Marquis von Castellas, Commandanten der Hellebardierer, escortirt. Dort sollte

der gefallene Günstling des Glückes von einer deßhalb ernannten Commission gerichtet werden.

An demselben Tage hatte Mürat seinen Einzug in Madrid gehalten. Beide Umstände trugen dazu bei, die Entwickelung der Intrigue zu beschleunigen. Die Königin war außer sich über die neue Gefahr, in welcher ihr Liebling schwebte; der König entschlossener, als jemals, die aus den Händen gegebenen Zügel der Regierung um jeden Preis wieder an sich zu reißen; Mürat aber kannte die geheimsten Absichten seines Schwagers und Kaisers. Noch an demselben Tage gingen die erwähnten Briefe der Königin an ihn ab, und man verdoppelte in Aranjuez von Seiten Carl's IV. und seiner Gemahlin, die verrätherische Vorsicht einer erheuchelten Unterwürfigkeit unter den Willen des neuen Königs. Und das geschah nur, um ihn sicher zu machen und durch angesponnene Intriguen desto leichter in's Verderben stürzen zu können.

Intriguen.

Volksbewegung in Madrid. — Günstige Volksstimmung für die Franzosen. — Napoleons Pläne. — Briefe der Königin Mutter, ihrer Tochter und des Königs an Mürat. — Audienz des Generals Monthiou bei dem Könige. — Der König übergibt ihm seine Protestation und ein Schreiben an Napoleon. — Mürat's Einzug in Madrid. — Ferdinand's VII. Reise dorthin und Einzug. — Mürat's beleidigendes Benehmen. — Zurückhaltung des französischen Gesandten. — Mürat's Intriguen. — Ferdinand's bedrängte Lage. — Savary tritt auf als Hauptagent der französischen Intrigue. — Lüge und Heuchelei. — Escoiquez und andere Exaltirte geben unbesonnene Rathschläge. — Vergebliche Warnung. — Beschlossene Abreise des Königs. — Courier nach Aranjuez. — Benehmen des alten Königs. — Ferdinand's Abreise. — Regierungsjunta. — Ferdinand VII. in Burgos. — Neue Lügen des französischen Agenten. — Der König läßt sich verleiten nach Vittoria zu gehen. — Abermals Intriguen Savary's. — Strafepistel von Napoleon. — Gefahr, von den Franzosen als Gefangener abgeführt zu werden. — Berathung. — Fluchtpläne. — Die Reise nach Bayonne wird beschlossen.

In Madrid war die Verhaftung Godoy's am 19. März Abends bekannt geworden. Das Volk trat überall in Gruppen zusammen, um ein so wich-

tiges Ereigniß, das alle Gemüther mit Frohlocken erfüllte, zu besprechen. Diese Volkshaufen zogen sich gegen Mitternacht auf dem Admiralsplatze zusammen. So nannte man seit Godoy's Erhebung zum Großadmiral der Flotte den Platz, auf welchem der Palast des Friedensfürsten und ganz nahe dabei der des Herzogs von Alba belegen war. Dort wurde dem neuen Könige Ferdinand VII. unaufhörlich Vivat gerufen und Tod und Verderben über den Friedensfürsten geschrieen. Das brüllende Volksgeschrei: **Muerran, muerran os Traidos!** wurde immer wilder und wüthender und übertönte bald die begeisterten Acclamationen, womit besonders die Frauen und Töchter Madrids mit wehenden Tüchern von den hohen Balcons herab ihre begeisterte Theilnahme äußerten. Bald lief ein murmelndes Gerede durch die Menge: „in Aranjuez haben sie den Palast dieses Guitarrenspielers zerstört — sollen wir das Haus unserer Schande noch länger stehen lassen? — Mord! Brand! — nieder mit dem Palaste des Friedensfürsten — darauf hinein — hinein!"

Und damit stürmte die wüthende Menschenmenge hinein durch das schöne Portal dieses grandiosen, majestätischen Gebäudes und in wenigen Minuten klirrten alle Fenster und von den hohen Balcons herab wurden Trümmer von zerschlagenen Meubeln, zer-

riſſene Betten, Bücher und ſchon eingepackte Kiſten mit Geräthen aller Art geworfen. Andere rafften dieſe Bruchſtücke zuſammen, warfen ſie auf einen Haufen, zündeten ein Feuer an und verbrannten alle Gegenſtände einer eiteln Pracht zu Aſche.

Es war ſchon dunkel geworden. Die mit den koſtbarſten Gegenſtänden erhaltenen Flammen erleuchteten grell und flackernd eine unermeßliche Menſchenmenge, welche das Entſetzen über dieſen Act der Rache ſtumm und ſtarr gemacht hatte. Durch die tiefe Stille einer in die Flammen ſtarrenden Volksmenge hörte man nur noch die zerſtörenden Schläge der Aexte oben in den weiten Räumen des Palaſtes und das Kniſtern der Flammen, die mit den koſtbarſten Gegenſtänden genährt wurden, deren Reichthum dieſe genügſamen, oft armen Menſchen anſtaunten, indem ſie ihre Wuth daran austobten.

Alsdann vertheilte ſich die tobende Menge, um noch andere Straferempel dieſer Art zu vollziehen. Neue Haufen mit brennenden Fackeln in den Händen ſtießen dazu. So oft nur der Namen irgend eines Angehörigen oder Anhängers des Friedensfürſten genannt wurde, ertönte Mordgeſchrei. Man zog vor ihre Häuſer und zerſtörte in ſinnloſer Wuth, was nur möglich zu erreichen.

So wurden in dieſer Nacht noch zerſtört die glän-

zenden Hotels der Mutter Godoy's, seines Bruders Don Diego, seines Schwagers Markis von Branciforte, sowie die schönen Häuser der Erminister Alvarez y Soler und des Don Manuel Sirto Espinosa. Auch bei diesem Volkstumulte, wie in Aranjuez, war immer noch eine gewisse Ordnung und Uebereinstimmung bemerkbar. Man sah Embozados, denen das Volk unbedingt folgte, ohne ihre Personen zu kennen. Es wurde nichts entwendet oder geraubt; man wollte nur Rache und ein patriotisches Volksgericht üben — keineswegs niedrigen Leidenschaften fröhnen.

Hatte schon Godoy's Fall allgemeine Freude erregt, so wurde sie nun gränzenlos bei denen, die noch spät in der Nacht die in Aranjuez bekannt gewordene Abdankung Carls IV. erfuhren. Am folgenden Tage war Sonntag; die ganze Bevölkerung in ihrem besten Staate auf den Straßen. An allen Ecken wurden die noch in der Nacht gedruckten Placate angeschlagen, welche die Abdankung Carls IV. und die Thronbesteigung Ferdinands VII. verkündeten. Es erhob sich ein Volksjubel, dessen Enthusiasmus an Wahnsinn gränzte. Man trug auch hier die Büsten des Königs im Triumphe durch alle Straßen. Eine colossale Büste dieser Art, die man im Palaste des Friedensfürsten gefunden und aus Achtung für den Gegenstand des Bildes verschont hatte, setzte man auf

die Façade des Stadthauses. Dieser patriotische Jubel dauerte den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht hinein. Erst nach Mitternacht erlaubte sich der betrunkene Pöbel einige Excesse, und nun durchzogen Bürgerpatrouillen, von den schon gedachten Verhüllten geführt, die Straßen und machten der Volksbewegung ein Ende.

Ein gleicher Enthusiasmus hatte sich über ganz Spanien verbreitet. Die Mehrzahl der Städte und Flecken in allen Provinzen feierten ihre patriotischen Feste; aber es fehlte auch nicht an Unordnungen. Man zerschlug überall Godoy's Büste und trat ihre Trümmer mit Füßen, obgleich die Gemeinderäthe sie, um dem Günstling zu schmeicheln, auf allen Stadthäusern und selbst die Priester auf den Altären hatten aufstellen lassen.

In despotisch regierten Staaten hat das Volk keinen geschärften politischen Blick. Es erkennt daher eine den Staat bedrohende Gefahr nicht eher, als bis es unmittelbar ihren Druck empfindet. Alsdann aber ist das einmal aufgeregte Gemeingefühl fortreißend, wie ein seine Uferdämme durchbrechender Strom. So sah man auch nur in dem Einmarsche der Franzosen, die das Land überfluthet hatten, eine, wie man

wähnte, dem Prinzen von Asturien gesendete Hülfe. Es kam dadurch Geld in Umlauf und Leben in den Verkehr; die gewandten Franzosen, als Retter freundlich empfangen, wußten sich überall persönlich beliebt zu machen. Noch war die Hauptstadt von französischer Einquartierung verschont geblieben, und die Menge verlangte darnach, die Regimenter des Helden zu sehen, den man nur aus den emphatischen Schilderungen der unter strenger Censur stehenden Zeitungen kannte. Nächst Ferdinand VII. war Napoleon der Gott des Volkes. Die Phantasie seiner Bewunderer schmückte ihn mit allen Attributen eines übermenschlichen Helden. Man erzählte nur von ihm Züge von Seelengröße und Edelmuth und hatte keine Ahnung davon, daß hinter der Maske der uneigennützigsten Freundschaft gegen Spanien und seine Herrscherfamilie der tiefste und schwärzeste Verrath lauerte.

Es mag damals freilich schwer gewesen sein, die im Innern verschlossen gehaltenen Pläne dieses riesigen Ländergeiers zu durchforschen. Indeß später, als man die Ereignisse und Thatsachen mit Ruhe zusammenstellen konnte, ergründete der Scharfsinn der Geschichte, was damals in der Seele dieses Fürsten vorgegangen sein mochte. Er war unterrichtet von dem günstigen Rufe, den er in Spanien genoß, und

dieſer Umſtand gab ihm die Ueberzeugung, daß er nur mit Takt und Klugheit ſeine Pläne auf die friedliche Eroberung des ſpaniſchen Thrones entwickeln dürfe, um ſeiner Erfolge gewiß zu ſein. Vor dem Aufſtande von Aranjuez hatte er dahin zu wirken geſucht, die ſpaniſche Königsfamilie durch einen wohl berechneten Wechſel von Einſchüchterungen und Freundſchaftsverſicherungen zu bewegen, gleich der portugieſiſchen Regentenfamilie, Europa zu verlaſſen — dann würde ihn die ſpaniſche Nation als Retter und Helfer empfangen haben. Man weiß, daß er in dieſer Zeit wie ſcherzend zu Izquierdo geſprochen hatte, ob ihn wohl die Spanier gern zu ihrem Souverän annehmen würden? — und daß er darauf von dieſem ſervilen Agenten Godoy's die merkwürdige Antwort empfangen hatte: „Mit Vergnügen, Sire — ſogar mit Enthuſiasmus, jedoch nur, nachdem Ew. Majeſtät auf die franzöſiſche Krone verzichtet haben würde." Das war jedoch keineswegs ſeine Abſicht. Als daher der Aufſtand von Aranjuez ſeinen erſten Plan durchkreuzt hatte, würde es im wohl verſtandenen Intereſſe der franzöſiſchen Regierung gelegen haben, den früheren Plan einer Vermählung des jetzigen Königs mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin wieder aufzunehmen und dadurch den jungen, unerfahrnen Monarchen zum abhängigen Diener ſeines mächtigen Willens zu

machen; allein unter den vorliegenden Umständen erkannte Napoleon die Möglichkeit, die spanische Königsfamilie durch Intriguen von einem Throne zu verdrängen, den er zur Verherrlichung des Glanzes seiner Familie im stolzen Egoismus einem seiner Brüder bestimmt hatte.

Es existirt ein geschichtliches Document aus jener Zeit, welches verräth, daß er damals, sobald er von dem Aufstande in Aranjuez Nachricht erhalten hatte, diesen Plan auffaßte. Er schrieb nämlich an seinen Bruder Louis, König von Holland, den einzigen seiner Brüder, der außer Lucian eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt hatte: „der König von Spanien hat eben abgedankt; der Friedensfürst ist im Gefängniß; ein Aufstand hat zu Madrid begonnen; am 23sten hat der Großherzog von Berg mit 49,000 Mann dort eintreffen müssen. Bis jetzt bin ich dort der Mann des Volkes ... Bei dieser Lage der Sache habe ich beschlossen, die Krone Spaniens einem französischen Prinzen zu geben und habe dabei an Sie gedacht. Schreiben Sie mir bestimmt Ihre Meinung über dieß Project; denn Sie sehen, daß es bis jetzt weiter nichts ist, und obgleich ich 100,000 Mann in Spanien habe, so ist es doch möglich, nach Verhältniß der Umstände, daß ich entweder geradezu handle, und in vierzehn Tagen Alles abgemacht ist, oder langsamer, und daß

mehrere Monate nöthig sind. Antworten Sie mir bestimmt; wenn ich Sie zum Könige von Spanien ernenne, werden Sie einwilligen? Kann ich auf Sie rechnen?" —

Es ist bekannt, daß Louis diesen Antrag zurückwies und Joseph, König von Neapel, von dem Kaiser zum König von Spanien berufen wurde. So viel wenigstens geht aus jenem Briefe hervor, daß Napoleon eine Anerkennung Ferdinands nie beabsichtigt hatte und die Entthronung der Dynastie der Bourbons in Spanien beschlossen hatte, wenn er auch noch die Art der Ausführung dieses Plans von den Umständen abhängig machen wollte. Er behandelte diesen Act einer himmelschreienden Ungerechtigkeit wie einen Feldzugsplan, mit kaltem Herzen und scharfem Verstande, die Umstände benutzend und danach seine Operationen abmessend.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß Murat in die Hauptabsichten seines Schwagers, des Kaisers, eingeweiht war; denn so nur läßt sich ein Benehmen erklären, das durchaus diesen Absichten förderlich sein mußte, gegen Fernando aber voll Hinterhalt und Arglist war.

Prinz Murat, Großherzog von Berg, befand sich in der Nähe von Aranjuez, als er von der Königin den schon erwähnten Brief erhielt, der nichts bezwecken zu wollen schien, als eine Erleichterung der Gefangenschaft des armen Godoy zu bewirken. Darauf schrieb ihm die Königin noch einen zweiten Brief, der vom 22. Mai datirt und von einem Nachtrage von der Hand des alten König Carl IV. begleitet war.

Dieser letztgedachte Brief war eingeschlossen in einem Schreiben der Königin von Etrurien, die Murat früher in Italien kennen gelernt hatte. Alle diese Briefe sind charakteristisch durch die Offenheit der leidenschaftlichsten Sprache, die darin herrschte.

Der erste Brief der Königin, ohne Datum, war in Form eines Memoirs, wahrscheinlich bestimmt, ihm persönlich übergeben zu werden. Er lautete, „der König, mein Gatte, der mich zu schreiben beauftragt, weil er es, wegen einer schmerzhaften Geschwulst an der rechten Hand, selbst nicht kann, wünschte zu wissen, ob der Großherzog von Berg sich bei dem Kaiser angelegentlichst verwenden wolle, um das Leben des Friedensfürsten zu sichern, und zu bewirken, daß er einige seiner Bedienten zu seinem Gebrauche oder wenigstens geistlichen Zuspruch erhält."

„Wenn der Großherzog ihn befreien oder wenigstens trösten könnte — er setzt alle Hoffnung auf Sie,

denn er ist Ihr großer Freund. Er hofft Alles von Sr. Hoheit und dem Kaiser, dem er stets zugethan gewesen."

Jetzt aber folgte in diesem seltsamen, formlosen Schreiben eine Stelle, die allerdings verräth, daß der König die Absicht, gegen seine Abdankung zu protestiren, damals entweder noch nicht bestimmt gefaßt oder wieder aufgegeben hatte. Sie lautete:

„Möchte sich der Großherzog beim Kaiser dafür verwenden, daß der König, mein Gatte, der Friedensfürst und ich von ihm einen Ort angewiesen erhalten, wo wir zusammen ruhig und ohne Intrigue leben könnten, und der unserer Gesundheit zusagt."

Darauf erfolgten ungerechte und harte Aeußerungen der tiefsten, grollenden Bitterkeit gegen Fernando, die offenbar nur dadurch erzeugt war, daß dieser nichts that zur Milderung des Schicksals ihres Lieblings. — Sie lauteten:

„Von meinem Sohne haben wir nichts als Elend und Verfolgung zu erwarten. Man hat angefangen und wird fortfahren, Alles zu erfinden, was dazu beitragen kann, den Friedensfürsten (einen unschuldigen und warmen Freund des Kaisers, des Großherzogs und aller Franzosen) dem Publikum und dem Kaiser als einen Verbrecher darzustellen. Man darf das aber nicht glauben. Die Feinde besitzen Kraft

und Mittel, um als wahr zu schildern, was durchaus falsch ist."

Am Schlusse fügte sie noch merkwürdig genug im Widerspruche mit dem obigen Wunsche, hinsichtlich des Friedensfürsten eine Stelle hinzu, die beweiset, wie schwankend damals noch die Absichten des Königs in Hinsicht des Widerrufs seiner Abdankung kung gewesen sind. Es heißt daselbst:

„Der König verlangt auch, daß ich den Großherzog sprechen soll, um ihm persönlich seine Protestation zu übergeben. Wir danken Beide für die französischen Truppen, die er gesendet, sowie für alle uns gegebenen Beweise seiner Freundschaft. — ꝛc."

Murat hatte seine Gründe, nicht selbst nach Aranjuez zu gehen. Er würde dadurch vor der Zeit sein Spiel verrathen haben. Indeß sendete er noch an demselben Abende durch seinen Generaladjutanten einen Brief voll Entschuldigungen, daß er nicht persönlich kommen könne an die Königin von Etrurien.

Diese antwortete sogleich in der ersten Aufwallung des Gefühls:

„Herr Bruder, Ihr Generaladjutant hat mir eben Ihren Brief zugestellt, woraus ich zu meinem großen Verdruß sehe, daß meine Eltern nicht das Vergnügen gehabt haben, Sie sehen zu können, so sehr Beide dies auch gewünscht, denn ihr ganzes Vertrauen ruht

auf Ihnen, von Ihnen allein erwarten sie die Ruhe, deren sie so sehr bedürfen."

Darauf sprach das weibliche Mitgefühl für den gefangenen Günstling ihrer Eltern sich aus.

„Der arme Friedensfürst" — schrieb sie — „mit Wunden und Contusionen bedeckt, langweilt sich im Gefängnisse, wo er nicht aufhört, sich den Tod zu wünschen. Er spricht nur von seinem Freunde, dem Großherzoge, der ihn, wie er sagt, allein erretten kann."

„Meine Eltern und ich, wir haben uns mit Ihrem Generaladjutanten besprochen. Er kann Ihnen Alles sagen. Ich vertraue Ihrer Freundschaft und hoffe, daß sie uns alle Drei retten wird, ebenso wie den armen Gefangenen."

„Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, und verlasse mich ganz auf Sie. Mein Vater wird hier einige Zeilen beifügen."

„Ich bin von ganzem Herzen Ihre ergebene Schwester und Freundin

Marie Louise."

Mit einiger Anstrengung schrieb Carl IV. eigenhändig darunter:

„Mein theurer Herr Bruder, ich habe mit Ihrem Generaladjutanten gesprochen, und ihn von Allem, was sich zugetragen hat, unterrichtet. Ich ersuche Sie, den Kaiser um die Befreiung des armen Friedens-

fürsten zu bitten, der nur leidet, weil er Frankreichs Freund gewesen; und uns dann einen Aufenthalt anzuweisen, der meiner Gesundheit am Besten zusagt. Für jetzt begeben wir uns nach Bajadoz. Ehe wir abreisen, hoffe ich, eine Antwort von Ihnen zu erhalten, wenn Sie uns durchaus nicht besuchen können; denn ich verlasse mich nur auf Sie und den Kaiser."

„Unterdessen bin ich Ihr ergebenster Bruder und Freund Carlos."

Die Königin fügte in größter Eilfertigkeit und Unruhe hinzu:

„Mein Herr und theurer Bruder, ich habe keinen andern Freund als Ihre kaiserliche Hoheit. Der König, mein Gatte, bittet um Ihre Freundschaft, die jetzt unsere einzige Hoffnung ist. Wir verlangen Beide von Ihnen, als einen Beweis Ihrer Freundschaft, den Kaiser von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen, der Zuneigung und Ergebenheit zu versichern, die wir stets gegen ihn bewiesen haben, sowie gegen alle Franzosen."

„Der arme Friedensfürst, den man verwundet in einen Kerker geworfen hat, weil er unser und Frankreichs Freund ist, hat nun seine Strafe dafür, so eifrig die Ankunft Ihrer Truppen gewünscht zu haben, und uns stets treu gewesen zu sein ꝛc."

„Mögten Ihre Hoheit für uns auswirken, daß wir unsere Tage ruhig in einem Lande beschließen könnten, das der Gesundheit des Königs zusagt, welche so empfindlich ist als die meinige, und daß wir dieses Glück mit unserm einzigen Freunde genössen, der auch der Ihrige ist."

„Meine Tochter soll die Dollmetscherin bei Ihnen sein, wenn ich nicht das Vergnügen haben kann, Ihre Hoheit persönlich zu sehen. Wären Sie wohl gütig genug, uns zu besuchen, sollte es auch nur einen Augenblick sein, gleichviel ob bei Tage oder bei Nacht? Ihr Generaladjutant wird Ihrer Hoheit wiederholen, was wir ihm gesagt haben."

„Ich hoffe, Ihre Hoheit wird für uns erhalten, was wir wünschen, und die Fehler und Nachlässigkeiten meines Briefes verzeihen; denn ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und es würde ungerecht sein, mich deßhalb anzuklagen, als habe ich die Ihnen schuldige Achtung bei Seite setzen wollen und gezögert, Sie meiner aufrichtigen Freundschaft zu versichern."

„Ich bitte Gott, Ihre kaiserliche Hoheit noch lange Jahre zu erhalten.

Ihre ergebenste

Louise."

So schrieben der König und die Königin der stolzesten Nation der Erde an den zum kaiserlichen Prinzen

und Großherzog emporgestiegenen Gastwirthssohn aus Casors, indem sie sich gemeinschaftlich für einen Mann verwendeten, den die ungesetzliche Leidenschaft der Königin und unerklärliche Vorliebe eines schwachen Königs von einem gemeinen Gardesoldaten zu den höchsten Würden des Reichs und zu einem Fürsten und Verwandten des königlichen Hauses erhoben hatte und der jetzt durch die Macht des Volksunwillens so tief gestürzt war.

Merkwürdig sind diese Briefe, indem sie einen tiefen Blick in das Innere dieses geängstigten Königspaars werfen lassen. In Beiden war die leidenschaftlichste Vorliebe für diesen gefallenen Günstling so groß, daß sie keinen andern Gedanken hatten, als den, ihn zu retten und den letzten Rest ihres Lebens mit ihm in Frieden und stiller Zurückgezogenheit von den Sorgen der Regierung hinbringen zu können. Dieser Wunsch war so lebhaft und vorwaltend, daß in der That jede politische Bewegung und namentlich das Project ihrer Abdankung in den Hintergrund ihrer Seelen zurückgeschoben wurde. Nach diesen Umständen läßt sich nicht bezweifeln, daß die Protestation Carls IV. gegen seine Abdankung vielleicht nie weiter zur Sprache gekommen wäre, hätte nicht Murat es, im Interesse der Absichten des Kaisers, für angemessen gehalten, die unwillkührliche Aeußerung der Königin

in ihrem erſten Briefe über eine vorliegende Proteſtation aufzufaſſen und dem Könige Muth zu einem entſcheidenden Schritt in dieſer Hinſicht zu machen.

Auf den folgenden Tag, den 23. März hatte er ſeinen Einzug in Madrid beſtimmt. Aus dieſen und andern Gründen konnte er ſich nicht entſchließen, der Einladung des königlichen Paares perſönlich Folge zu geben; allein er beauftragte einen klugen und verſchwiegenen Mann ſeines Vertrauens, den General Monthiou, mit einer Sendung an Carl IV., die allerdings entſcheidend wurde für das Geſchick der königlichen Familie und von ganz Spanien.

Es war am 23ſten März Morgens acht Uhr, als General Monthiou, Chef vom Generalſtabe Murats ſich bei der Königin von Etrurien, im Schloſſe von Aranjuez melden ließ. Sie lag noch im Bett, erhob ſich jedoch ſogleich und gab den Befehl, daß der General eintreten möge.

Dieſer war ein Mann von großer Geſtalt und einer unter allen Umſtänden imponirenden ernſten militäriſchen Haltung. Dabei war jedoch ſein Weſen eben ſo fein als geſetzt und Vertrauen gewinnend. — Ein dichter und ſchwarzer zuſammengewachſener Backen- und Schnurrbart, die weiße Uniform mit Arabesken

reich in Gold gestickt, die aber weit und bequem saß, hellblaue lange Beinkleider mit handbreitem Besatz von Roth und Gold, ein riesiger Säbel mit gelber Scheide und das vom Wetter gebräunte Antlitz eines an das Leben im Feldlager und in Schlachten gewöhnten Kriegers bezeichnete auf den ersten Blick den hohen französischen Rangofficier damaliger Zeit.

Er überreichte ihr schweigend den Brief seines Chefs, worin die Erklärung stand, daß der König und die Königin ihm unbedingt vertrauen dürften wie ihm selbst; er wäre zugleich beauftragt eine gewisse Erklärung in Empfang zu nehmen, die in dem ersten Schreiben der Königin erwähnt worden sei.

Die Königin von Etrurien, eine zarte schon etwas verblühte Gestalt, mager und brünett vom Gesicht, doch mit den großen schwarzen Augen ihrer Mutter, aus denen viel Schlauheit und das unruhige Feuer der Leidenschaften blitzte, ersuchte ihn einen Augenblick zu warten, indem sie das Schreiben ihren königlichen Eltern vorlesen wollte.

Eine halbe Stunde blieb General Monthiou unter mancherlei seltsamen Betrachtungen allein in dem mit alterthümlicher Pracht decorirten Gemach. Es fiel dabei sein Blick auf einige herrliche Gemälde von Morillo, die er mit Kenneraugen betrachtete. Darauf zog er seine Schreibtafel und notirte sich die unter

dem reichen Rahmen angebrachte Nummer derselben, ohne Zweifel in der Absicht, dieselben bei guter Gelegenheit für das kaiserliche Museum in Paris zu requiriren, denn die französische Eroberungssucht war eben so sehr auf Ländergebiete gerichtet, als auf die Kunstschätze, die sie enthielten.

Nach Verlauf dieser Zeit sah der General durch die Glasfenster einer mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Verbindungsthür die Königin von Etrurien mit ihren königlichen Eltern durch die lange Marmorgalerie des Schlosses herankommen. Sogleich nahm er seinen bereits abgelegten Federhut in die Hand und erwartete die Majestäten mit entschiedener Sicherheit in militärischer Haltung.

Da war nichts in dem ganzen Wesen des französischen Militärs, das irgendwie an die Stellung der unterwürfigsten Huldigungen erinnerte, wie sie die spanischen Könige von dem höchsten, wie von dem geringsten ihrer Unterthanen zu empfangen gewohnt sind. — Keine Kniebeugung, kein Handkuß, noch weniger irgend eine Verneigung. Diesem schwächlichen gebrechlichen Könige gegenüber, der eine gewisse Befangenheit zu verbergen vergebens sich bemühte, stand der französische General mit der respectvollen jedoch imponirenden Würde eines stolzen Eroberers, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist.

Der König eröffnete die Audienz damit, daß er Ihrer Kaiserlichen Hoheit seinen Dank abstattete für die Theilnahme an einem Unglück, das um so größer und schmerzlicher sei, da es von seinem eignen Sohn veranlaßt worden wäre.

„Die Revolution von Aranjuez" — fuhr er mit immer heftiger steigender Aufregung fort — „ist das Werk einer Verschwörung gewesen. Man hat Geld vertheilt und der Prinz von Asturien so wie Herr Caballero sind die Haupturheber dieses Aufstandes gewesen. Man hat mich gezwungen abzudanken, um das Leben der Königin und das Meinige zu retten. Man würde uns sonst in der folgenden Nacht ermordet haben. Das Benehmen meines Sohnes ist in Wahrheit um so empörender, weil ich bereits dem sechzigsten Jahre nahe, kränklich, schwach und bekannt mit den Wünschen meines Sohns zu regieren, ihm ja doch die Krone abgetreten haben würde, sobald dessen Vermählung mit einer französischen Prinzessin, die ich so sehr wünsche, zu Stande gekommen sein würde."

„Der Prinz von Asturien" — fuhr er fort — „verlangt, daß ich mit der Königin nach Badajoz an der portugiesischen Grenze mich zurückziehen solle. Ich habe meinen Sohn ersucht, mir einen andern Aufenthalt zu gestatten, weil das dortige Clima mir nicht zusagt, ich hoffe vom Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, in

Frankreich eine Besitzung zu erwerben und dort mein Leben zu beschließen."

„Ich habe vergebens gebeten" — fiel die Königin in gereizter Stimmung ein — „unsre Abreise nach Badajoz noch zu verschieben; allein umsonst — wir sind ihm hier im Wege. Wir müssen nächsten Montag fort von hier. — Gerechter Himmel! welche Erfahrungen müssen wir machen? — einen Sohn mit einer Krone beschenken, damit er uns mit Undank lohne!" —

Da die Aeußerungen des Königs und der Königin nichts von der Protestation erwähnten, die in dem Schreiben Murats berührt war, vielmehr die Absicht des königlichen Paares verriethen sich mit dem Gefühl ihrer gekränkten Rechte in das Verlangen ihres Sohns zu fügen, so erlaubte sich Monthiou, zufolge der erhaltenen Instruction zu bemerken: daß ja Ihre Majestäten dieser Nothwendigkeit leicht überhoben werden könnten, wenn sie nur geruhen wollten, mit einer offenen Protestation dagegen hervorzutreten. Daß eine solche vorhanden sein müsse, haben Seine Kaiserliche Hoheit, der Großherzog von Berg aus dem ersten Schreiben Ihrer Majestät der Königin ersehen und vielleicht sei kein Zeitpunkt günstiger dazu, sie geltend zu machen, als der heutige Tag, an dem Prinz Murat mit 40,000 Mann französischer Truppen Madrid besetzen werde.

„Ich beſorge," entgegnete der alte König — mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit „daß eine neue furchtbare Revolution ausbrechen wird, in dem Augenblick, wo meine Proteſtation bekannt werden würde."

„Der Kaiſer Napoleon iſt zu gerecht," — verſetzte der General — „um einen factiſchen Zuſtand anzuerkennen, der aus einer Revolution hervorgegangen iſt. Er hat in Frankreich ſeine hohe Miſſion erfüllt, die Revolution zu beſiegen. Das wird ihm in Spanien, an der Spitze von 100,000 Mann, noch leichter werden." —

„Kann uns der Kaiſer, Ihr Herr, gegen Meuchelmord ſchützen?" — fragte der König in der ängſtlichſten Spannung. —

„Allerdings, wenn Ew. Majeſtät ſich entſchließen würde, ſich dem Schutze franzöſiſcher Soldaten anzuvertrauen, die dann den Palaſt beſetzen zu dürfen, Erlaubniß erhalten müßten."

„Herr General," — ſprach der König noch unentſchloſſen — „ich werde wohlthun noch zu temporiſiren. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Alles iſt vorbereitet. Wenn die Umſtände dringend werden, ſo werde ich zu handeln wiſſen."

Während dieſes Geſprächs hatte die Königin das ängſtlich geſpannte Geſicht ihrer Camera Major durch die halb offenſtehende Glasthür der Gallerie bemerkt

gehabt. Es war zu sehr auf ihren starken Zügen der Ausdruck des Entsetzens ausgeprägt, um es verkennen zu lassen, daß die alte Dame mit Ungeduld den Augenblick erwarte, wo sie Befehl erhalten würde, einzutreten, um eine furchtbare Nachricht mitzutheilen. — Die Königin Mutter erschrack heftig bei diesem Anblick und beauftragte ihre Tochter, sich zu erkundigen, was die Marquesa auf ihrem Herzen habe. Die junge Königin trat sogleich an die Thür, und hörte nur einige Augenblicke die leise gesprochene Mittheilung der Oberhofmeisterin an; alsdann kehrte sie rasch zu ihren Eltern zurück und rief in höchster Aufregung: „Jesu! Jesu! der arme Friedensfürst — sie haben ihn heute in aller Früh nach der Festung Villa Viciosa gebracht, um ihn dort hinrichten zu lassen.“ —

Der König und die Königin wurden bleich. Sie starrten einander an, und schienen Beide vor Schreck die Sprache verloren zu haben.

Endlich nahm die Königin das Wort.

„Bei der Mutter der Gnaden!“ — rief sie — „was kann ihn retten — als die Krone auf dem Haupte Carl's IV.“

„Ja,“ — sprach dieser, indem er sich an der Entschlossenheit seiner Gemahlin aufrichten zu wollen schien — „nichts kann ihn retten, als entschlossenes Handeln. Ich werde zeigen, daß ich in dieser kritischen

Lage Character genug besitze, als Mann und König zu handeln." —

Mit diesen Worten zog er sich in ein anstoßendes Cabinet zurück, nachdem er erklärt hatte, daß er sogleich wieder hier sein werde.

Die Königin und ihre Tochter benutzten die Abwesenheit des Königs, um mit leidenschaftlicher Wärme den General anzuflehen, sich bei dem Prinzen Murat dahin zu verwenden, daß dieser durch ein Commando Soldaten den Friedensfürsten mit Waffengewalt befreien lasse.

„Das würde nur," — entgegnete der General — „auf Requisition Ihrer Majestät Carl's IV. geschehen können, sobald der König durch eine Protestation gegen seine Thronentsagung, seine Rechte reclamirt haben würde."

„Das wird in diesem Augenblick geschehen," — antwortete die Königin — „der König, mein Gemahl, hat die Acte der Protestation schon vor zwei Tagen unterzeichnet, und wird ohne Zweifel jetzt damit beschäftigt sein, an den Kaiser Napoleon in dieser Angelegenheit zu schreiben."

Das war auch in der That der Fall.

Der König saß in seinem Cabinet und schrieb an den Kaiser, mit seiner geschwollenen Hand, nicht ohne Anstrengung und Schmerzen, folgende Worte:

Aranjuez, am 23. März 1808.

„Mein Herr Bruder, Sie werden mit Kummer die Ereigniſſe von Aranjuez und deren Reſultate vernehmen, und nicht ohne Intereſſe einen König ſehen, der gezwungen, abzudanken, ſich einem Monarchen, ſeinem Verbündeten, in die Arme wirft, und ſich ihm ganz vertraut, weil er allein ſein, ſeiner Familie und ſeiner geliebten und treuen Unterthanen Glück machen kann.

„Ich habe der Krone, zu Gunſten meines Sohnes, nur gezwungen, entſagt, als mich Waffengeräuſch und das Geſchrei einer empörten Garde hinlänglich überzeugte, daß ich zwiſchen Leben und Tod zu wählen haben werde, und daß meinem Tode der der Königin gefolgt ſein würde. Man hat mich zur Abdankung gezwungen; allein jetzt ermuthigt, und voll Vertrauen auf die Großmuth und das Genie eines Mannes, der ſich ſtets als mein Freund gezeigt hat, habe ich beſchloſſen, mich, die Königin und den Friedensfürſten ganz ſeinem Willen zu überlaſſen. Ich richte an Ihro K. K. Majeſtät eine Proteſtation gegen die Ereigniſſe zu Aranjuez und meine Abdankung. Ich überlaſſe und vertraue mich ganz der herzlichen Freundſchaft Ihrer Majeſtät. Möge Sie Gott in ſeinen heiligen und würdigen Schutz nehmen.

Ihro K. K. Majeſtät ergebenſter Bruder und Freund

Carlos."

Welch ein Widerspruch gegen den, nur um drei Tage früher von demselben Monarchen, an denselben Souverain geschriebenen Brief? Und wenn seine Abdankung gezwungen gewesen wäre, was zwang ihn denn dieses damals, seinem besten Freunde, wofür er den Kaiser hielt, in einem Handschreiben zu verhehlen, das Niemand zu sehen bekam, als dieser selbst? — Es ist daher wohl nichts gewisser, als daß damals Carl IV. freiwillig und ungezwungen abgedankt hatte, in der Hoffnung, dadurch den Friedensfürsten zu retten; daß ihm aber diese Abdankung gereuet hatte, sobald er einsehen mußte, daß damit für die Rettung dieses Günstlings nichts gewonnen sei. — Erst die Gefahr, worin Godoy schwebte, hatte ihm den Muth gegeben, einen Schritt zu thun, dem große Bewegungen folgen mußten, der aber einmal geschehen, unwiderruflich entscheidend war.

Jetzt kehrte er mit diesem Briefe in der Hand, in das Appartement zurück, wo er dem französischen General diese entscheidende Audienz ertheilt hatte.

„Ich habe dem Kaiser geschrieben," — sprach er — „in dessen Hände ich mein Schicksal lege. Diesen meinen Brief wollte ich durch einen Courier absenden; allein ich weiß keine sicherere Gelegenheit, als die Ihrige."

Mit diesen Worten übergab er dem General seinen Brief und fuhr fort:

„Meine Lage ist die traurigste. Man will den Friedensfürsten zum Tode führen. Sein einziges Verbrechen ist, mir sein ganzes Leben gewidmet zu haben.“

Damit ertheilte er dem General einen Wink, daß er entlassen sei. Als dieser sich nun eben zurückziehen wollte, nahm der König noch einmal das Wort und sprach in tiefster Melancholie:

„Ich habe Alles versucht, das Leben meines unglücklichen Freundes zu retten; allein alle Welt ist taub für meine Bitten gewesen, und geneigt zur Rache. Der Tod des Friedensfürsten wird aber auch den meinigen nach sich ziehen. — Grüßen Sie Ihro kaiserliche Hoheit und legen Sie ihr meinen Kummer an's Herz.“

Diese grenzenlose Hingebung an eine Liebe, die doch im Grunde so wenig verdient war, bleibt immer ein psychologisches Räthsel. Sie bildete die einzige, feste, unerschütterliche Grundlage eines durchaus schwachen und schwankenden Characters. Die Trauer dieses Königspaars um Godoy's Geschick war eben so tief, als aufrichtig. Mochte diese Zuneigung von Seiten der Königin auch eine leidenschaftliche Geschlechtsliebe sein, so war sie doch von Seiten des Königs die reinste, uneigennützigste Freundschaft. Kein Opfer war ihm zu schwer für diesen unwürdigen Freund. Um ihn zu retten, entsagte er der Krone Spanien's,

und da er sah, daß damit für den Gefangenen nichts gewonnen war, widerrief er diese Thronentsagung, opferte seinen leiblichen Sohn, wand sich zu den Füßen eines eben so mächtigen als intriguanten Eroberers, beraubte seine ganze Dynastie der Krone eines romantischen Landes, und machte Spanien unglücklich, und das Alles — um dem „armen Friedensfürsten, der sich im Gefängniß langweilte" (wie die Königin von Etrurien klagte), zu helfen.

Die Geschichte aller Völker und aller Zeiten hat nie etwas Aehnliches aufzuweisen gehabt. Man fühlt sich versucht, dem großen Staatsphilosophen Haller beizustimmen, der behauptet, daß in der Geschichte der Staaten aus den kleinsten Ursachen oft die größten Wirkungen entstanden sind.

Der Einzug Murats und seines Heeres in Madrid, der an demselben Tage (am 23sten März) stattfand, machte einen günstigen Eindruck auf die Bevölkerung. Man ahnte noch nichts von den geheimen Beziehungen, worin dieser Oberbefehlshaber mit dem abgedankten Königspaar stand. — Man empfing die Franzosen jubelnd als Befreier und Verbündete des neuen Königs. Voran marschirte mit Trompeten und Pauken die schöne Cavallerie der kaiserlichen Garde,

deren treffliche martialiſche Haltung und reiche Uniform nebſt der Schönheit ihrer Pferde und dem Glanze ihrer Waffen allgemeine Bewunderung erregte. Dann erſchien der Prinz Murat, in der Mitte eines glänzenden Generalſtabes — er ſelbſt ein ſchöner Mann in einem reichen Coſtum, das phantaſtiſch und theatraliſch war, das Moderne mit dem Antiken ſeltſam vereinigend, und dennoch dieſer Heldengeſtalt des kühnen, ritterlichen Kriegers einen mächtig imponirenden, militairiſchen Charakter gab. — Im Sonnenlicht blitzten Diamanten an Agraffen, Knöpfen, Ordensſternen und Waffen; ein Wald von Straußfedern wogte herab von dem à la Henri quatre aufgeſchlagenen Sammethut; der Mantel von Purpurſammet mit weißem Atlas gefüttert, war mit den reichſten Goldſtickereien bedeckt; die Chabracke von demſelben Stoff enthielt Arabesken in orientaliſchen Perlen geſtickt; von weißem Atlas, mit Gold geſtickt, waren die Beinkleider, und die Uniform, im Schnitt eines kurzen, mittelalterlichen Waffenrocks, war ſo mit Goldſtickereien überladen, daß man kaum den himmelblauen Sammet erkennen konnte, aus welchem der Stoff des Kleides beſtand. Gegen dieſes theatraliſche Coſtüm des Prinz Murat mußten die immer noch ſehr reichen Uniformen ſeiner Umgebungen ſehr einfach erſcheinen. Dieſe Einfachheit ſchien der eiteln Pracht jenes ritterlichen Prin-

zen als Folie zu dienen. Alle Balcons waren voll Damen, die dem Befreier Spaniens mit wehenden Tüchern ein Willkommen zuwinkten. Murat nahm diese Begrüßungen auf mit dem Anstande eines Mannes, der sich bewußt ist, die bewundernden Blicke des schönen Geschlechts auf sich gezogen zu haben, zugleich auch mit der Haltung eines Eroberers, der auf seinem Triumphzuge ein Volk von Sclaven zu seinen Füßen sieht. Es lag eben so viel imponirende Hoheit, als kokettirende Eitelkeit in seinem Wesen.

Die Infanterie, die ihm folgte, entsprach diesem pompösen Aufzuge nicht ganz. Es waren meistentheils in der Eile ausgehobene und noch wenig equipirte Recruten, die erst in Madrid auf Kosten Spaniens ihre völlige Equipirung und Organisation erwarteten. Die meisten französischen Soldaten waren noch unbärtige junge Leute von kleiner Gestalt mit weiten langschößigen, am Leibe schlotternden Uniformen, aber voll Leben, Kraft und Gewandtheit, denen jedoch noch jede militairische Ausbildung fehlte.

Diese Soldaten der Linie waren durch ihr Aeußeres weniger geeignet, Vertrauen oder Furcht einzuflößen; indeß empfing man sie zuvorkommend, wie längst erwartete Gäste. Aus allen Häusern kamen Männer und Frauen herbei, mischten sich in ihre Reihen und boten ihnen Erfrischungen aller Art an: Wein und

Südfrüchte, Eiswasser und Limonade. Auf diese Weise wurden die französischen Soldaten sehr bald mit den Bürgern befreundet. Französische Gewandtheit wußte sich bald beliebt zu machen. Man sah Soldaten von Bürgern, Arm in Arm gehend, in ihre Quartiere geführt werden. Knaben und Weiber nahmen den Einquartirten die Gewehre ab und, obgleich man gegenseitig die Sprache noch nicht verstand, so herrschte doch bald das innigste Einverständniß zwischen den französischen Soldaten und den Bewohnern von Madrid. Man empfing Murat als den Beschützer Ferdinands VII., dessen Einzug auf den folgenden Tag bestimmt war.

Von Seiten der Stadt und des Königs war dem Großherzog von Berg der königliche Palast San Retiro zur Verfügung gestellt, und er nahm dort vorerst sein Quartier.

Während Murat im Innern der königlichen Familie seine Intriguen spann, oder wenigstens begünstigte, versäumte er nichts, um den neuen König in Sicherheit und Ungewißheit über das ihm drohende Ungewitter zu halten.

Er verkündigte fortwährend bei jeder Gelegenheit die nahe Ankunft Napoleons, und die neue Regierung

bewarb sich mit Eifer um die Anerkennung des französischen Hofes, die ihrem Bestande so wichtig und unentbehrlich war. Schon am 29sten März hatte das Ministerium auf Befehl bekannt gemacht, daß Ferdinand VII. alle Sorgfalt anwenden werde, um die kostbaren Bande der Allianz und Freundschaft zwischen beiden Nationen zu befestigen. Zugleich wurde überall dem Volke empfohlen, die französischen Soldaten gut aufzunehmen und zu behandeln.

Fernando lebte noch zu Aranjuez, wo ihn die schwärzesten Intriguen umspannen, ohne daß er nur eine Ahnung davon hatte; er benahm sich gegen seine Eltern mit aller Ehrerbietung eines guten Sohnes, während diese in ihrer blinden Leidenschaft für den gestürzten Günstling, den er möglichst gut behandeln ließ, ihn der Härte und Liebloſigkeit anklagten. Der glänzende Einzug Murats in der Hauptstadt des spanischen Reichs, da er selbst noch keinen Fuß dorthin gesetzt hatte, machte auf ihn allerdings einen unangenehmen Eindruck; doch war er mit seinen exaltirten Rathgebern verblendet genug, darin eine neue Garantie für die Sicherheit seines Thrones zu sehen; so gab er denn den dringenden Bitten der Bevölkerung von Madrid nach, indem er bestimmte, seinen eigenen Einzug daselbst am 24sten März zu halten, also an dem Tage, der auf Murats Einrücken in Madrid,

auf Godoys Verſetzung in eine Feſtung, und auf die Abſendung der Proteſtation ſeines Vaters an Napoleon gefolgt war.

Nicht ohne Wehmuth hatte er früh morgens von ſeinen Eltern Abſchied genommen. Mit keinem Worte hatten ſie ihm ihre Unzufriedenheit mit ihrer Abdankung oder mit ihrer Verſetzung nach Badajoz zu erkennen gegeben. Alles, was Carl IV. darüber an Napoleon geſchrieben und an den General Monthiou geſagt hatte, waren Lügen und Verläumdung geweſen, wodurch der leidenſchaftlich verblendete Vater dem ſo ſehr verkannten Sohne ein neues Unrecht zufügte.

Fernando wünſchte ihnen eine glückliche Reiſe, und ſeine Eltern gaben ihm ihren Segen mit auf den Weg.

Das Herz erſtarrt, wenn man in den heiligſten Intereſſen des Regenten- und Familienlebens dieſes jungen Monarchen ſolche Zweizüngigkeit und Hinterliſt bemerkt.

Und mit welcher Liebe und Begeiſterung empfing man ihn dagegen dort, wohin er jetzt ſeinen Weg wendete? —

Schon am Abende vorher waren viele Tauſende aus allen Ständen zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde aus dem Thore Atocha zu Madrid herausgeſtrömt,

um sich an dem Wege nach Aranjuez aufzustellen. Die gesammte Bevölkerung aller benachbarten Orte folgte diesem Beispiele. Viele waren vorgedrungen bis in die Gärten von Aranjuez. Vor dem königlichen Schlosse hatte Ferdinand VII. unter Paradiren der Schloßwache einen offenen Wagen, der mit acht auserlesenen Maulthieren bespannt war, bestiegen. Die Thiere waren mit rothen Bändern, Federbüschen und Glocken im ächt spanischen Geschmacke bestens herausgeputzt. Sobald der junge König sich sehen ließ, empfing ihn ein Vivatgeschrei, das wie ein Pelotonfeuer fortrollte durch eine ununterbrochene Menschenkette, welche sich von Aranjuez bis in die Straßen von Madrid fortzog. Nie ist wohl der Augenblick, wo ein Monarch seine Wohnung verläßt, um sich in die Mitte seines Volkes zu begeben, durch eine Telegraphenlinie dieser Art der Hauptstadt angezeigt. Es war ein sieben Leguas fortrollendes Vivatgeschrei, das diese Nachricht verkündete. Was sind die gemachten Feierlichkeiten von Kanonenschüssen, Glockengeläute, herausgeputzten Jungfrauen und Ehrenpforten gegen einen solchen Völkergruß. Welch' ein Gefühl von Wohlwollen und Liebe, welche gute Vorsätze, ein Volk zu beglücken, das ihn fast auf seinen Herzen in die Hauptstadt trug, mußte diesem jungen König die Brust erweitern, wenn er zurückblickte auf

seine eigene so gedrückte Vergangenheit und auf seine so tief verkümmerte Jugend. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er sich frei, geehrt, geliebt und mächtig, als Herr über das Wohl und Weh von Millionen Menschen, die ihn jetzt — den früher so unbedeutend gewesenen Prinzen — wie einen Gott anbeteten und verehrten.

Es liegt etwas wunderbar Großes in solchem Empfang eines seinen Thron besteigenden Monarchen. Es ist die Sympathie von hundert Tausenden für ein einziges Herz. Ein solcher Empfang ist der wahre, geistige Staatsvertrag zwischen dem Volke und Regenten. Wehe dem Volke und wehe dem Fürsten, wo dieser nicht aufrichtig gemeint gewesen ist. Die Geschichte weiß darüber furchtbare Strafgerichte zu berichten. Was ist der Monarch ohne Liebe des Volkes? Ohne Liebe kann er auf seinem Throne sich nur erhalten, indem er wie ein Igel sich zusammenrollt und alle Stacheln der Bajonette und Kanonen nach Außen kehrt. Aber ein geliebter Monarch, der wieder sein Volk liebt — welch' ein erhabenes Bild! Da verschwindet alles Menschliche seiner Person vor der großen Idee, die er repräsentirt. Er wird der sichtbare Gott der Nation. Er schwebt auf den Höhen der Menschheit, allgemein bewundert und geliebt. Die Idee ist größer als alles Erschaffene, und diese

verkörperte Idee der Humanität und der Völkerwohlfahrt ist der geliebte und sein Volk liebende Fürst.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß Ferdinand VII. bei seiner ersten Thronbesteigung solche Betrachtungen anstellte. Die Größe des Moments hatte in ihm alle frühere Bitterkeit ausgetilgt. Noch kannte er nicht die Bürde und Täuschungen, die auch den wohlwollendsten Monarchen auf den Thron begleiten. Noch ahnte er nicht, daß auch der einsichtsvollste Souverän menschlichen Irrthümern unterworfen sei, und daß diese sich nirgend schmerzlicher rächen, als in einer Stellung, welche die gesammte Nationalintelligenz repräsentirt. Er hatte noch nicht die schmerzlichen Erfahrungen seines späteren Regentenlebens gemacht. Man darf wohl sagen, Ferdinand VII. bestieg zum erstenmale Spaniens Thron mit einer keuschen Jungfräulichkeit des Gefühls und der Gesinnung; aber auch mit derselben Unerfahrenheit.

Und so nahm er die Liebe seiner Unterthanen mit Liebe und Wohlwollen auf, und mit jedem Schritt, mit dem er sich seiner Hauptstadt näherte, wurde das Band der Liebe und des Vertrauens fester und schöner, das hier Volk und Fürst vereinigte.

Auf dem ganzen Wege bildete die unermeßliche Volksmenge ein Spalier, durch welches sein Wagen langsam fuhr. Rechts und links grüßend nahm er

überall den begeisterten Zuruf der Menge in Empfang. Sobald er vorüber war, schloß sich das Volk ihm an. So erreichte er endlich in der Mitte einer eben so imposanten, als noch nie gesehenen Escorte das kleine königliche Lustschloß Delices in der Nähe von Madrid. Dort nahm er einige Erfrischungen an und empfing zahlreiche Deputationen aus der Hauptstadt, die ihn feierlich und freudig als König begrüßten. Alsdann stieg er zu Pferde und hielt auf einem herrlichen andalusischen Schimmel seinen Einzug in das schöne Thor von Atocha. Der Zug ging dem Prado entlang durch die prachtvolle Straße von Alcala nach dem königlichen Palaste. Sein eigentliches Gefolge war weder groß, noch königlich. Die Infanten Don Carlos und Don Antonio folgten ihm in einem offenen Wagen. Sie waren die einzigen Personen von der königlichen Familie, die ihn auf diesem Einzuge begleiteten. Kein Militär ritt voran oder bildete Spaliere, kein Kanonendonner oder Glockengeläute, keine Ehrenpforten oder geschmückte Jungfrauen empfingen den neuen Herrscher, und doch bleibt es völlig unmöglich, von dieser wahren Trunkenheit der Begeisterung eine treue Schilderung zu geben. Von dieser Lust und Freude kann man sich in unserm mehr kaltblütigen Norden keine Vorstellung machen. König Ferdinand brauchte vom Thore Atocha bis zum Pa-

laste mehrere Stunden. Nur Schritt vor Schritt konnte er vorrücken; die immer dichter werdenden Volkshaufen umdrängten ihn, um nur seine Füße, wie die Reliquie eines Heiligen, zu küssen. Hatte ihm Ehrerbietung eine Bahn geöffnet, so verschloß begeisterte Liebe sie wieder. Das Volk breitete seine Mäntel aus, damit sein Pferd auf einer Bahn von Tuch fortschreiten könne. Man wehte mit Tüchern von den zahlreichen Balkons, die bekanntlich dort vor fast allen Etagen der zum Theil fünfstöckigen Häuser hinlaufen und erfüllte die Luft mit einem Vivatgeschrei, das nie enden zu wollen schien. Kopf an Kopf gedrängt sah man diese Menschenmasse sowohl auf den Straßen, als auf den dort erbauten Gerüsten, auf allen Balkons, allen Bäumen und Dächern. Wer konnte zweifeln, daß ihn überall die heißesten Herzenswünsche und aufrichtige Segnungen empfingen und begleiteten. Nie genoß ein Monarch einen schönern Triumphzug, als ihm hier allein durch die Volksliebe bereitet wurde.

Nur ein einziger unangenehmer Zwischenfall störte die schöne Harmonie dieses Tages.

Prinz Murat war, ohne sich stören zu lassen, hinter den Jalousien seines Cabinets im Palaste Re-

tiro Zeuge gewesen von diesem Einzuge. Welch' eine andere Manifestation der Volksliebe war das gegen den neugierigen Enthusiasmus, den sein eigener Einzug an der Spitze seiner Truppen erst gestern erregt hatte. Er fühlte sich dadurch indirect gedemüthigt. Gereizte Eitelkeit verleitete ihn zu dem in der That unschicklichen Befehl, ein eben im Prado exerzirendes Regiment Cavallerie von der kaiserlichen Garde so manövriren zu lassen, daß der Weg des einziehenden Königs eine Zeitlang versperrt blieb. Das geschah denn auch augenblicklich mit so vieler Energie und Geschwindigkeit, daß eine Menge Menschen, während sie Ferdinand VII. ihre Vivats zuschrieen, nieder geritten wurden von französischer Cavallerie, und der König fast eine Viertelstunde halten mußte, ehe er den Weg nach seinem Palaste fortsetzen konnte.

Diese Unart, wodurch Murat zugleich den neuen König auf dem Gipfel seines Glückes daran erinnern wollte, daß er ja doch nur abhängig sei von der Macht der französischen Waffen, mußte auch auf das Volk den ersten unangenehmen Eindruck über die Anmaßung dieser so freundlich bewillkommneten Gäste machen. Man sprach sich darüber laut und unzufrieden aus. Zum erstenmale zeigte sich der spanische Nationalcharakter von einer Seite, die nicht so leicht demüthige Unterwerfung erwarten ließ, wie die fran-

zösischen Heerführer in ihrem Uebermuthe gemeint haben mochten.

Dieser Anmaßung folgten bald mehrere andere. Der Großherzog von Berg, Prinz Murat, war mit der ihm angewiesenen Wohnung im Palast Buen Retiro nicht zufrieden; er verlegte daher ohne mit der Behörde Rücksprache zu nehmen, seine Residenz nach dem Palast des Friedensfürsten, der neben dem Kloster der Donna Maria von Arragonien lag. Ja, noch mehr: er ließ diesen vom Volke zerstörten Palast in größester Geschwindigkeit neu und glänzend einrichten und mit kostbaren Möblen versehen und schickte die Unternehmer dieser Einrichtungen mit ihren Rechnungen an den Magistrat, indem er ihnen durch einen Adjudanten befehlen ließ, sie zu bezahlen, — was man denn auch freilich unter diesen Umständen nicht zu verweigern wagte.

Das waren allerdings gegen die großen Leiden, die Spanien bevorstanden, nur unbedeutende Manifestationen eines Heerführers, der an der Spitze von 100,000 Soldaten, unter dem Schein der Freundschaft eingedrungen, Madrid wie eine eroberte Stadt und den König wie einen untergebenen Vasallen behandeln zu dürfen glaubte; allein bald sollte diese Spannung der Verhältnisse noch einen bedenklicheren Charakter annehmen.

Prinz Murat hatte ohne Zweifel in seiner Eitelkeit erwartet, daß ihm der junge König die erste Visite machen werde. Da ihn diese indeß noch in die Verlegenheit gesetzt haben würde, sich wegen der alsdann nicht mehr zu umgehenden Frage der Anerkennung auszusprechen — so hatte er seiner Dienerschaft Befehl gegeben, im Fall Ferdinand ihn besuchen wollte, ihn abzuweisen mit der Erklärung, daß er nicht zu Haus sei.

Auf der andern Seite wunderte sich der junge König, daß der Graf Beauharnois, der ihm schon so viele Beweise von Freundschaft und Theilnahme gegeben hatte, unter allen Gesandten Europas der Einzige war, der bei der Vorstellung des diplomatischen Corps nicht erschien, um ihn als König anzuerkennen; besonders aber mußte es ihm sehr auffallend und unangenehm sein, daß Prinz Murat sich im königlichen Schlosse nicht blicken ließ, und auf desfallsige Anfrage zu erkennen gab, er erwarte erst neue Instructionen vom Kaiser, da wegen der indeß stattgehabten Revolution von Aranjuez die frühern Instructionen auf die jetzigen Verhältnisse nicht mehr paßten.

Diese Kälte des französischen Gesandten so wie die immer zunehmenden Anmaßungen des Prinzen Murat erweckten Unwillen im Volke und Befremden

am neuen Hofe. Die französischen Soldaten ahmten bald das Beispiel ihres Feldherrn nach und so kam es zwischen ihnen und den Bürgern nicht selten zu unangenehmen Reibungen und selbst Schlägereien. Man erkannte nach gerade, daß Alles Lug und Trug gewesen war. Die Spannung wurde immer größer. Dem Südländer gilt ein Mord nicht viel. Beleidigungen erwecken in ihm einen tief grollenden Rachedurst, der sich durch nichts kühlt, als durch heimliche Dolchstöße. Man fand bald nächtlich ermordete französische Soldaten. Murat erließ einen terroristischen Tagesbefehl, der Madrid gewissermaßen in Belagerungszustand versetzte. Von der neuen Regierung nahmen die französischen Militärbehörden gar keine Notiz. Das waren tiefe Kränkungen, die sich Ferdinand VII. gefallen lassen mußte, weil es ihm an Macht fehlte, sich den französischen Anmaßungen zu widersetzen in einem Lande, das von den Soldaten, diesem falschen Freunde, überschwemmt war.

Indeß man hofft so gern, was man wünscht. So ließen die für Napoleon schwärmenden Freunde Ferdinands sich noch nicht irre machen in ihren Hoffnungen, daß die persönliche Ankunft des Kaisers allen diesen Wirren ein Ende machen werde. Und diese verkündete Murat, um Zeit zu gewinnen, sogar mit dem Beifügen, daß Napoleon in zwei und einem halben Tage in Madrid,

eintreffen werde. Alles geschah, um diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Der Palast Buen Retiro verwandelte sich in Ballsäle und Gezelte von den kostbarsten Draperien. Große Festlichkeiten wurden vorbereitet. Ein ausdrücklich von Paris angekommener Haushofmeister leitete mit Geräusch alle diese Anstalten. Am 27sten März ließ Murat ein Program publiciren über den Empfang des Kaisers. Ob das Alles Falschheit war von den Franzosen, oder ob der Kaiser nur durch die Ereignisse von Aranjuez von einer früher wirklich beabsichtigten Reise nach Madrid abgeschreckt war, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Murat erreichte indeß damit seinen Zweck, die Hoffnungen Ferdinands hinzuhalten bis der entscheidendere Schritt für die Pläne Napoleons geschehen konnte.

Ferdinand befand sich in einer Lage, die ihn überzeugen mußte, daß seine ganze Existenz als König in den Händen des französischen Kaisers lag. Obgleich er mit Bekümmerniß erfuhr, daß Murat mit seiner Mutter und Schwester im strengsten geheimen Verkehr stand und schmerzlich fühlte, wie der französische Prinz diese und den abgedankten König mit aller Achtung behandelte, während er ihm selbst nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit erwies, so durfte doch Murat nur einen Wunsch äußern und man beeilte sich ihn zu erfüllen. So hatte der Großherzog bald nach seiner

Ankunft in Madrid gegen Don Pedro Cevallos geäußert, daß er wohl wünsche, den Degen Franz I., der sich als Siegestrophäe von der Schlacht von Pavia in der königlichen Rüstkammer befand, zu besitzen, als sogleich Befehl ertheilt wurde, ihm dieses kostbare Siegeszeichen der spanischen Waffen über die französischen als Merkmal der Unterwerfung zu übergeben. Auf solche Weise wurde dem Uebermuth der Franzosen geschmeichelt und dieser dadurch gesteigert; auf der andern Seite konnte dem Ehrgefühl der stolzen spanischen Nation keine tiefere Wunde beigebracht werden, als durch diese Forderung und Bewilligung.

So wurden die Angelegenheiten Spaniens immer verwickelter, die Verhältnisse immer gespannter, als bekannt wurde, Napoleon sei mit dem Benehmen Murats durchaus nicht zufrieden, habe ihm deßhalb Vorwürfe gemacht und neue Instructionen gesendet. Murat änderte sein Betragen. Er erschien an Ferdinands Hofe und war sehr freundlich und geschmeidig geworden. Er äußerte die bestimmte Hoffnung, daß Napoleon bald eintreffen werde. Die alsdann erfolgende Anerkennung setzte er als eine unzweifelhafte Sache voraus. Ferdinand hatte schon gleich nach den Ereignissen von Aranjuez an Napoleon geschrieben und ihm seine Thronbesteigung gemeldet. Diese Depesche war durch eine Deputation von vier

spanischen Granden abgegangen, die um die kaiserliche Anerkennung bitten sollten. Unter diesen Umständen hielt es Murat für angemessen, Ferdinand zu empfehlen, dem Kaiser selbst seinen Bruder, den Infanten Don Carlos, entgegen zu senden, und als dieser abgereist war, kam er auf einen früheren Vorschlag zurück, daß der Kaiser es sehr hoch aufnehmen würde, wenn Fernando sich entschließen könnte, diesem hohen Gaste entgegen zu reisen. — Denselben Vorschlag unterstützte auch der französische Gesandte, Graf Beauharnois, der sich geschmeidig dem neuen Hofe wieder genähert hatte.

Bei einiger Unbefangenheit hatten Ferdinand und seine Freunde wohl Verdacht schöpfen können, daß kein anderer Plan vorlag, als die bedeutendsten Glieder der königlichen Familie auf französischen Boden zu locken, um dort mit mehr Erfolg auf ihre Entschlüsse einwirken zu können; allein die Verblendung des neuen Hofes war eben so groß, als die Bedrängniß seiner Lage. Noch herrschte Meinungsverschiedenheit über diesen letzten Gegenstand im Cabinet des Königs, da erschien ein neuer Abgeordneter Napoleons in Madrid, der mit dem Scheine einer soldatischen Offenheit die vollendetste Verstellungskunst verband. Das war der Divisionsgeneral und Adjutant des Kaisers — Savary.

Dieser gewandte Unterhändler hatte Auftrag, Ferdinand um jeden Preis nach Bayonne zu führen. Kaum aus der Courierchaise gestiegen, erhielt er eine Privataudienz bei dem jungen Könige und scheute sich nicht, ihm mit scheinbarer Offenheit zu erklären: „Sire, ich komme im Auftrage meines Herrn, des Kaisers der Franzosen, um Ihre Majestät in dessen Namen als König zu begrüßen; besonders aber, um aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, ob Ihre Majestät in Bezug auf Frankreich noch eben so gesinnt sei, wie der König, Ihr Herr Vater. In diesem Falle würde der Kaiser Ihre Majestät unmittelbar als König von Spanien und beider Indien anerkennen, ohne auf das Vergangene zurückzukommen und sich im Geringsten in die innern Angelegenheiten des Königreichs zu mischen."

Ferdinand mit seinem offenen Charakter war weit davon entfernt, zu ahnen, daß dieses Versprechen der Anerkennung eine der frechsten Lügen war, die jemals das französische Cabinet in dieser schändlichen Intrigue gegen einen legitimen Monarchen sich erlaubt hatte. Er gab unverholen seine Achtung und Bewunderung für das große Genie des Kaisers zu erkennen, und seinen Wunsch, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten nicht blos zu erhalten, sondern auch immer enger geknüpft zu sehen.

„In diesem Falle" — fuhr Savary geschmeidig fort — „darf ich Ew. Majestät mit Bestimmtheit die nahe bevorstehende Ankunft meines Souverains zu Bayonne verkündigen. Von dort würde er sich nach Madrid begeben, und ich gestehe offen, es würde kein Mittel geben, dem Kaiser zu beweisen, wie aufrichtig Ihre Majestät wünsche, die vorige Allianz fester zu knüpfen, als ihm entgegen zu reisen. Zudem würde ja die Abwesenheit nur von kurzer Dauer sein, da ich fest überzeugt bin, daß Ihre Majestät den Kaiser schon zu Burgos treffen würde."

Außer Stande, die entsetzliche Hinterlist zu erkennen, die in diesem Vorschlage lag, ging Fernando in die ihm gelegte Falle. Die Mehrzahl der spanischen Minister und Staatsräthe theilte diese Verblendung nnd rieth dem König eifrig zu dieser verderblichen Reise.

In der That — der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht, wenn es einmal seine Geierkrallen gegen ihn ausgestreckt hat.

Fernando wurde gewarnt. Einige alte, treue und besonnene Räthe wagten es, zu erklären, daß es die königliche Würde bloßstellen hieße, wenn der König sich so viel vergeben würde, Napoleon aufzusuchen, noch dazu ohne nur eine officielle Ankündigung von seiner Absicht, den König in Madrid zu besuchen,

erhalten zu haben. Savary habe weder ein Creditiv, noch ein Schreiben, noch eine Vollmacht vorzuzeigen vermocht, aus welchem unzweifelhaft die Absicht des Kaisers hervorginge, Ferdinand VII. als König von Spanien anzuerkennen. Alles, was dieser, als ein listiger Mann bekannte, Unterhändler versprochen habe, sei unter vier Augen gesprochen, und könne später vom Kaiser desavouirt werden. Die Handlungen der Franzosen, der Bruch des Tractats von Fontainebleau und Murats Einverständniß mit der Königin Mutter und der Königin von Etrurien müsse doch auch einige Vorsicht empfehlen; der König möge wenigstens unter dem Schein der Nachgiebigkeit seine Reise verzögern, möge Garantie des kaiserlichen Worts verlangen und sich hüten, einen Schritt zu thun, der unwiderruflich seinen Sturz herbeiführen könne.

Vergebens! Escoiquez und seine Freunde waren zu exaltirte Bewunderer Napoleons, um irgend einem Mißtrauen Gehör geben zu können. Es war bei ihnen fast zu einer fixen Idee geworden, daß nur vertrauendes Entgegenkommen und unbedingte Hingebung den größesten Mann des Jahrhunderts, den bewunderten Eroberer der Welt bewegen könne, Ferdinand als König anzuerkennen. Murats früheres Benehmen entschuldigte er mit dem Mangel an Instructionen, und taub für den Rath der besonnensten Männer,

ohne darauf zu hören, was von den französischen Soldaten gesprochen und im Volke wiederholt wurde, daß es auf den Untergang Ferdinands VII. abgesehen sei, drang er mit begeisterter Rede auf die Abreise des Königs, und diese wurde beschlossen.

Noch Tages zuvor erhielt der junge König von einer andern Seite eine Warnung, die ihn wohl hätte bedenklich machen sollen. Einer der treuesten Anhänger des Königs, Don Pedro, Graf von Montijo, den Ferdinand früher als Courier nach Paris gesendet hatte, war jetzt der Begleiter Savary's auf dessen eilfertiger Reise nach Madrid gewesen. Er hatte dabei Gelegenheit gehabt, Manches zu sehen und zu erfahren, was anderen Freunden des Königs entgangen war, und wagte es daher, den König zu beschwören, daß er nicht abreisen möge, indem er nach Allem, was man beobachtet habe, überzeugt sei, man lege ihm eine Schlinge. Allein der mehr als alle Andere verblendete Escoiquez erklärte diese Warnung eines treuen Spaniers für verdächtig.

Als Savary sah, wie bedeutend die Macht seines Einflusses am spanischen Hofe war, ging er noch einen Schritt weiter, als Vorsicht und Klugheit geboten haben würde. Auch er wurde bestürmt von der Königin Mutter, für die Freilassung Godoy's sich zu verwenden, und der dreiste Franzose, der einmal in

sein leichtfertiges Lügengewebe hineingerathen war, trug keinen Augenblick Bedenken, zu erklären, der Kaiser habe ihm Befehl ertheilt, die Loslassung des Friedensfürsten als ersten Beweis einer freundschaftlichen Annäherung zu fordern.

Diese in der That unbesonnene Forderung mußte Ferdinand und seine Freunde auf das Tiefste verletzen. Den gefährlichsten Feind des Königs, der ihm sein ganzes Leben verbittert hatte, den unversöhnlichsten Gegner der neuen Regierung, den man schon aller seiner Güter für verlustig erklärt hatte, in Freiheit setzen, hieß alle Intriguen gegen den neuen König entfesseln, das Volk zur Empörung bringen, die neue Regierung compromittiren und ihren gewissen Untergang herbeiführen. Ferdinand hätte wenigstens einiges Mißtrauen aus einer so beleidigenden Forderung schöpfen sollen, und in der That erregte sie eine solche Verstimmung am Hofe Ferdinands, daß wahrscheinlich die ganze Reise desselben unterblieben wäre, hätte Savary nicht Klugheit genug gehabt, einzulenken, und, um seinen Hauptzweck nicht zu verfehlen, diesen Nebenzweck fallen zu lassen.

So blieb Godoy gefangen, und die Abreise des Königs wurde auf den 10ten April angesetzt.

Zur Zeit der Siesta, am Tage vor seiner Reise, konnte Fernando in der Bewegung seines Gemüths nicht schlafen. Auf seinem Lager ruhend, drängten sich ihm mancherlei schwere Besorgnisse auf über die möglich ungünstigen Erfolge eines solchen Schrittes. Alle die Zweifel, die dagegen vorgebracht waren, dämmerten drohend wie ferne Gewitterwolken in seiner Seele herauf. Dabei fiel es ihm besonders schwer auf's Herz, daß das Verlangen der Befreiung des Friedensfürsten, und der kaum noch geheim gehaltene Verkehr Murat's mit seiner Mutter und Schwester, deren Abneigung und Hang zur Intrigue er kannte, wenigstens so viel besorgen lasse, daß sie ihn bei Napoleon verläumdet, und ihm dort einen unfreundlichen Empfang bereitet haben würden. Weit davon entfernt, die redlichen Gesinnungen seines Vaters zu bezweifeln, erhob er sich von seinem Lager, ergriff die Feder und schrieb ihm einen herzlichen Brief, worin er bat, er möge ihm doch einige Zeilen zur Empfehlung an den Kaiser der Franzosen mitgeben, und ihn der guten Gesinnungen versichern, die er, Ferdinand, für die Franzosen hege.

Sogleich expedirte er damit einen zuverlässigen Mann aus seinen Umgebungen, als Courier nach Aranjuez, und zwar denselben Don Pedro, Graf von Montijo, der bei dem Aufstand von Aranjuez eine so

thätige Rolle gespielt, und ihn später vergeblich gewarnt hatte. Dieser hatte Auftrag, die Depesche wo möglich unmittelbar nach seiner Ankunft, und zwar unmittelbar in die Hände Carl's IV. zu übergeben. Alsdann betrieb er mit Ruhe und Besonnenheit die weitern Vorkehrungen zu seiner Reise, und zweifelte nicht, am folgenden Morgen, wenn der Courier zurückgekehrt sein würde, das gewünschte empfehlende Schreiben an Napoleon, von seinem Vater vorzufinden.

Aber wie bitter sah sich der arme Fernando getäuscht. Der Courier war in der Nacht zurückgekehrt, und hatte berichtet, er sei noch zeitig genug in Aranjuez eingetroffen, um hoffen zu können, den König noch bei der Abendtafel zu treffen. Allein man habe ihm den Zutritt verweigert unter dem unwahrscheinlichen Vorwande, Carl IV. befinde sich unwohl. Dadurch sei er genöthigt worden, den Brief an den geheimen Secretair des Königs abzugeben. Dieser sei auch damit in das Cabinet des Königs hineingegangen, doch nach einiger Zeit mit der Erklärung zurückgekehrt, Seine Majestät schlafe, und man habe Ordre, ihn nicht zu wecken. — „Während der Zeit erfuhr ich von einem Kammerdiener," — so schloß der Courier seinen Bericht — „daß Seine Majestät sich ganz wohl befinde, und noch nicht daran denke zu schlafen."

Ferdinand war durch diese Antwort sichtbar be-

troffen. Eine ſchnelle Ahnung tauchte in ihm auf, daß er ſelbſt von ſeinem Vater verrathen ſei; doch dieſen Verdacht, als einen unwürdigen von ſich weiſend, beſtieg er unter ſchweigender Mißbilligung der umherſtehenden Volksmenge, um 10 Uhr Morgens den Wagen, der den armen verrathenen Fernando ſeinem ſtrengen Geſchick entgegen führen ſollte.

Vor ſeiner Abreiſe von Madrid hatte Ferdinand VII. eine höchſte Regierungsjunta eingeſetzt, die an ſeiner Stelle die Verwaltung des Landes führen, in allen wichtigen Fällen aber an ihn berichten ſollte. An die Spitze dieſer Regierungs-Commiſſion hatte er ſeinen Oheim, Don Antonio — den einzigen ſeiner nahen Verwandten, der es treu und aufrichtig mit ihm meinte, geſtellt; einen Mann von aufgeklärtem Geiſte und gemäßigten Geſinnungen, den das Volk verehrte und liebte.

Dagegen die heftigſten Exaltirten, Escoiquez, Infantado, San Carlos, und ſelbſt der feurige Volksfreund Don Pedro, Graf von Montijo, und noch einige andere Staatsmänner, nebſt zwei Kammerherrn, die ſämmtlich als begeiſterte Bewunderer Napoleon's bekannt waren, bildeten ſein Gefolge. Eine Abtheilung von Garde du Corps, befehligt von dem

Capitain, Grafen von Villariago, diente ihm als Escorte.

So umgeben von seinen Rathgebern, die aber leider sämmtlich keine staatskluge und besonnene Männer waren, fuhr der König langsam auf der Straße von Sommosierra nach Burgos dahin.

In allen Städten und Flecken, die der Königliche Reisezug passirte, wurde Ferdinand VII. mit unbeschreiblichem Volksjubel empfangen. Es waren Beweise der Liebe und Treue seiner Unterthanen, die einen wehmüthigen Eindruck auf ihn machen mußten, da er nicht ohne Ahnung war, daß es vielleicht die letzte Gunst seines Herrscherglücks sei, die er damit empfing; denn eine innere Stimme sagte ihm: der Himmel zeige ihm vielleicht nur darum noch einmal die Liebe seines Volkes, damit die Wehmuth über den doch immer möglichen Verlust der Krone desto tiefer eindringe.

Doch bald verscheuchten die begeisterten Reden seiner Freunde wieder jeden trübsinnigen Gedanken dieser Art, und Fernando fing wieder an zu hoffen, um bald wieder von neuen Zweifeln gemartert zu werden.

Am 12. April traf Ferdinand IV. in Burgos ein; allein keine Spur vom Kaiser der Franzosen war dort zu sehen; nicht einmal irgend eine Vorbereitung für seinen Empfang zu bemerken. Der König schickte Cou-

riere voraus auf die Straße nach Vittoria hin; dieſe aber kehrten zurück, ohne das Geringſte über die Reiſe des Kaiſers erfahren zu haben. Fernando war darüber höchſt betroffen; ſeine Umgebungen geriethen in nicht geringe Verlegenheit. Man überlegte, was nun zu thun ſei, und der König entſchied ſich für die Umkehr nach Madrid. —

Schon waren dazu alle Anſtalten getroffen, die Wagen umgewendet, als die Ankunft einer Courierchaiſe von Madrid her, dieſem Beſchluß eine andere Wendung gab. Es war der General Savary mit ſeinem Adjutanten, der mit kluger Berechnung dem Könige nachgeeilt war, um ſich eben ſo verwundert zu ſtellen, den Kaiſer noch nicht hier zu treffen. Mit ungeheurer Frechheit der Lüge behauptete er, Briefe empfangen zu haben, die keinen Augenblick zweifeln ließen, daß der Kaiſer von Bayonne aus, nach Vittoria unterwegs ſei, und leicht bewog er den König Ferdinand und deſſen Rathgeber, da ſie einmal ſo weit gegangen wären, nur noch die zwei kleine Tagereiſen bis Vittoria zu machen.

So traf der König mit ſeinem Gefolge am 14. April in dieſer, der franzöſiſchen Grenze ſchon viel näher liegenden Feſtung, ein. Auch hier — keine Spur von Napoleon, und da der ſchlaue Savary zu bemerken glaubte, daß man ſeinen Verſicherungen nicht

mehr recht glauben wolle, sah er sich zu einer neuen Täuschung genöthigt. Er erklärte nun, daß er gewiß sei, Napoleon, der sich in Bordeaux aufgehalten habe, in Bayonne zu treffen. Deshalb wolle er sich sogleich dorthin begeben, um dem Kaiser zu berichten, daß der König ihn in Vittoria erwarte. Auch wurde der Infant Don Carlos davon benachrichtigt, der sich in Tolosa befand, um den Kaiser zu erwarten, und dieser ging ebenfalls nach Bayonne ab, um ihn im Namen des Königs zu becomplimentiren.

Alles war indeß an dem kleinen Hofe Ferdinand's zu Vittoria in der höchsten Spannung. Die Zeit bis zu der Rückkehr Savary's schien mit Schritten einer Schnecke zu schleichen. Endlich am 27. April traf jener schlaue Agent einer großen Intrigue in Vittoria wieder ein. Er brachte an Ferdinand einen eigenhändigen Brief von Napoleon mit, den der junge König mit einer scheuen Ehrfurcht empfing. Aber schon ein Blick auf die Adresse mußte seine schönen Hoffnungen sinken lassen. Ferdinand wurde bleich, als er die Aufschrift las: „an den Prinzen von Asturien," — nicht also: „an den König von Spanien!" — seufzte er im Stillen und erbrach den Brief mit zitternder Hand. Und was enthielt er? — eine förmliche Strafpredigt, im Ton einer fast schulmeisterlichen Superiorität; allein voll bitterer Wahrheiten.

Es sei erlaubt einige characteristische Stellen daraus mitzutheilen:

„Die Ereignisse von Aranjuez," — schrieb Napoleon u. a. — „fanden statt." — „Ich will weder über das Vergangene, noch über das Benehmen des Friedensfürsten urtheilen; allein ich halte es für den Fürsten gefährlich, die Völker daran zu gewöhnen, Blut zu vergießen, um sich selbst Recht zu verschaffen. Möge Gott verhüten, daß Ihre königl. Hoheit dieses nicht einst selbst erfährt. Es kann Spanien nichts helfen, einen Prinzen zu mißhandeln, der eine königl. Prinzessin geheirathet, und das Reich so lange regiert hat. Es fehlen ihm Freunde; allein Ihre königl. Hoheit wird im Unglück auch keine haben. Die Völker rächen sich für die uns ertheilten Huldigungen. Wie könnte man übrigens dem Friedensfürsten den Proceß machen, ohne dies auch in Bezug auf die Königin und den König, Ihren Vater, zu thun? Dieser Proceß wird Haß und Factionsgeist nähren, und sein Resultat wird Ihrer Krone schaden. Sie haben keine andern Rechte, als die Sie von Ihrer Mutter erhalten.*) Wenn diese der

*) Diese Aeußerung war gewiß eine der stärksten und rücksichtslosesten Napoleon's gegen die schwache Königsfamilie. Indem jedoch damit der Kaiser Zweifel an der legitimen ehelichen Geburt Ferdinand's ausspricht, scheint er sich noch einen Vor-

Proceß entehrt, so verletzen Sie Ihre eigenen Rechte. Geben Sie daher treulosen Rathschlägen kein Gehör. Sie haben kein Recht, den Friedensfürsten zu richten. Seine Verbrechen, wenn er anders deren beging, verlieren sich in der Prärogative des Throns."

Darauf bot er dem Friedensfürsten eine Zufluchtsstätte in Frankreich an. Ueber die Abdankung Carl IV. machte er folgende Bemerkung:

„Sie fand in einem Augenblicke statt, wo meine Armeen Spanien bedeckten. Europa und die Nachwelt wird meinen, ich habe nur darum so viel Truppen gesendet, um meinen Freund und Verbündeten vom Thron zu stürzen. Als Nachbar ist es mir erlaubt, zuerst die Gründe jener Abdankung wissen zu wollen, ehe ich sie anerkenne. Ich versichere Ihnen, Spanien und der ganzen Welt: war die Abdankung des König Carl's freiwillig, und nicht von dem Aufruhr und Aufstande zu Aranjuez erzwungen, so werde ich keine Umstände machen, sie zuzulassen, und Ihre königl. Hoheit als Souverain von Spanien anzuerkennen. Ich wünsche daher über diesen Gegenstand mich mit Ihnen zu besprechen. Daß ich mich seit einem Monat so eifrig diesen Angelegenheiten widme, muß Ihnen eine Garantie meines Schutzes sein, gegen

---

wand aufbewahrt zu haben, um ihn gewaltsam zu entthronen, wenn Unterhandlungen nicht zum Ziel führen sollten.

jede Beunruhigung, die Ihnen auf dem Throne widerfahren könnte."

Sodann kam er noch einmal auf die Ereigniſſe des Escurials zurück.

„Als mir König Karl" — hieß es darüber — „das Ereigniß des letzten Monats October meldete, wurde ich davon ſchmerzlich ergriffen, und ich denke durch die Mittheilungen, die ich machen ließ, zum guten Ausgange der Angelegenheiten des Escurials beigetragen zu haben. Ihre königliche Hoheit hatte ſehr Unrecht, wofür ich als Beweis nur den mir geſchriebenen Brief anführen will, den ich ganz zu ignoriren beſchloſſen habe. Als König werden Sie wohl wiſſen, wie ſehr die Rechte des Throns heilig zu halten ſind. Jeder Schritt bei einem fremden Souverain, von einem Erbprinzen iſt ein Verbrechen. Ihre königliche Hoheit muß ſich fern von den Ausſchweifungen der Volksbewegungen halten. Man kann einzelne meiner Soldaten ermorden, allein Spaniens Ruin wird die Folge davon ſein."

Dieſer merkwürdige Brief, in welchem jedes Wort von Kraft, Energie und Ueberlegenheit zeugte, ſchloß mit der Phraſe:

„Sein Sie meines Wunſches verſichert, Alles beizulegen, und Ihnen Beweiſe meiner Zuneigung und vollkommenſten Achtung zu geben."

„Möge Sie Gott, mein Bruder, in seinen heiligen und werthvollen Schutz nehmen.

Bayonne, am 16ten April 1808. Napoleon.

Savary sah mit Ueberraschung, welche schmerzliche Wirkung dieser Brief auf Ferdinand VII. gemacht hatte. Als ein feiner Menschenkenner las er auf den so beweglichen als sprechenden Gesichtszügen des jungen Königs, die an sich selbst gerichtete Frage: „soll ich umkehren, oder mich diesem gewaltigen Manne in die Arme werfen?" — Und mit der Lebhaftigkeit eines Franzosen rief er ihm zu: „Ich will meinen Kopf verlieren, wenn Ew. Majestät eine Viertelstunde nach Ihrer Ankunft zu Bayonne, nicht als König von Spanien und beider Indien anerkannt ist. — Um seiner Ansicht treu zu bleiben, wird der Kaiser Sie zuerst nur: „„Hoheit"" nennen, aber nach fünf Minuten: „„Majestät."" In drei Tagen wird alles abgemacht sein und Ihre Majestät nach Spanien zurückkehren können."

Schmerzlich lächelnd aber noch ungläubig, mit den Achseln zuckend, reichte der König den so eben empfangenen Brief an Escoiquez, der ihn mit fliegenden Blicken überlas. „Welche erhabene Worte" rief dieser aus — „welche Hoffnungen und Garantien — ich danke dem Allmächtigen für die glücklichen Erfolge, welche dieser Brief des Kaisers der Reise prophezeiht.

Man muß zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtehen und die große Seele dieſes Monarchen kennen um keinen Zweifel mehr zu hegen. Steht nicht am Schluß deutlich der Wunſch ausgeſprochen, Alles beizulegen, und Ihrer Majeſtät Beweiſe von Zuneigung zu geben? Kann der Kaiſer einen ſolchen Wunſch hegen, der nicht ſogleich zur That würde? — Ich kann nicht Worte finden, meine Freude über dieſen Brief auszuſprechen!" —

„Herr von Savary" — ſprach der junge König, indem er ſich mit Würde gegen den franzöſiſchen General wendete — „Ihr Souverain ſagt mir da unangenehme Dinge, die ich von keinem Andern anhören würde. Indeß iſt einmal meine Verehrung für ſeinen Charakter und ſeine Heldengröße zu tief gewurzelt in meiner Seele, um es mir verſagen zu können, ein gewiſſes väterliches Wohlwollen in ſeinen Abſichten zu erkennen. Ich werde die Frage wegen meiner Reiſe mit meinen Räthen in Ueberlegung ziehen und dann Sie von meinen weitern Entſchlüſſen in Kenntniß ſetzen."

Damit machte er mit der ihm eigenen verbindlichen Freundlichkeit eine entlaſſende Handbewegung.

Savary zog ſich zurück. Auf einen Wink des Königs, begleitete ihn Escoiquez. Im Vorzimmer blieb der franzöſiſche General ſtehen und ſah ſich ringsum.

„Seine Majestät — sprach er, leicht hin — „ist in der That hier nicht übel logirt. Ich liebe es die Wohnungen der Herrscher zu sehen. Man gewinnt ein so gemüthliches Bild von ihrem Privatleben, das sie uns doppelt theuer und unvergeßlich macht. Darf ich bitten, mich in diesem Hause ein wenig umherführen zu lassen? — Ich beabsichtige dabei zu veranlassen, daß man in Bayonne Sorge trage, der Wohnung Seiner Majestät alle die Einrichtungen zu geben, die seinen Gewohnheiten entsprechen."

Gern war der Canonicus dazu bereit und mit Hülfe des Haushofmeisters nahm Savary das Haus nach seiner ganzen innern und äußern Einrichtung in Augenschein, beobachtete die Zahl der Eingänge, die Fenster, Balkons und besonders den Zugang zu dem Schlafzimmer des Königs, mit dem ernsten und nachdenkenden Blick eines Feldherrn, der einen Feldzugsplan macht, indem er das Terrain seiner nächsten Thaten recognoscirt.

Unter den Begleitern des Generals bei dieser Gelegenheit befand sich ein junger Mann mit feurigen, klugen Blicken und lebhaftem Wesen, der seinerseits den General mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtete. Das war Don Pedro, Graf von Montijo. —

Er folgte dem General, mischte sich dann unter

das Volk, beobachtete jede Bewegung, sprach mit verschiedenen Franzosen, deren Ruhmredigkeit Manches errathen ließ, was sie klüger verschwiegen haben würden. So ging der siebzehnte April hin, ohne daß ein Entschluß wegen der Reise gefaßt war. Am achtzehnten trafen 300 Mann Grenadiers der französischen Garde zu Pferde ein und nahmen aller Protestation ohnerachtet in der bereits überfüllten kleinen Stadt Vittoria Quartier, mit dem Hinzufügen, daß sie dort einige Rasttage halten würden. Jetzt war Don Pedro im Klaren, was man beabsichtigte. Er trat in das Cabinet des Königs als eben nochmals die Frage ob man weiter reisen solle oder nicht, besprochen wurde.

Sogleich bat Don Pedro in lebhafter Aufregung um Erlaubniß, eine wichtige Mittheilung zu machen. Und diese bestand darin, daß er ein entsetzliches schändliches Complott entdeckt habe. Savary habe nämlich die 300 Grenadiere nur kommen gelassen, um Seine Majestät in der nächsten Nacht aufzuheben und als Gefangener nach Bayonne zu entführen, in dem Fall, daß nicht noch heute sich der König für die Reise dorthin entscheiden würde. Zu diesem Ende habe der General die Situation des Hauses, worin Seine Maj. residire, genau erforscht. Man würde den König im Schlaf überfallen, wenn nicht augenblicklich Vorkehrungen getroffen würden.

Dieſe Mittheilung überraſchte alle Anweſende, nur Escoiquez behauptete, Don Pedro möge ſich irren. Es ſei unmöglich, daß auf Befehl eines ſo großen Souverains nach ſolchen Beweiſen von Freundſchaft ſo verrätheriſch gehandelt werden könne.

„Wir haben in der That keine Wahl" — ſprach der König erſchüttert durch Don Pedro's Mittheilung, die ſeiner ſchon mehr zum Mißtrauen geneigten Stimmung einleuchtender erſchien, als dem exaltirten Canonicus — „der dreihundert Grenadiere bedurfte es nicht einmal, um mich zu entführen. Iſt nicht die ganze Beſatzung von Vittoria aus 4000 Mann Franzoſen gebildet, welche der General Verdier befehligt. Befinde ich mich nicht ſchon in der Gewalt dieſer Franzoſen, die, wie mir jetzt leider zu ſpät klar geworden iſt, mich mit Liſt und Gewalt umgarnt haben?" —

Dieſe Anmerkung machte auch auf die übrigen Rathgeber des Königs Eindruck.

„Von einer Weigerung, nach Bayonne zu gehen" — ſprach der Herzog von Infantado mit ſchwerem Herzen — „kann allerdings nicht mehr die Rede ſein. — Es ſteht daher nur noch die Frage, ob es nicht gerathen ſei, der Liſt dieſer Franzoſen durch eine andere Liſt zu entgehen. — Durch eine heimliche Flucht ...."

„Der Meinung war ich längſt" — fiel Don Mariano Luiz de Urquijo ihm in die Rede, der von Bilbao nach Vittoria gereiſt war, um den König zu begrüßen — „ich erlaube mir, ein mit dem Alcalden von Urbino beſprochenes Mittel vorzuſchlagen, welches bei der günſtigen Stimmung des Volks Ew. Majeſtät ſicher retten würde." Und nun machte er den Vorſchlag, daß der König in einer geeigneten Verkleidung beim Einbruch der Nacht zu Fuße entfliehen und durch treue Führer durch die Gebirgspäſſe der Pyrenäen in Sicherheit gebracht werden ſolle. — Der gegenwärtige Alcalde unterſtützte dieſen Plan auf das Wärmſte. — Dieſer Vorſchlag fand einigen Widerſpruch beſonders in dem ſehr begründeten Einwurf, daß dadurch die königliche Würde arg compromittirt werden könne. Es wurden noch andere Vorſchläge gemacht und verworfen. Zuletzt erlaubte ſich der feurige Don Pedro, einen Plan, der ſeiner Thatkraft entſprach, vorzulegen.

„Ew. Majeſtät" — ſprach er — „würden noch heute erklären, nach Bayonne reiſen zu wollen, dann morgen, umgeben von Ihren Garden, auf der Straße nach der Gränze hin abreiſen und, um das Mißtrauen der Franzoſen nicht zu erregen, dieſe Straße bis zu der im Gebirge liegenden Stadt Bergara verfolgen. Dort aber würden Sie ſich nach der Seite von Du-

rango wenden und ohne Schwierigkeit den Hafen von Bilbao erreichen, wo man sich augenblicklich einschiffen könne, ehe die Franzosen nur noch eine Ahnung hätten von der Flucht des Königs. Zu Mondragon liegt ohnehin ein Bataillon, auf dessen Treue und Unterstützung man sicher rechnen kann."

Dieser Plan fand allgemeinen Beifall. Doch Escoiquez sprach mit Feuer dagegen. „Eine solche Flucht" — rief er — „zeigt eine unwürdige Feigheit, und diese ist dem größesten Helden aller Zeiten verächtlich. Man würde ihn dadurch aus einem Freunde Spaniens zu dessen unversöhnlichsten Feinde machen. In diesem Falle wäre der Thron für die Dynastie der spanischen Bourbons auf ewig verloren. Spanien ist schon — in Folge Godoy's Verrätherei — so überschwemmt mit französischen Soldaten, daß der große Eroberer nur zuzugreifen braucht, und es ist verloren für immer. Es gibt kein Rettungsmittel mehr, als ein großartiges Vertrauen, die einzige Waffe, der ein großer, erhabener Charakter, wie dieses Weltbezwingers, nicht zu widerstehen vermag. Ich stimme entschieden für eine vertrauensvolle Reise nach Bayonne."

Diese Bemerkung fand in Fernando's edler Natur manchen Anklang. Er nickte schon beifällig; die Andern schwiegen betroffen; nur Don Pedro wagte es noch einmal in lebhafter Unruhe, auf seinen früheren

Plan zurückzukommen; da hielt ihm Escoiquez den Mund zu und rief: „die Sache ist entschieden. Wir reisen morgen nach Bayonne. Man hat uns alle Garantie gegeben, die wir nur wünschen können.“ —

Darauf wurde die verhängnißvolle Reise Ferdinand's VII. nach Bayonne beschlossen, und der intriguante Agent Napoleons davon in Kenntniß gesetzt. Dieser rieb sich vergnügt die Hände und eilte in die Wohnung des jungen Königs, um ihn wegen dieses Entschlusses zu beglückwünschen.

Thronentsagung und Restauration.

Volksaufstand in Vittoria. — Abreise Ferdinand's VII. von dort. — Ankunft in Irun. — Rettungspläne. — Unfall, der Savary betroffen hat. — Dessen Eintreffen. — Ferdinand passirt die französische Gränze. — Ankunft in Bayonne. — Ungünstige Aufnahme. — Die beiden Königinnen bestimmen Murat zu Gunsten des Friedensfürsten. — Jener fordert von der Junta die Freilassung des Letztern. — Sie wird nach vielen Debatten gewährt. — Carl IV. erklärt der Junta, daß sie in seinem Namen regieren solle. — Murat's Bestreben, die ganze königliche Familie nach Bayonne zu liefern. — Abreise Carls IV. und seiner Gemahlin dorthin. — Abreise der Königin von Etrurien. — Die Abreise des jungen Infanten Don Francesco erregt einen blutigen Aufstand in Madrid. — Grausamkeit der Franzosen. — Don Pedro soll erschossen werden. — Elena, seine Retterin. — Abreise des Infanten Don Antonio. — Die ganze königliche Familie befindet sich in Bayonne. — Napoleon daselbst. — Verletzung des Tractats von Fontainebleau. — Empfang Ferdinand's. — Savary legt seine Maske ab. — Versuch, Ferdinand zur Abdication zu bewegen. — Ferdinand's Freunde. — Escoiquez bei Napoleon. — Carl's IV. und des Friedensfürsten Aufnahme in Bayonne. — Entsetzliche Familienscene in Napoleon's Beisein. — Entsagung der Krone Spaniens. — Aufenthalt der Königsfamilie in Frankreich. — Ende Carl's IV., der Königin und des Friedensfürsten. — Ferdinand besteigt wieder den spanischen Thron. — Don Pedro und Elena werden vereinigt.

Schnell hatte sich die Nachricht von der Abreise des Königs in's Ausland in der Stadt Vittoria und

der Umgegend verbreitet. Am Morgen des 19ten April war ſchon eine Menge Menſchen verſammelt, die in Einem fortſchrieen: „Nicht abreiſen — nicht nach Frankreich!“ — und auf jede Weiſe dagegen proteſtirten. Unter dieſer bewegten Menge befand ſich ein Embozado, der überall zu ſehen geweſen war, wo es galt, Volksbewegungen zu Gunſten Don Fernando's zu leiten. Der Name: Tio Pedro lief durch die Menge, und überall erinnerte man ſich an den Aufſtand von Aranjuez und drängte ſich herbei, dieſen beliebten Volksführer mit Achtung und Wohlwollen zu begrüßen. Es lag in ſeinem Plane, dem Könige, um ihm die Rückkehr nach Madrid zu erleichtern, den Stützpunkt eines Volksaufſtandes zu gewähren und zugleich die Franzoſen abzuſchrecken, daß ſie nicht Gewalt gegen ihn gebrauchten. Ferdinand war in der höchſten Bewegung und Betroffenheit. Seine Umgebungen ſchwankten. Als Freunde des Volks wollten ſie deſſen Wünſchen nicht widerſtreben, und als Verehrer Napoleons kannte wenigſtens Escoiquez kein anderes Heil, als deſſen Ruf zu folgen. In dieſer Unbeſtimmtheit wurde fortgefahren, die Wagen zu packen. Der Embozado winkte, und hundert Hände, mit Meſſern bewaffnet, fielen über die Maulthiere her und ſchnitten die Stränge durch, womit ſie angeſpannt waren. Savary befand ſich bei dem Könige.

„Sire" — sprach er — „es liegt mir als Abgeordneten des Kaisers Napoleon die Pflicht ob, Ew. Majestät gegen die Gewalt des Volks zu schützen;" und ohne die Antwort des verlegenen Monarchen abzuwarten, gab er Befehle, daß das Volk mit Gewalt der Waffen auseinander getrieben werde. Als Don Pedro das Anrücken der Grenadiere von der französischen Garde in Colonnen sah, welche die ganze Breite der Straße ausfüllte, rief er dem Volke zu: „Kein Blutvergießen! zieht Euch zurück. Der König ist gefangen. Menschliche Macht kann nichts dawider; indeß Gott wird ihn in seinen heiligsten Schutz nehmen!"

Die Anstalten der Reise wurden nun unter dem Schutz der französischen Waffen fortgesetzt. Um zehn Uhr morgens fand die Abreise wirklich statt. Thränen der Bevölkerung und Segenswünsche begleiteten den König. Verwünschungen folgten den Grenadieren à cheval, die sich dem Reisezuge anschlossen, unter dem Vorwand, den Savary gebrauchte, den König gegen sein Volk zu schützen. Jetzt erst vermochte es die unbegreiflichste Verblendung seiner Umgebungen nicht mehr zu verkennen, daß der König ein Gefangener der Franzosen war. Fernando wurde so schwermüthig, daß er mit Niemanden mehr reden wollte. Er saß allein im Wagen und überdachte sein Schicksal.

Abends kam der königliche Reisezug in Irun an. Als Fernando ausstieg, bemerkte er, daß Savary durch irgend einen Unfall aufgehalten war. Auch die französischen Grenadiere waren noch zurückgeblieben, da ihre großen kostbaren Pferde auf den ungebahnten Gebirgswegen bald marode und unbrauchbar geworden waren. Alle Umstände vereinigten sich, selbst hier noch seine Rettung möglich zu machen. Der König war vor der Stadt im Hause des Alcalden Olazabal abgetreten, und dieser würdige Mann mit schon greisem Haar beschwor ihn, jetzt diesen günstigen Augenblick nicht zu versäumen, um sich der Gewalt der Franzosen zu entziehen. Er könne dabei auf die Treue der zahlreichen spanischen Garnison der Stadt rechnen.

„Und was soll aus Spanien werden, wenn ich mich auf solche Weise zu retten suche?" — fragte der König.

„Es wird sich selbst zu helfen wissen. Spanien hat noch tapfere Männer," — antwortete der Alcalde — die bereit sind, für einen geliebten König ihr Blut zu vergießen."

„Das möchte ich aber vor Gott nicht verantworten" — entgegnete der Monarch mit edler Resignation — „daß um meinetwillen nur ein Tropfen Blut meiner Unterthanen fließe."

Erst nach einer Stunde kam Savary zu Irun an. Er ritt auf einem elenden Maulthiere, das noch mit dem Geschirr und den Schellen der Bespannung seines Wagens behangen war. Dieser war auf den schlechten Gebirgswegen gebrochen, und der französische Divisions-General hatte zu diesem letzten Mittel gegriffen, um sich diese kostbare Beute nicht entgehen zu lassen. Erhitzt von diesem unbequemen Ritt, und aufgeregt durch die Angst, alle Früchte seiner schändlichen Intrigue zu verlieren, trat er, ohne sich anmelden zu lassen, bei Ferdinand ein, der eben den Reisemantel umgeworfen hatte, um die Reise fortzusetzen. Ohne auf die Anwesenheit des Königs zu achten, überschüttete er dessen Umgebungen mit den heftigsten Vorwürfen darüber, daß sie durch Zurücklassung der französischen Escorte das kostbare Leben Seiner Majestät in die höchste Gefahr gebracht hätten.

Der König würdigte ihn keiner Antwort, bestieg seinen Wagen und die Weiterreise ging vor sich.

Am 20. April 1808 passirte der König mit seinem ganzen Gefolge die Brücke der Biassoa, dieses kleinen Grenzflusses, der Frankreich von Spanien scheidet.

Da er sein Schicksal ahnete, so erfüllte die tiefste Traurigkeit seine Seele.

Auf franzöſiſchem Gebiet angelangt, fühlte er nur zu ſehr, daß es mit ſeinem Reiche ein Ende genommen hatte. Statt der begeiſterten Acclamationen treuer Unterthanen, woran man ihn gewöhnt hatte, umſtarrte ihn nur müßige Neugier. Keine bedeutende Perſon war ihm von Seiten des Kaiſers entgegengeſendet. Dieſe Vernachläſſigung fühlend, ließ er vor den Thoren von Bayonne anhalten, und den franzöſiſchen Behörden ſagen, daß er ſogleich wieder umkehren würde, wenn man nicht gegen ihn die Rückſichten des Anſtandes und der Schicklichkeit erfülle, die er als König, oder doch wenigſtens als Prinz von königlichem Geblüt erwarten dürfe.

Man erzählt, Napoleon ſei durch die Meldung, daß Ferdinand vor den Thoren der Stadt halte, ſo überraſcht worden, daß er ausgerufen habe: „Wie? — er kommt wirklich? — aber nein, es iſt nicht möglich — wie kann man ſo blind — ſo wahnſinnig ſein!?“ —

Doch gegen Ferdinand ſelbſt wollte er noch nicht völlig die Maske der Freundſchaft und des Beſchützers ablegen. Er ſchickte ihm daher den Prinzen von Neufchatell und Duroc, der damals Großmarſchall des Palaſtes war, entgegen, um ihn am Thore von Bayonne zu empfangen.

Eine Stunde hatte Ferdinand dort unter dem An-

ſtarren müßiger Neugier warten müſſen. Um ſich der unbeſcheidenen Zudringlichen zu erwehren, hatte er ſich in die Ecke ſeines Wagens zurückgelehnt. Finſter vor ſich hinblickend, war ihm Muße genug geblieben, traurige Betrachtungen anzuſtellen. Den letzten Stoß hatte ſein Vertrauen auf Napoleon noch auf der Reiſe von Irun hierher empfangen. Die vier Granden, welche er als Geſandte an Napoleon geſchickt hatte, um deſſen Anerkennung zu erlangen, waren ihm auf ihrer Rückkehr nach Spanien, jenſeits St. Jean de Luz, begegnet. Man hatte ſie hingehalten bis an den Morgen dieſes Tages. Da erſt war ihnen von Napoleon die längſt und dringend erbetene Audienz bewilligt; doch anſtatt ſie anzuhören, hatte er ſie ſogleich angefahren mit den Worten: „Wenn dieſe Bourbons mir noch Schwierigkeiten machen, ſo werden ſie bald aufgehört haben, in Spanien zu regieren!“

Ferdinand erſah daraus, daß Napoleon nur ſuchte, die königliche Familie zu irgend einer Aeußerung des Widerſtandes zu reizen, um ohne Weiteres ſie mit Gewalt zu entthronen.

Einem ſo thatkräftigen Geiſte wie der Napoleon's war, mußte der ſchleichende Gang der Intrigue zu langſam gehen. Er benutzte daher gern jede Gelegenheit, die furchtſame Königsfamilie, die ſeine Agenten

auf französischen Boden gelockt hatten, einzuschüchtern, um desto schneller zum Ziele gelangen zu können.

Doch es wird Zeit nach Madrid zurückzukehren, wo während Ferdinand's Abwesenheit die schrecklichsten Ereignisse vorgingen.

Die Königin von Etrurien war Mitarbeiterin an den Intriguen ihrer Mutter gewesen; aber sie hatte auch ihre kleine Intrigue mit ihrem guten Freund, Prinz Murat, für sich geführt, die nichts Geringeres beabsichtigte, als: nach der Absetzung ihres Bruders Ferdinand, ihren minderjährigen Sohn — den kleinen König ohne Land — auf den spanischen Thron gehoben zu sehen. —

Murat schien diese seltsame Idee begünstigen zu wollen, indeß geschah das nur, um diese verblendete Mutter desto leichter nach seinen Absichten leiten zu können. Ja, er selbst gab der alten Königin davon Nachricht, und so entstand zwischen den beiden Intriguantinnen — Mutter und Tochter — bedenkliche Spannungen.

Nur in dem einen Punkte waren sie einig — in ihrer eifrigen Verwendung für den „armen Friedensfürsten" — wie sie ihn in allen ihren Briefen an Murat nannten.

Kaum war Ferdinand abgereis't, so bestürmten die beiden Königinnen den Prinzen Murat mit Bitten, um einen persönlichen Besuch. Der Großherzog entschloß sich dazu, denn er hatte seine eigenen Absichten dabei, und fuhr hinaus nach Aranjuez. — Dort bewog er leicht die königliche Familie, ihre Residenz zu dieser ungewöhnlichen Zeit nach dem Escurial zu verlegen, um sie dadurch, ohne den Widerstand des Volkes fürchten zu müssen, der französischen Grenze näher zu bringen.

Der König aber und seine Gemahlin waren durch ihre seltsamen Leidenschaften für den „armen Friedensfürsten" so verblendet, daß sie keine Gefahr weiter sahen und kannten, als die ihren armen Liebling bedrohte. Seiner nur wurde in der persönlichen Zusammenkunft mit Murat und in den Briefen der beiden Königinnen erwähnt, und der König trug kein Bedenken zu erklären, daß er nur darum den Besitz der Krone zurückverlange, um die Macht zu haben, „den armen Friedensfürsten" aus seiner schrecklichen Gefangenschaft zu befreien; die Königin aber rief in Gegenwart ihres Gemahls und des Prinzen Murat, mit Thränen im Auge, und mit dem Schmerz der Verzweiflung aus: „Wenn der Friedensfürst nicht gerettet wird, und man uns nicht erlaubet mit ihm zu leben, so ist es um mich und meinen Gatten geschehen."

So viel dringenden Bitten konnte Murat nicht

widerſtehen, zumal ihm einleuchten mochte, daß Napoleon durch keinen Menſchen beſſer auf die Entſchlüſſe des ſchwachen Monarchen einwirken könne, als durch dieſen geſchmeidigen Günſtling deſſelben. Er wendete ſich daher an die von Ferdinand VII. eingeſetzte Regierungsjunta, und forderte die Auslieferung des Friedensfürſten, indem er ſich nicht ſcheute zum Vorwand zu nehmen, der König Ferdinand habe ihm dieſes bei ſeinem Zuſammentreffen mit ihm, in den Gemächern der Königin von Etrurien verſprochen. Das war aber eine grobe Unwahrheit, da, wie Jeder wußte, Ferdinand mit Murat bei dieſer Gelegenheit kein Wort geredet hatte, weil jeder von Beiden erwartet hatte, daß der Andere ihn zuerſt anrede.

Man widerſetzte ſich ſo gut es gehen wollte; die Junta befand ſich in der peinlichſten Alternative zwiſchen dem Unwillen des Volks und dem Zorn des Kaiſers. Murat ließ dem Präſidenten der Junta, dem Infanten Don Antonio, ſpottend ſagen: „dieſer Entſchluß des Kaiſers, den Friedensfürſten zu befreien, iſt für die ſpaniſche Regierung und für ganz Spanien nur ein neuer Beweis von dem Intereſſe, das der Kaiſer an Beiden nimmt; denn durch die Entfernung des Friedensfürſten ſoll den Böswilligen jeder Vorwand einer Beſorgniß genommen werden, daß Carl IV. jemals die Gewalt und ſein Vertrauen dem

wieder geben könne, der sie für immer verloren haben muß." —

Es lag damit die Möglichkeit angedeutet, daß Carl IV. wieder zur Regierung kommen könne — gewiß die größte Beleidigung für die Regierung seines Sohnes.

An der Spitze von 100,000 Mann hatte Murat indeß gut fordern. Die Junta hatte keine Mittel in Händen, eine solche Forderung zurückzuweisen. Und noch an demselben Tage Abends 11 Uhr wurde gegen den Wunsch der Nation dieser so allgemein verhaßte Günstling aus seinem Kerker entlassen und dem französischen Obrist Martel übergeben. Dieser ließ ihn sofort unter angemessener Bedeckung auf der Straße nach Bayonne weiter führen, wo er am 26. April mit einer französischen Escorte und in Begleitung seines Bruders Don Diego ankam.

Indeß hatten auch Carl IV. und seine Gemahlin von Napoleon eine Einladung nach Bayonne erhalten, der sie um so lieber folgten, als ihr befreiter Günstling dorthin schon vorangegangen war.

Dem unglücklichen Ferdinand sollte damit eine noch viel tiefere Schmach bereitet werden.

Damit aber in Madrid kein Zweifel bleibe, was man von dieſer Zuſammenkunft zwiſchen Vater und Sohn in Bayonne zu erwarten habe, ſchrieb Carl IV. an ſeinen Bruder Don Antonio, den Präſidenten der von Ferdinand eingeſetzten Regierungsjunta, daß er gegen ſeine erzwungene Abdankung proteſtirt habe, und indem er die Zügel der Regierung wieder ergreife, ſo beſtätige er vorläufig die Regierungsjunta unter der Bedingung, daß ſie in ſeinem Namen die Verwaltung bis zu ſeiner Rückkehr führe.

Das war ein Donnerſchlag für alle Mitglieder der Junta; indeß was wollte man dagegen machen? Es gab unruhige Volksbewegungen durch ganz Spanien; aber ſie wurden durch die Uebermacht der Franzoſen bald unterdrückt. Murat imponirte auf das Volk und auf die Junta durch große Truppenbewegungen, Revüen und Paraden. Er ſchickte auf Napoleons Befehl Männer ſeiner Wahl unter dem Namen von Abgeordneten der Nation nach Bayonne, die den Befehl erhielten, Namens des Volks Alles zu genehmigen, was Napoleon über Spanien beſchließen würde. Murat trieb überhaupt Hohn und Spott mit dem Anſehen und den Formen der eingeſetzten Regierung. Er herrſchte nur nach Willkühr. Alles beugte ſich der Macht ſeines Willens. Das Volk ſah in den militäriſchen Kirchenparaden, wobei in der Kirche die

Trommel gerührt, vor dem Allerheiligsten das Gewehr präsentirt wurde, eine Verspottung der Religion. Man pfiff ihn aus bei Gelegenheit einer Parade, indeß — er lächelte dazu, um sich später desto furchtbarer dafür zu rächen.

Murat hatte sich zwei Aufgaben gestellt, die er um jeden Preis verfolgte. Die Eine war: die Versetzung der ganzen königlichen Familie nach Bayonne, die Andere: die spanische Nation durch Terrorismus so einzuschüchtern, daß sie sich jede Verfügung über ihre heiligsten Interessen gefallen lassen sollte. Wir werden sehen, wie er diese Pläne mit Intrigue und Grausamkeit verfolgte.

Am 25. April hatten Carl IV. und seine Gemahlin das Escurial verlassen, um sich in Folge der gedachten Einladung Napoleons nach Bayonne zu begeben. Der Herzog von Mahon begleitete das alte Königspaar auf dieser Reise. Er saß dem Könige und der Königin in demselben geräumigen Wagen gegenüber.

Nach einer langen Pause unterbrach die Königin zuerst das Stillschweigen.

„Was gibt's Neues in Madrid, Herr Graf?" — schnarrte sie ihn an.

„Man versichert" — antwortete der alte Herzog mit bedenklichem Achselzucken — „der französische Kaiser versammle nur deßhalb die Mitglieder der königlichen Familie von Spanien in Bayonne, um sie ihres Thrones zu berauben."

Die Königin verstummte. Nach einer Pause der Ueberlegung antwortete sie: „Napoleon war stets ein großer Feind unserer Familie, wie ich jetzt wohl glauben muß; allein er hat Carlos mehrmals seinen Schutz versprochen, und ich kann nicht glauben, daß er den Scandal einer solchen Treulosigkeit geben sollte."

Im Uebrigen wurde indeß auf der ganzen Reise von nichts Anderem gesprochen, als von der Freude des Wiedersehens ihres einzigen Freundes Manuel und die Erinnerungen an das frühere Zusammenleben mit ihm, an seine Güte, Liebenswürdigkeit und Klugheit, die der König und die Königin wechselseitig einander mittheilten, verkürzten die Stunden der Reise und verscheuchten alle politische Sorgen.

Nach der Entfernung des Königs und der Königin war es nicht ohne Schwierigkeit, auch die andern Mitglieder der königlichen Familie zur Abreise aus Spanien zu bewegen.

Murat machte den Anfang damit, daß er am 30. April in Gemäßheit eines Briefes des Königs

Carl IV. die Abreise des jungen Infanten Don Francesco und der Königin von Etrurien nach Bayonne verlangte. Die Junta widersetzte sich der Reise des Infanten, und überließ es der Königin von Etrurien, nach ihrem Gutachten zu handeln. Murat wurde dringender und drohender. Abermals erfolgten lange Berathungen in der Versammlung der Junta. Man sprach schon davon, sich der Abreise des Infanten mit Gewalt zu widersetzen; aber die Betrachtung der militärischen Lage Madrids, welches die Franzosen völlig in ihrer Gewalt hatten, schlug jeden Widerstand nieder. Die Abreise des Infanten wurde also genehmigt und auf den folgenden Morgen — den 2. Mai — festgesetzt.

Diese Abreise sollte jedoch die entsetzlichsten Ereignisse veranlassen.

Der 2. Mai war angebrochen. Zahlreiche Volkshaufen hatten sich schon früh Morgens auf dem Platze des königlichen Palastes versammelt. Um 9 Uhr sah man die Königin von Etrurien mit ihren Kindern in den Wagen steigen. Es entstand einige Bewegung unter dem Volke.

„Laßt sie reisen" — rief eine Stimme unter der

Volksmenge laut in ihrer Nähe — „ſie iſt uns eine Fremde geworden.“

„Ihr habt Recht, Tio Pedro!“ — entgegnete eine andere Stimme dem Verhüllten, der kein Anderer war, als der nach Madrid zurückgekehrte Graf von Montijo, welcher bei keiner Volksbewegung zu fehlen pflegte — „ſie hat mit Murat conſpirirt gegen ihren eigenen Bruder.“

„Fort mit ihr“ — ſchrie die Menge — „wenn ſie nicht gleich geht, jagen wir ſie zum Lande hinaus.“

Die Königin von Etrurien fuhr raſch davon und Niemand hielt ſie auf.

Nun fuhren noch zwei Wagen mit Maulthieren beſpannt vor das große Portal des Schloſſes.

„Gebt Acht“ — rief der Embozado den Umſtehenden zu — „dieſe Wagen ſind für Don Antonio und Don Franzesco beſtimmt!“

Die Volksmenge drängte ſich murrend und drohend näher heran.

Jetzt erſchienen Bediente von der Hofhaltung des jungen Infanten und erzählten einigen Umſtehenden, Don Francesco weine und wolle nicht abreiſen.

Dieſe Nachricht verbreitete ſich ſchnell durch die unermeßliche Menſchenmenge, welche den Platz füllte, und allgemeines Mitgefühl wurde wach. Man dachte noch nicht an gewaltſamen Widerſtand; aber man

hörte Wehklagen und Schluchzen. Männer und Weiber weinten und bejammerten das Schicksal eines so jungen Prinzen.

In diesem Augenblicke ging ein Adjutant des Großherzogs von Berg, Namens August Lagragne, in Begleitung eines Offiziers von der wallonischen Leibgarde des Königs, nach dem Palast durch die Volksmenge und ein allgemeines Gemurmel erhob sich. Ein Weib aus dem Haufen rief; „Sie werden entführt!" und augenblicklich zündete dieses Wort die heftigsten Leidenschaften an. Man umdrängte ihn, stieß ihn fluchend hin und her, hinderte ihn am Weitergehen. Messer blitzten und man würde ihn ermordet haben, hätte nicht der Wallone ihn mit seinem Leibe gedeckt. Allein nun wendete sich die Volkswuth auch gegen diesen. Beide wären nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn nicht Don Pedro den Umstehenden zugerufen hätte: „Unsinnige! tödtet ihn nicht. Erregt nicht die Rache Murats. Bedenkt, daß viel Blut der Unschuldigen fließen wird, wenn Ihr diesen einen Officier ermordet." Er beschwor sie, davon abzustehen, und es gelang ihm, die Wüthenden zu beruhigen. So erreichte endlich der Adjutant Murats eine französische Patrouille, die ihn in Sicherheit brachte.

Murat wüthete, als er von dieſen Mißhandlungen erfuhr.

En avant — un Bataillon!“ — ſchrie er — „Fusiliez la Canaille! en avant les Canons!“ — und mit der bekannten Schnelligkeit der franzöſiſchen Militärbewegungen rückte eine Bataillon Infanterie mit ſcharfen Patronen verſehen, unterſtützt von zwei Kanonen gegen den Schloßplatz heran und ohne ſich weiter darum zu bekümmern, die unruhigſten Köpfe in einer wehrloſen Menge zu verhaften, machte das ganze Bataillon Front. Keine Drohung erfolgte, als eine entſetzliche That. Ohne weiteres wurde Feuer commandirt und augenblicklich ein Pelotonfeuer auf die unbewaffnete, zum Theil völlig ſchuldloſe Menſchenmenge eröffnet. — Die Mehrzahl beſtand noch dazu aus Weibern und Kindern. — Mehrere waren verwundet, noch Niemand getödtet; indeß ein furchtbares Geſchrei erhob ſich, die Menge floh nach allen Seiten auseinander; aber die Fliehenden verbreiteten bis in die entfernteſten Quartiere der Stadt Schrecken und Entſetzen. Die ganze Bevölkerung gerieth in Bewegung. Man ſchrie und ſuchte nach Waffen, und alte verroſtete Hellebarden, Musketen und Trombuccos, ſah man von Männern aller Stände und von jedem Alter, nach den Sammelplätzen der Bürgerwachen getragen werden. Die Werkſtätten der

Waffenschmiede und die Läden der mit Pulver und Blei handelnden Kaufleute wurden von einer Kampfbegierigen Menge fast erstürmt. Ein wunderbarer Volksinstinkt der Ordnung entwickelte sich bei dieser Bewegung. Tio Pedro mit seiner lebendigen Schnelligkeit und energischen Geistesgegenwart, war die Seele des ganzen Widerstandes und das französische Bataillon, das so frevelhaft in einen wehrlosen Volkshaufen hineingefeuert hatte, sah sich bald von allen Seiten durch eine vor Wuth und Rache brüllende, bewaffende Volksmenge so heftig angegriffen, daß es nach einigen Salven nicht mehr Stand halten konnte. Tio Pedro mit einigen verwegenen Burschen drang zwischen den starrenden Bajonetten hindurch mitten in ein Quarré hinein, welches das Bataillon zuletzt gebildet hatte und nun entstand dort ein furchtbarer Mordkampf des Einzelnen mit dem Einzelnen. Die Spanier rückten den Franzosen so nahe auf den Leib, daß diese von ihren Waffen keinen Gebrauch mehr machen konnten, während jene mit ihren langen Messern jeden niederstießen, der nicht augenblicklich das Gewehr fortwarf. Allein das Volk in seiner Wuth übte noch die menschliche Großmuth, denen das Leben zu schenken, die niederkniend um Pardon baten. Auch in den Quartieren wurde kein Franzose angegriffen. Nur diejenigen, die bewaffnet ihren Abtheilungen zuzogen,

wurden auf der Straße von den Patrouillen des Volks angegriffen und in die Flucht getrieben. Nach einem kurzen Kampfe war kein Franzoſe mehr auf den Straßen zu ſehen und das Volk in ſeiner Unerfahrenheit überließ ſich ſchon der Siegesfreude, nicht zweifelnd, daß nunmehr der Uebermuth der Franzoſen für immer gedämpft ſei.

Allein Murat war auf ſeiner Hut geweſen gegen jede Volksbewegung, die er durch ſeine Despotie provocirt hatte. Plötzlich rückten in geſchloſſnen Colonnen, Abtheilungen von Gardecavallerie und Artillerie durch die Straßen Alcala und San Geronymo heran und nach wenigen Augenblicken zerſtreute ſich die Volksmenge. Bei dieſer Gelegenheit zeichneten ſich aber beſonders die polniſchen Lanciers und die Mamelucken von der Kaiſergarde, durch empörende Grauſamkeit aus. Sie drangen in die Häuſer, unter dem Vorwand daß aus den Fenſtern auf die Soldaten geſchoſſen ſei, und einmal eingedrungen, mißhandelten, tödteten und plünderten ſie die wehrloſen Bewohner auf die entſetzlichſte Weiſe. Die unſchuldigſten Menſchen traf ihre Wuth am Erſten. Ein Portier wurde vor dem Hotel des Herzogs von Hijar erſchoſſen. In die Hotels des Marquis von Villamajor und des Grafen von Talara, die von dem Aufſtande kaum etwas gehört hatten, drangen franzöſiſche Detaſchements, um

sie zu erschießen. Sie wurden nur dadurch gerettet, daß ihre Hausgenossen sie versteckten.

Das Volk war bald überall geschlagen und zerstreuet; nur einige Männer fuhren fort sich mit einem Muth und einer Todesverachtung zu vertheidigen, die den Franzosen zeigte, was sie von einer so energischen Bevölkerung zu erwarten hatten, wenn man sie auf's Aeußerste trieb und wenn der Aufstand erst das ganze Land ergriffen haben würde.

Viele sah man von einer Straßenecke zur Andern eilen und auf die heranrückenden Franzosen feuern. Man sah entschlossene Männer, die stehenden Fußes die französischen Colonnen erwarteten und ihren letzten Schuß gegen den commandirenden Officier derselben abfeuernd, sich niedersäbeln ließen.

Um diesen nutzlosen Widerstand durch einen wirksamern zu ersetzen, wendete sich Don Pedro an der Spitze mehrerer bewaffneter Bürger nach den Casernen der spanischen Soldaten, um diese zur Theilnahme an dem Volkskampfe zu bewegen. Allein diese hatten von der bedenklichen Regierungsjunta Befehl bekommen sich ruhig zu verhalten. Wüthend und zornentflammt gehorchten sie der Disciplin. Darauf eilte Pedro mit seinen Freunden nach dem Stadtquartier Las Maravillas, um die Kanonen des spanischen Artillerieparks herbei zu holen. Noch zögerten die Artilleristen dem

Verlangen des Volks nachzugeben, als verlautete, daß die Franzosen eine andere spanische Kaserne angegriffen hätten. Nun erst öffneten die Artilleristen die Thore. Don Pedro drang mit einem Haufen bereits gedienthabender Leute hinein, entführte drei Kanonen mit ihren Munitionswagen und nun verstärkt durch eine Abtheilung Infanterie eröffneten die Spanier ein so wirksames Feuer auf die Franzosen, daß diese anfangs zurückgetrieben wurden. Doch bald drangen sie mit Uebermacht wieder vor; dann wurde der Kampf allgemeiner. Kanonendonner rollte durch die Straßen. Ueberall gab es Todte und Verwundete; und noch war es unentschieden, ob die Tactik der Franzosen oder der heroische Muth des Volkes den Sieg davon tragen werde, als die vom Volke geachteten Mitglieder der Regierungsjunta, begleitet von einem französischen General, sämmtlich zu Pferde auf dem Kampfplatz erschienen und durch vernünftige Vorstellungen die Ruhe wieder herstellten, indem sie zugleich im Namen Murats Amnestie wegen alles Vorgefallenen verkündigten.

Die Spanier hatten sich zurückgezogen, die Franzosen besetzten die Zugänge der Straßen und alle bedeutende Punkte; an den Straßenecken waren französische Kanonen aufgestellt, Artilleristen mit brennenden Lunten standen daneben; Niemand zweifelte, daß

wenigstens mit der Unterwerfung des Volkes der Kampf beendigt sei, die ganze Bevölkerung beweinte ihre Todten und beklagte ein Ereigniß, das so schreckliche Folgen gehabt hatte. Man rechnete über 1200 Opfer dieses Tages, von beiden Seiten, welche der vergebliche Widerstand gegen die Abreise des Infanten Franzesco veranlaßt hatte. So war in der unglücklichen Stadt eine grauenvolle Ruhe entstanden, als Nachmittags drei Uhr sich das Gerücht verbreitete, wehrlose und ruhige Spanier wären von den Franzosen angegriffen und bei der Fontaine der Puerta del Sol und in der Vorhalle der Kirche Soledat erschossen. — Das Gefühl sträubte sich, so viel Mord und Tempelschändung zugleich zu glauben; allein die Wahrheit sollte sich bald nicht mehr bezweifeln lassen. Friedlich auf der Straße gehende Spanier waren ergriffen und durchsucht und hatten sie nur ein Rasiermesser oder eine Scheere bei sich, so wurden sie als mit den Waffen in der Hand ergriffen, und erschossen. Selbst fromme Priester, hülflose Greise und achtbare Personen in großer Anzahl traf dieses entsetzliche Loos. Um indeß doch diesen zwecklosen Grausamkeiten einen Schein von Rechtsform zu geben, hatte Murat in dem prachtvollen Posthotel auf der Straße Alcala eine französische Militärcommission mit dem Aeußern eines Tribunals gebildet; allein an ein Zeugenverhör und an Vertheidigung

war nicht zu denken. Die Meisten wurden nicht einmal diesem Tribunal vorgeführt. Man fesselte ihnen die Hände auf den Rücken und band sie Paarweise zusammen und wenn diese Unglücklichen glaubten, höchstens in's Gefängniß geführt zu werden, so wurde an irgend einer geeigneten Stelle: „Halt" und „Feuer" commandirt und die zum Tode Getroffenen, sanken blutend zu Boden. Ja noch mehr — unersättlich in ihren Grausamkeiten, warfen die Franzosen die noch nicht völlig getödteten Menschen, welche oft noch athmeten und zuckten, in die Grube, schaufelten Erde darauf und stampften diese fest mit ihren Füßen und Gewehrkolben.

Die Haare sträuben sich, wie die Feder, gegen die Erinnerungen an diese Gräuelscenen, und doch sind sie durch die Denkwürdigkeiten glaubwürdiger Augenzeugen der Geschichte aufbewahrt.

Unter denen, die zwar den muthigsten Antheil am Kampf genommen hatten, aber auch bei dem Erscheinen der Junta wesentlich dazu beitrugen, das Volk zu beruhigen, als man einsah, daß der Volkskampf mit ungleichen Kräften geführt werde, war der Graf Don Pedro von Montijo einer der Thätigsten gewesen. Dieser ging nun, nachdem der Kampf längst

beendigt war, der Amnestie vertrauend, quer über die Straße, als eine französische Patrouille ihn und noch einen angesehenen Spanier, mit dem er sprach, verhaftete. Diese Verhaftung erregte allgemeine Theilnahme, da Don Pedro im Volke, wie am Hofe sehr beliebt und bekannt war. Es eilten sogleich eine Menge angesehener Personen zu dem in der Nähe wohnenden Präsidenten des Conseils, Don Arias Man, um ihn zu entscheidenden Schritten für die Rettung beider Männer zu bewegen. Die ehrwürdige Magistratsperson hielt so eben, ermüdet von den Anstrengungen des Morgens ruhig seine Siesta, als jene Männer ihn weckten und um seine Verwendung bei Murat ansprachen.

„Es ist unmöglich" — entgegnete der würdige Veteran im Staatsdienst — „daß ein Mann, wie dieser Großherzog von Berg, so schamlos das in meine Hand niedergelegte Versprechen der Amnestie brechen könnte!"

Es war schwer, ihn von der Wahrheit der fast vor seinem Hotel vorgegangenen Thatsache zu überzeugen. — Endlich setzte er sich jedoch an den Schreibtisch und fertigte einen Befehl an den spanischen Commandanten, General Sesti aus, der im Posthotel, wo die Gefangenen einstweilen verwahrt wurden, sich befand, um sie bis zu ihrer Verurtheilung zu be-

wachen. Dieser Befehl lautete in den gemessensten Ausdrücken, daß der Graf von Montijo und sein mit ihm gefangen genommener Gefährte augenblicklich entlassen werden sollten. Sesti, ein Italiener von Geburt, las diesen Befehl mit einem höhnischen Lächeln und entgegnete kalt: „Zu spät! ich habe alle spanischen Gefangenen, ermüdet durch die ewigen Reclamationen, den Franzosen übergeben."

In diesem Augenblicke riefen mehrere Stimmen herauf: „Tio Pedro wird im Retiro erschossen!"

Seine Freunde eilten dorthin. Da fanden sie Don Pedro an einen Laternenpfahl mit den Händen auf dem Rücken angebunden, mit Ruhe und Muth sein Todesloos erwartend. Man hatte ihm auf sein Verlangen die Augen nicht verbunden. Mit einem wehmüthigen Lächeln schaute er auf die Menge und erwartete mit festen Blicken das Detaschement Füseliere, das sich jetzt, geführt von einem Officier, ihm gegenüber aufstellte, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

In diesem Augenblicke erschien eine der graugekleideten Nonnen vom Orden der barmherzigen Schwestern aus dem Annunziadenkloster des heiligen Kreuzes zu Madrid, — die in diesen schrecklichen Tagen sich ein frommes Verdienst daraus gemacht hatten, Verwundete zu pflegen und Sterbende zu trösten.

Das Volk machte ihr respektvoll Platz, als sie sich dem Verurtheilten nahte mit dem Rosenkranze in den zarten Händen, um ihm noch die letzten Augenblicke durch ein Gebet zu erleichtern. Der Officier des Commando fühlte menschlich genug, dem Executionscommando noch einige Augenblicke Aufschub zu gebieten; jetzt aber zuckte die Nonne zusammen. Aus ihrer Brust wand sich ein leiser Wehruf: „Pedro, Du bist es? — Jesus — laß mich sterben mit ihm!“ —

Sie war dabei vor seinen Füßen auf ihre Knie gesunken. Der Schleier wich zurück und enthüllte ein engelschönes, aber sehr blaß und leidend aussehendes Antlitz.

Da rief Pedro von Schmerz überwältigt: „So finde ich Dich wieder, meine Elena? — an den Pforten des Todes? — um Dich im Augenblick des Wiedersehens auf ewig zu verlieren?“ —

„Auf ewig nicht“ — entgegnete sie wie inspirirt von einer himmlischen Eingebung — „dort oben im Himmelreich, vor den Stufen des Thrones Gottes, im Kreise der Eilf Tausend himmlischen Jungfrauen, da werden unsere Seelen in eine zusammen fließen und glücklich sein. Ich werde Gott bitten, daß er mich bald erlöse von diesem Erdenthale! Jenseits — jenseits sehen wir uns wieder!“ —

„Ja jenseits, meine theure Elena!“ — hauchte Pedro, und Beider Blicke versenkten sich in einander mit dem Ausdruck einer himmlischen Liebe und Zärtlichkeit, die keinen Gedanken an die entsetzliche, drangvolle Gegenwart in ihren Seelen aufkommen ließ.

Der junge französische Officier, dem ein Zug von romantischer Ritterlichkeit auf den schönen Gesichtszügen lag, war dieser rührenden Gruppe näher getreten. Er verstand ihre Sprache nicht, aber er verstand die Sprache des Herzens, die durch die ausdrucksvollen schönen Züge beider Liebenden redete.

„Fromme Schwester“ — sprach er französisch zu der Nonne — „löse seine Fesseln — ich schenke ihm das Leben.“

Elena warf auf den jungen Officier einen fragenden Blick, der an Irrsinn grenzte. Sie wußte im ersten Augenblick nicht, ob sie recht gehört und verstanden hatte. Der Eindruck des Glücks war zu mächtig, um Raum finden zu können in einer jungen Seele, die Jahrelang nur Leiden und Sehnsuchtsschmerz gekannt hatte. Der Officier mußte erst sein Wort wiederholen, ehe sie ihr Glück so ganz begreifen konnte, und nun löfete sie mit fieberhafter Heftigkeit die Banden des Geliebten und führte ihn eilend durch die erstaunte Soldatenmenge aus dem Retiro hinaus in's Freie.

Während auf dem Schloßhofe noch Gewehrsalven krachten, die jedesmal den Tod eines unschuldig hingerichteten Spaniers bedeuteten, gingen Pedro und Elena neben einander unter den einsamen Alleen des Prado, wie träumerisch, Hand in Hand einher. Diese Promenade war menschenleer, da sie kein Spanier mehr zu betreten wagte, seitdem die Franzosen dort wütheten.

Beide hatten einander mit wenigen Worten die Hauptzüge ihres Geschickes erzählt. Pedro hatte in politischen Bewegungen, in die er hineingerissen war, noch nicht das Kloster auffinden können, in welchem Elena eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Das Leben Elena's war einfach, abgeschieden von der Welt in stillen Klostermauern hingegangen. Ihre innere Welt war desto reicher geblieben an Erinnerungen und Bewußtsein der Liebe; allein diese Liebe hatte sich verklärt und vergeistigt; mit der Hoffnungslosigkeit irgend eines irdischen Glücks und Wiedersehens war ihre fromme Seele dem Himmel zugewendet. Eine rührende Entsagung sprach sich aus in ihren Madonnenblicken und im wehmüthigen Lächeln ihres kleinen Mundes, als sie auf Pedro's Frage: „Wann werden wir uns wiedersehen und wo?" — keine andere Antwort hatte, als: „In diesem Leben nie wieder. Mein Gelübde verbietet mir jede weltliche Liebe."

„So haſt Du dennoch Profeß gethan?“ — rief er aus.

„Ja“ — entgegnete ſie — „ich hatte ja alle Hoffnung verloren, Dich jemals wieder zu ſehen.“

Der Schmerz war tief, aber gehalten durch gegenſeitige Achtung und Schonung der Gefühle; der Abſchied kurz — aber für das ganze Leben.

Elena kehrte in ihr Kloſter zurück. Don Pedro begab ſich zu dem Infanten Don Antonio, um von ihm einen Auftrag an Fernando zu erhalten; denn bei ſeinen patriotiſchen Gefühlen war es ihm völlig unmöglich, noch eine Stunde länger in dem unglücklichen Madrid zu bleiben. —

Der Präſident der Junta gab ihm den Auftrag, den jungen Infanten Francesco — Fernando's jüngſten Bruder — nach Bayonne zu begleiten. Das war ein ſchmerzensreicher Auftrag; indeß an Widerſtand nicht mehr zu denken, und ſo ging, unter franzöſiſcher Escorte, ungehindert jene Abreiſe von Statten, die, einen Tag früher verſucht, Spanien das edelſte Blut gekoſtet hatte.

Nachdem in Madrid jede Volksbewegung unterdrückt war, kam es nur noch darauf an, den letzten Zweig der königlichen Familie — Don Antonio mit deſſen Familie — nach Bayonne zu expediren.

Auch das gelang. Prinz Murat ließ ohne Weiteres dem Infanten noch in der nächsten Nacht sagen, es sei unumgänglich nothwendig, daß Don Antonio unverzüglich nach Bayonne abreise. — Der unglückliche Infant war viel zu sehr durch die Ereignisse der vorhergehenden beiden Tage erschüttert, um dieser Aufforderung einen ohnehin vergeblichen Widerstand entgegen zu setzen. Die Abreise wurde seufzend beschlossen und sollte mit Tagesanbruch vor sich gehen. Um nicht so leicht erkannt zu werden, hatte er den Reisewagen der Herzogin von Osunna genommen. Murat ließ ihn so bedrängen, um ihm nicht Zeit zu lassen, wegen der Regierung Anordnungen zu treffen. Deshalb konnte er nur an seinen Freund Don Francesco Gily Lemus, dem ältesten Beisitzer der Junta, noch in flüchtiger Eile einige Zeilen schreiben. Diese lauteten: „An Don Gily. Ich bringe hiermit zur Kenntniß und Nachachtung der Junta, daß ich auf des Königs Befehl nach Bayonne gereist bin. Ich fordere nur genannte Junta auf, das bisherige System fortzusetzen, als wenn ich in ihrer Mitte wäre. — Möge es Gott zu unserm Besten dienen lassen. — Adieu meine Herren bis zum Thale Josaphat. — Antonio Pascual." —

Kaum war der Infant fort, als Murat, vielleicht um zu zeigen, daß er jetzt Alleinherrscher in Spanien

ſei, noch einige der gefangenen Greiſe und Prieſter in der Nähe des Hotels des Prinzen Pio erſchießen ließ. Der in ſeinem Glück ſo hochmüthige und grauſame Großherzog von Berg war damals weit entfernt, zu ahnen, daß einſt wegen dieſer Mordſcenen zu Madrid ein rächendes Verhängniß an ihm das Vergeltungsrecht üben werde. — Man erinnere ſich an ſeinen Tod, wie er als abgeſetzter König von Neapel am 13ten October 1815 zu Pizzo in Kalabrien vor ein unregelmäßiges Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen wurde.

Doch folgen wir der königlichen Familie nach Bayonne, wo Napoleon ſo ruhmvoll den Vermittler in dieſen Familienwirren ſpielte.

Dort befanden ſich nun Carl IV. und die Königin Marie Louiſe, Ferdinand VII. und ſeine Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Francesco, auch ſein Oheim Don Antonio mit ſeinen beiden Töchtern, der Friedensfürſtin und der Infantin Maria Louiſe, nebſt Ferdinand's Schweſter, der verwittweten Königin von Etrurien mit ihrem minderjährigen Sohn, und in Mitten dieſer Familie der Zerriſſenheit und Zwietracht, von der jedes Mitglied ſeine eigenen Intereſſen verfolgte, jener böſe Dämon, der alles dieſes Elend, dieſe Wirren und dieſe Noth durch ſeine charakterloſe Eitelkeit angeſtiftet hatte, der Friedensfürſt Don Manuel

Godoy, — — ihnen Allen aber einer im Gewitterſturm verſchüchterter Schafheerde, gegenüber — der Donnerer Zeus — Napoleon.

Am 15ten April war Napoleon in Bayonne angekommen. Schon am folgenden Tage empfing er eine Deputation Portugieſen, denen er die Integrität und Unabhängigkeit ihres Reichs verſprach. So gerecht auch dieſes Verſprechen war, ſo enthielt es doch eine offene Verletzung des mit Carl IV. abgeſchloſſenen Tractats von Fontainebleau, der freilich längſt ſchon nicht mehr in der Wirklichkeit exiſtirte.

Der Infant Don Carlos, von Ferdinand VII. abgeſendet, war der Erſte von allen Mitgliedern der königlichen Familie, der ſich in Bayonne eingefunden hatte. Da er ein junger Mann von entſchiedener Charakterfeſtigkeit war, ſo ſtellte er ſich krank, um nicht Napoleon eine Huldigung darbringen zu müſſen, die ſeinen Grundſätzen widerſtrebt hätte.

Ferdinand VII. war, wie wir wiſſen, am 20ſten in Bayonne eingetroffen. Eine Stunde nach ſeiner Ankunft verfügte ſich der Kaiſer perſönlich in ſein Hotel, um ihn zu begrüßen. Ferdinand war ihm bis an die Hausthür entgegengetreten, wo Beide einander umarmten.

Der Kaiſer blieb nur einige Augenblicke in den Appartements des jungen Königs, ſprach aber nur von gleichgültigen Dingen, und vermied es, auffallend ihn mittelſt eines Titels anzureden, woraus ſich hätte erkennen laſſen, ob er ihn als König anerkenne oder nicht. Allein ſchon dieſes Vermeiden war bezeichnend genug, um jede Hoffnung in dieſer Beziehung nieder zu ſchlagen.

Nach der Entfernung des Kaiſers wurde Fernando noch für denſelben Tag zum Diner bei Napoleon eingeladen. Um die beſtimmte Stunde erſchienen die kaiſerlichen Hof-Equipagen vor dem Hotel des jungen Königs, um ihn und ſein ganzes Gefolge nach dem Schloſſe Marrac abzuholen, wo der Kaiſer reſidirte. Dort an der großen Freitreppe kam ihm dieſer bis an den Fußtritt ſeines Wagens entgegen; eine Aufmerkſamkeit, die nur gegen gekrönte Häupter die Etikette geſtattet. — Dieſer Umſtand belebte wieder die Hoffnungen Ferdinand's und ſeiner Freunde.

Napoleon hatte es in ſeiner Gewalt, wenn er wollte, bezaubernd liebenswürdig zu ſein; das war er an jenem Mittage gegen Ferdinand, obwohl er es mit vielem Geſchick vermied, ihn als König oder als Prinz von Aſturien anzureden. Auch jetzt war von den Angelegenheiten, die Ferdinand ſo ſehr am Herzen lagen, nicht die Rede.

Fernando überließ sich gern jeder freundlichen Hoffnung, daß Alles noch gut gehen werde; Escoiquez war wie berauscht von der Huld des Kaisers. Infantado und San Carlos sprachen mit Entzücken von dem großen Monarchen, dessen huldvolles Lächeln die beste Bürgschaft für Fernando's Zukunft sei. Allein je größer ihre Täuschung war, desto schroffer sollte ihre Enttäuschung erfolgen. —

Savary hatte Auftrag, Don Fernando in seine Wohnung zurückzubegleiten. Diese neue, ungewöhnliche Aufmerksamkeit erhöhte noch die Hoffnungen und das Dankgefühl der spanischen Begleiter des jungen Königs. Sie überschütteten förmlich den Vertrauten des Kaisers mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien für seinen Herrn. Doch der schlaue Unterhändler hatte keine andere Antwort, als ein ironisches Lächeln.

Napoleon liebte es bekanntlich, durch Ueberraschung zu siegen; aber diese Ueberraschung, die im nächsten Augenblick Ferdinand und seinen Freunden bevorstand, übertraf doch in der That Alles, was man jemals in ähnlicher Art erlebt hatte.

Kaum war man nämlich in Fernando's Cabinet angekommen, als dieser lächelnd und wie scherzweise sich gegen Savary wendete, indem er äußerte:

„Nun, Herr Divisions-General — wie steht es um Ihren Kopf? Haben Sie mich nicht zu dieser

Reiſe bewogen durch die Erklärung: „„ich will meinen Kopf verlieren, wenn der Kaiſer Sie nicht fünf Minuten nach Ihrer Ankunft in Bayonne als König von Spanien anerkennen wird.““ Ich meine, dieſe fünf Minuten ſind ſchon einigemale vergangen, und noch iſt kein Wort von Anerkennung erfolgt.“

„Und dennoch, mein Prinz, möchte ich behaupten,“ — entgegnete Savary — in den Ton des Scherzes eingehend, der ſo viel tiefen Ernſt verbarg — „mein Kopf ſitzt auf meinem Rumpfe noch feſter, als die Krone auf Ihrem Haupte.“ —

„Wie das?“ — fragte Ferdinand betroffen.

„Die Sache iſt ſehr einfach,“ — entgegnete Savary, plötzlich den Ton verändernd — mit einem ſo kalten, ſchneidenden Ernſt, der keinem Zweifel Raum gab, über die Entſchiedenheit ſeiner Rede. — „Mein Herr, der Kaiſer hat mir befohlen, Ihnen anzukündigen, daß die Dynaſtie der Bourbons aufgehört habe in Spanien zu regieren, indem es nothwendig ſei, daß Sie auf den Thron von Spanien, zu Gunſten eines franzöſiſchen Prinzen, verzichten.“

Fernando wurde bleich und zitterte vor innerer Bewegung. Endlich rief er aus: „Sie ſcherzen ſehr unzart und ſehr grauſam zugleich, Herr von Savary.“ —

„Mein Souverain,“ — entgegnete dieſer kalt und

stolz — „spielt wohl um Königreiche, aber scherzt dabei nie." —

Damit salutirte er militairisch und zog sich zurück. Es lag eine entsetzliche, grausige Tiefe der Bedeutung in diesem Wortspiele; aber die tiefere Absicht lag im Hintergrunde, Fernando nur alsdann anzuerkennen, wenn er bereit sei, zu entsagen. Es sollte der Raub der Krone der Preis sein für die Gewährung derselben. Alsdann würde Napoleon mit dem alten Könige keine Umstände weiter gemacht haben. Er hätte ihm erklären lassen, was wollt Ihr denn? Ihr habt der Krone entsagt zu Gunsten Eures Sohnes; dieser hat ihr entsagt zu Gunsten eines Prinzen meines Hauses. Ferdinand hatte dazu ohne Zweifel dasselbe Recht, was Ihr hattet, indem Ihr entsagtet. — Schämt Euch Eurer Zweizüngigkeit, alter Herr! Eure Protestation ist eben so lächerlich, als ungültig!"

Allein Ferdinand entsagte nicht, und nun mußte die ganze Politik des Kaisers eine andere Richtung nehmen. Nun mußte der alte, schwache König wieder an's Ruder gebracht, und Ferdinand's Regierung mußte als illegitim verworfen werden, und der Friedensfürst mußte herbeigerufen, seiner Eitelkeit geschmeichelt werden, um den schwachen Monarchen zu bewegen, mit Ausschließung seiner ganzen Dynastie, dem spanischen Thron zu Gunsten eines französischen Prinzen zu entsagen.

Eine ehrenwerthe Gesinnung — für den in unserer Zeit so vergötterten Helden — eine Intrigue, die man ihm weniger verzeihen kann, als das Blut von Millionen, die er in mehr, als hundert Schlachten — als mächtige Hecatomben seines colossalen Ehrgeizes — schlachtete.

Fernando in seiner verzweifelten Lage sendete Don Pedro Cavallos und Don Juan Escoiquez nach dem Schlosse Marrac hinaus, um mit dem französischen Minister Champagny, wegen dieser empörenden Zumuthung, Unterhandlungen anzuknüpfen.

In dem Gemach, worin die erste Conferenz gehalten wurde, befand sich vor einer Nebenthür ein s. g. Bettschirm aufgestellt. Der Minister empfing die Abgeordneten Ferdinand's kalt und gemessen. Die Spanier vertheidigten lebhaft die Rechte ihres Herrn auf den Thron. In diesem Augenblick trat Napoleon hinter dem Schirm hervor, warf viele finstere Blicke auf die Beiden, und ging mit unterschlagenen Armen, ohne den kleinen Hut auf dem Kopfe zu lüften, an ihnen vorüber, durch die andere Thür in sein Cabinet. Eine Minute später wurden die, über diese plötzliche Erscheinung betroffenen Spanier in das Cabinet des Kaisers gerufen.

Hier empfing Napoleon sogleich den Minister Cavallos mit den heftigsten Vorwürfen. Er nannte ihn einen Hochverräther, indem er von Ferdinand ein Amt angenommen habe, das er schon unter Carl IV. bekleidet habe. Doch nach dem ersten Ausdrucke der Heftigkeit wurde Napoleon ruhiger. Er wiederholte nur noch einigemale Male lebhaft: „Ich habe meine eigene Politik — ja mein Herr — meine eigene Politik — Ihr müßt weniger gewissenhaft sein im Punkte der Ehre, und das Glück Spanien's nicht im Interesse der Bourbons opfern."

Darauf wendete er sich freundlicher gegen Escoiquez. Mit dem richtigen Tact des großen Menschenkenners hatte er herausgefühlt, daß ein so exaltirter Geist, wie der des Escoiquez — leichter für eine neue Idee zu gewinnen sein werde, wenn man nur die Schwächen seines Characters zu benutzen wisse. Der Canonicus hatte sich darauf vorbereitet, dem Kaiser in einer schwülstigen Rede die Rechte Ferdinand's auf den Thron auseinander zu setzen. Eine Zeitlang hörte Napoleon mit schief geneigtem Kopfe, wie es seine Gewohnheit war, ihn an. Dann aber unterbrach er ihn mitten im Redefluß mit den Worten:

„Eure Ciceronianische Rede, mein Herr Canonicus, hat mich nicht zu überzeugen vermocht. Was alle Eure Phrasen schlägt, ist die Gewaltthat, womit

man Carls IV. Abdankung erzwungen hat. Das ist für mich der Hauptpunkt. Don Fernando hat keine Rechte an den Thron, als die ihm meine Anerkennung geben würde. Ich könnte ihm die Krone Spaniens nehmen, ohne daß er ein Recht hätte, sich zu beschweren — ohne alle Entschädigung. Doch ich will dem Prinzen einen Beweis meiner Achtung geben. Er möge sich mit einer Prinzessin aus meiner Familie vermählen, und dann trete ich ihm das Königreich Etrurien ab. Das ist mein letztes Wort. Nimmt er diesen Vorschlag nicht an — eh bien — so unterhandle ich mit seinem Vater, und er gilt mir nichts mehr in der Politik. Merkt Euch das, Canonicus."

Und dabei kniff er ihm sanft, wie es seine Weise war, wenn er vertraulich reden wollte, in's Ohr und entließ die beiden im höchsten Grade betroffenen Spanier, die zu Ferdinand zurückkehrten, welcher sie mit der peinlichsten Ungeduld erwartet hatte.

Man suchte Zeit zu gewinnen. Das lag auch in der Absicht Napoleons, da er sah, daß er auf Ferdinands Nachgiebigkeit nicht rechnen dürfe, um schnell und unmittelbar zum Ziele gelangen zu können. So hielt er durch halbe Zugeständnisse Fernando und seine Parthei noch hin, bis zum Abend vor der An-

kunft Carls IV. Alsdann aber brach er plötzlich alle Unterhandlung ab, mit der Erklärung, er habe nur noch mit dem Könige Carl IV. zu unterhandeln.

Ein neuer Donnerschlag für den auf's Aeußerste in die Enge getriebenen jungen König. Danach richtete sich jetzt Napoleons Politik beim Empfange des alten Königs. Carl IV. und seine Gemahlin hatten kaum die Gränzen ihres Vaterlandes gegen Frankreich hin überschritten, als sie auch schon von Großwürdenträgern und hohen Rangofficieren Napoleons empfangen wurden. Napoleon besuchte sie noch am Tage ihrer Ankunft, lud sie aber erst auf den folgenden Tag — auf den 1. Mai — zum Diner bei sich ein, um ihnen Zeit zu lassen, sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen.

Sogleich nach Napoleons Entfernung aus dem Schlosse, welches Carl IV. mit der Königin bewohnte, nahmen diese Beiden die Cour an von denjenigen Personen, die gekommen waren, ihnen ihre Ehrerbietung zu erweisen. Unter diesen befand sich auch Don Fernando, um den sich bis dahin Niemand weiter bekümmert hatte.

Ferdinand hielt es für seine Pflicht, als Sohn den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, wenigstens seinen königlichen Eltern vor der Welt die Achtung zu erweisen, die er unmöglich in seinem Herzen

noch für sie hegen konnte. Nicht ohne inneres Widerstreben und schwere Selbstüberwindung hatte er diesen Schritt gethan, wodurch er sich schon stillschweigend der königlichen Würde begab, die er gegen seinen Vater zu vertheidigen hatte; allein wie schmerzlich mußte er sich betroffen fühlen, als so wenig König Carl wie die Königin die geringste Notiz von der Anwesenheit eines Sohnes nahmen, den sie zwar mit der Königskrone beliehen hatten, den sie jedoch unnatürlich haßten, seitdem sie ihn als den Feind und Verfolger des armen Friedensfürsten betrachten zu müssen glaubten.

Um desto auffallender wendete sich die eben so unnatürliche Liebe des alten Königspaares dem befreiten Günstlinge zu, der kurz vor ihnen in Bayonne angekommen war. Sie erkundigten sich bei den anwesenden französischen Generalen angelegentlich nach dem Friedensfürsten und erfuhren zu ihrer großen Befriedigung, daß er sich vollkommen wohl befinde und zwar in einem Landhause, eine Stunde von Bayonne entfernt, wohne, das man glänzend für ihn eingerichtet habe, und daß Napoleon selbst die Gnade gehabt habe, ihm gleich nach seiner Ankunft einen Besuch abzustatten. Auf diese Nachricht konnte das würdige Königspaar kaum den Augenblick erwarten, daß alle Besucher und selbst ihr Sohn sich entfernt haben

würden, als sie befahlen, anzuspannen. So erschöpft von den Anstrengungen der Reise sie auch waren, fuhren sie sogleich zu dem armen Friedensfürsten hinaus, um ihn mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit zu umarmen.

Mit Zorn und Verachtung hatten diese unnatürlichen Eltern den eigenen Sohn in Mitten einer glänzenden Versammlung behandelt, hatten sich von ihm abgewendet, ohne seine Anrede nur einer Antwort zu würdigen; allein mit der zärtlichsten Liebe warfen sie sich dem unversöhnlichsten Feinde desselben in die Arme und Thränen, Ausrufungen, Seufzer und Betheuerungen füllten die Pausen der gegenseitigen Mittheilung ihrer Erlebnisse. Welch' ein Contrast — welche verletzende Ungerechtigkeit — welche Beschämung und welcher Schmerz für den unglücklichen Ferdinand.

Am folgenden Tage gab Napoleon in seinem Schlosse Marrac dem Könige Carl IV. und seiner Familie ein glänzendes Diner. Auch Ferdinand war anwesend; aber seine Eltern thaten, als bemerkten sie ihn nicht. Als er sich seinen Eltern nahte, um ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen, wendeten sie sich von ihm ab mit einem Blicke voll Verachtung. Dagegen als man sich eben zur Tafel niedersetzte, wo Napoleon neben sich zur Rechten und Linken dem alten Könige und der Königin die Ehrenplätze hatte

anweisen lassen, sah sich Carl IV. ängstlich ringsum und als er unter den Anwesenden den Friedensfürsten nicht bemerkte, rief er außer sich: „aber mein Gott — Manuel! — wo ist Manuel?"

Man hatte vergessen, oder vielleicht es nicht für schicklich gehalten, ihn einzuladen; allein Napoleon hatte Gründe, die kleinen Eitelkeiten sowohl des Königs, als des Friedensfürsten zu schonen und ließ sogleich den Friedensfürsten herbeiholen, indem er die Schuld der Versäumniß auf den Haushofmeister schob.

Der Kaiser liebte es bekanntlich, rasch zu handeln und machte dieses dem Friedensfürsten und Carl IV. bemerklich. Von seinem gegen Ferdinand gestellten Verlangen, sich die Krone Spaniens abtreten zu lassen, war für jetzt keine Rede mehr. Dagegen ließ Carl IV. am folgenden Morgen seinen Sohn Fernando vor sich bescheiden, mit dem Beifügen, es würden aber durchaus in dieser Familienangelegenheit keine Räthe zugelassen werden.

So war denn endlich der große Augenblick erschienen, wo Ferdinands Geschick entschieden werden sollte. Er sollte ohne Freund und ohne Rathgeber einem ungerechten, erzürnten Vater, einer ihn hassen-

den Mutter und einem parteiischen Richter gegenüber treten, von dessen Ausspruch keine Appellation mehr möglich war. Und dieser Prozeß, der hier entschieden werden sollte, betraf für einen Fürsten die höchsten Güter des Lebens — Ehre und Krone.

Mit klopfendem Herzen stand der unglückliche Fernando im Vorzimmer. Zuerst ging der Friedensfürst an ihm vorüber in das Cabinet des Königs. Er grüßte den Prinzen mit der geschmeidigen Höflichkeit eines Hofmannes, doch nicht ohne einen Zug von Ironie auf seinen markirten Gesichtszügen.

Bald darauf wurden beide Flügelthüren weit aufgerissen, und Napoleon erschien in seinem grünen Uniformrock von auf der Brust abgerundetem, altfranzösischen Schnitt, mit rothem Kragen, weißer Weste, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen und Schuhen. Er ging rasch durch das Vorgemach, in welchem Ferdinand allein in einer Fenstervertiefung stand. Napoleon that nicht, als habe er ihn bemerkt und ging vorüber, obwohl bekannt ist, daß seinem Adlerblick auch nicht der geringste Umstand entgehen konnte. Der Generaladjutant, der mit dem Kaiser gekommen war, blieb bei den Kammerherren und übrigen Hofbeamten Carls IV. in dem vordern Vorzimmer stehen. Die Flügelthüren desselben waren offen geblieben. Man sprach dort laut und ohne Rücksicht.

Von Ferdinand VII., dem legitimen Könige von Spanien, wurde keine Notiz genommen.

Wieder eine peinliche Viertelstunde verging. Im Cabinet des Königs wurde lebhaft gesprochen. Ferdinand unterschied deutlich die gebieterische, kurze, abgerissene Rede des Kaisers, die krächzende Stimme seiner Mutter, die heftigen, hervorgestoßenen Worte seines Vaters und die süß lispelnde Rede des Friedensfürsten; aber den Inhalt ihrer Besprechungen konnte er nicht vernehmen. Um eigentlich zu horchen, hatte er zu viel Selbstgefühl.

Endlich wurde Ferdinand ziemlich rücksichtslos hereingerufen. Sein Herz klopfte hörbar. Er wechselte die Farbe, als er eintrat und hatte Mühe, seine Haltung und Geistesgegenwart zu bewahren.

Dort saß Napoleon in der Mitte, an seiner Seite der König Carl IV., neben diesem der Friedensfürst; für ihn aber gab es weder einen Sessel mehr, noch ein Tabouret im Gemach; die Königin war noch nicht anwesend.

So stand der junge König von Spanien seinem Vater und dem Kaiser Napoleon gegenüber, wie ein Verbrecher vor seinem Richter steht.

Carl IV. starrte ihn einige Minuten an mit Augen, die von Gift und Galle geschwollen zu sein schienen. Seine Lippen zuckten fieberisch und wurden

dann mit Gewalt aufeinandergekniffen. Die Adern an der Stirn schwollen ihm an. Er saß in vorgebogener Stellung, indem seine magern Hände in verhaltener Wuth die gewundenen Knäufe der goldenen Armlehne seines Sessels umkrallten. Dann machte er einigemal einen zuckenden Ansatz zum Reden, doch der in ihm kochende Groll schien ihm die Gaben der Sprache völlig entzogen zu haben. Endlich polterte er in abgebrochenen Stößen heraus:

„Ungerathener Sohn! — ich befehle dir, morgen mit dem Frühsten mir durch eine einfache Cession die usurpirte Krone wieder abzutreten. Ich verlange unbedingten Gehorsam, als Vater und König. — Wie? — Bösewicht — du trägst Bedenken? — ich sehe es dir an, daß du im Innern raisonnirst. Ha, ich kenne deine rebellischen Gedanken. Aber wisse, schon diese sind des Todes würdig und solltest du so widerspenstig sein, nicht gehorchen zu wollen, so wisse, daß du mit allen Deinen Begleitern und Anhängern, — Ihr Alle — selbst die Infanten, meine Söhne nicht ausgenommen, für Emigrirte erklärt und danach behandelt werden sollt."

Ferdinand war wie vom Donner erschüttert. Ehe er antworten konnte nahm Napoleon das Wort:

„Die treulosen Rathschläge Ihrer Umgebungen haben Spanien in eine mißliche Lage versetzt. Ihre

Abdankung allein kann es retten. Ihre Verschwörung im Escurial hatte die Verwaltung Ihres Vaters blos gestellt; die von Aranjuez hat ihm die Krone geraubt. Die Rechte Ihres Vaters sind klar. Das Unrecht ist auf Ihrer Seite. Wären Sie Ihren Pflichten und den Gefühlen der Natur treu geblieben, so hätten Sie treulose Rathschläge zurückgewiesen. Sie hätten den gewöhnlichen Lauf der Natur abgewartet. Dieser würde Ihnen in wenigen Jahren den Thron verschafft haben. So hätte sich Spaniens Politik mit dem Interesse Aller vereinigen lassen. Suchen Sie wieder gut zu machen, was Sie schlimm gemacht haben. Geben Sie Ihrem Vater die Krone zurück, die Sie ihm geraubt haben. Es ist der einzige Weg, wodurch Sie meine Achtung wieder gewinnen können. Beherzigen Sie das!"

Ferdinand machte einen schwachen Versuch sich mit Bescheidenheit zu rechtfertigen; doch sein Vater unterbrach ihn heftig, indem er vom Sessel auffuhr und mit geballter drohender Faust auf ihn zusprang:

„Mißrathene Creatur!" — schrie er ihn an — „indem du mir die Krone raubtest, hast du die deinige zerbrochen. Dein Benehmen gegen mich, deine aufgefangenen Briefe haben eine ewige Schranke zwischen dir und den Thron von Spanien gestellt. Ich bin König, Kraft der Rechte meiner Vorfahren. Mein

Abdankung war nur ein Produkt der Gewalt. Ich habe von dir nichts zu empfangen als was du mir geraubt hattest. — Gieb zurück die Krone, gieb zurück; oder bei Gott und allen Heiligen! ich könnte mich vergessen — gegen solchen nichtswürdigen Schurken, der....

In diesem Augenblick als Carl IV., der nicht selten in seinem Jähzorn alle Besonnenheit verlor, eben im Begriff war, sich thätlich an Fernando zu vergreifen, trat die Königin Maria Louise herein, die bis dahin hinter dem Vorhange einer Seitenthür gehorcht hatte. Die Königin aber glich in diesem Augenblick mehr einer losgelassenen Megäre als einer zürnenden Mutter. Sie überschüttete ihren Sohn mit einem Strom von Verwünschungen und Schmähungen, welche die Feder widerstrebt niederzuschreiben. Ihre Furienwuth steigerte sich in dem Maaße, wie sich die Ausbrüche derselben Schlag um Schlag entluden. Sie ging am Ende so weit, daß sie Napoleon beschwor, diesen Hochverräther auf dem Schaffot hinrichten zu lassen! —

Welche Worte im Munde einer Mutter! —

Endlich unterbrach Napoleon eine empörende Scene, der er lange mit kalter Ruhe zugehört hatte, weil es dem Interesse seiner Politik entsprach, den unnatürlichen Haß dieser Eltern gegen ihren Sohn auf's Höchste entflammen zu lassen, mit den Worten:

„Genug! Seine Hoheit wird sich besinnen und morgen seine Entsagungsacte einsenden.“

Damit machte er eine entlassende Handbewegung. Fernando verneigte sich und zog sich zurück, verfolgt von allen Höllengeistern eines ungünstigen Geschicks.

Was sollte er thun? — an eine Freiheit des Entschlusses war nicht mehr zu denken. Er befand sich in einer Lage und Bedrängniß, die viel schlimmer war, als Gefangenschaft. Er mußte fühlen, daß Widerstand hier vergebens sein und seine Lage nur verschlimmern würde. Deshalb schrieb er am folgenden Tage eigenhändig an seinen Vater, er sei bereit ihm die Krone wider abzutreten, wenn der König in einige Bedingungen willigen wolle. Der König solle nach Madrid zurückkehren, und er, Ferdinand, würde ihn begleiten und ihn wie der beste Sohn behandeln; die Cortes sollten zusammenberufen werden und vor ihnen wolle er die Krone niederlegen; König Carl solle Personen nicht mitnehmen, die den Haß der Nation auf sich geladen hätten; endlich, wenn der König nicht regieren wolle, so solle Ferdinand, als dessen Stellvertreter die Regierung führen.

„Auf keinen Fall“ — um keinen Preis, riefen der König und die Königin lebhaft — „das Volk —

schrie Carl IV. — ist unser Eigenthum. Es hat keine Stimme bei dieser Frage, die seine Wohlfahrt betrifft. — Keine Cortes — keine Volksversammlung! — Unsinn — Unsinn! — unbedingt soll er abtreten!"

Und die Königin setzte eifernd hinzu: „Was könnte uns die Krone Spaniens helfen? — was alle Kronen der ganzen Welt, sollten wir dagegen des Umgangs unseres armen Manuels entbehren. — Niemals — niemals!"

Der König theilte diese Antwort Napoleon mit. Dieser sandte ihm den Entwurf einer Antwort, um sie abzuschreiben und für die Seinige auszugeben; allein die prägnante, gedrängte Sprache, die schlagende Kürze des Styls verriethen bald den wahren Verfasser derselben. — Fernando's ehrerbietige Entgegnung darauf war eine Widerlegung auf jeden Anklagepunkt voll schlagender Wahrheit.

Ferdinand war so sehr von den Rechten des Volks durchdrungen, daß er sich nicht entschließen konnte, von diesen Bedingungen abzugehen. Es sprach sich zugleich am Schlusse dieses Briefes ein warmes und edles Gefühl aus, das wohl einer Beherzigung werth gewesen wäre.

„Ich wiederhole nochmals" — schrieb er — „daß ich unter diesen Bedingungen bereit bin, Sie nach

Spanien zu begleiten, um dort in der angezeigten Form auf die Krone zu verzichten. Ich ersuche Sie mit Thränen in den Augen und bei Allem, was es im Himmel und auf Erden Heiliges gibt, wenn Sie denn einmal nicht mehr regieren wollen, wenigstens ein Land nicht zu verlassen, was Ihnen bekannt ist, wo Sie ein, Ihrer schwachen Gesundheit angemessenes Klima wählen können, und ich Ihnen einen so glücklichen Zustand garantire, wie Sie ihn an keinem andern Ort finden würden."

Allein weder diese rührenden Bitten noch vernünftige Vorstellungen, wie die nachstehenden, fanden bei jenem verblendeten Könige Gehör.

„Endlich bitte ich Ew. Majestät inständig" — fuhr Fernando fort — „unsere jetzige Lage zu beherzigen, zu bedenken, daß es sich darum handelt, unsere Dynastie für immer vom spanischen Thron auszuschließen und die kaiserliche zu substituiren, wozu die formelle Zustimmung Aller nöthig ist, welche Rechte an die Krone haben oder haben können, sowie die Einwilligung der an einem sichern Orte versammelten Cortes. So lange wir uns im Auslande befinden, wird Niemand glauben, daß wir frei gehandelt haben, daher werden alle unsere Handlungen für richtig betrachtet werden, und das würde von den traurigsten Folgen sein."

Den ungünstigen Eindruck, den dieser Brief auf Napoleon machen mußte, dessen ganze Intrigue dadurch gestört worden wäre, wenn Carl IV. diesen inständigen Bitten seines Sohnes Gehör geschenkt hätte, erhöhte noch die Tags darauf, am 5ten Mai, zu Bayonne eintreffende Nachricht von dem Volksaufstande in Madrid. Der begreiflich einseitige Berichter hatte dem armen Ferdinand, obwohl er abwesend gewesen war, alle Schuld davon aufgebürdet. Der Kaiser, im höchsten Grade aufgebracht, eilte sogleich mit der Depesche über die Ereignisse vom 2ten Mai zu dem Könige Carl IV. — Dieser und seine Gemahlin waren darüber außer sich vor Zorn gegen ihren Sohn, den sie sogleich herbei rufen ließen. Als Fernando vor seinen Eltern erschien, fielen sie ihn förmlich an, mit den empörendsten Wuthausbrüchen. Sie überhäuften ihn in Gegenwart Napoleons mit den abscheulichsten Schmähreden; sie nannten ihn den Anstifter der Metzelei vom 2ten Mai. Ferdinand durfte kein Wort dagegen sagen; so oft er reden wollte, um sich zu vertheidigen, gebot ihm der König mit schreiender Stimme auf die gemeinste, empörendste Weise: „das Maul zu halten" — und krächzend fügte die Königin, die sich schon heiser geschrieen hatte, hinzu, er sei ein Treuloser — ein Verräther! und der König rief dann wieder dazwischen: „Wenn du nicht

auf die Krone verzichteſt, ſo werde ich dich von dieſem Augenblicke an wie einen Uſurpator behandeln und dich mit deinem ganzen Anhange einer Verſchwörung gegen das Leben deiner Souveraine anklagen laſſen."

Auch bei dieſer alles Gefühl empörenden Scene hatte man Fernando wie einen Schulbuben, der ausgezankt wird, ſtehen gelaſſen, während die Anderen ſaßen. Napoleon ſaß da mit untergeſchlagenen Armen und ſcharf geſchloſſenen Lippen. Wenn irgend eine tiefere Betrachtung in Napoleons Seele vorging, ſo mußte es das Gefühl einer gewiſſen Genugthuung ſein, welche ihm die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß es Spanien wahrlich nicht berauben heiße, dieſem Lande eine Königsfamilie zu nehmen, die ſich ſelbſt durch ſolche Scenen in der Achtung eines Mannes von Geiſt und Bildung nur erniedrigen konnte. Fernando ertrug mehr, als ein Mann, der ſeine Würde fühlt, ſich bieten laſſen durfte, denn auch die väterliche Gewalt muß da ihre Grenzen haben, wo ſie ſich ſelbſt vernichtet, indem ſie auf die Stimme der Natur nicht mehr hört. Doch auf der andern Seite gereichte es Ferdinand zur Ehre, daß er, wenn auch noch ſo tief erniedrigt, nicht aufhörte, gegen ſeinen Vater die Pietät des Sohnes zu beobachten.

Er erklärte auf die ihm gemachten Vorwürfe: „die Nachwelt ſoll nicht ſagen, daß ich meinem Vater eine

Krone geraubt habe, die er nur wieder empfangen wird, um sie an einen Fremden zu verschenken. Indeß die Sache ist zu wichtig, um mich in diesem Augenblicke schon unwiderruflich erklären zu können. Ich werde morgen meine Erklärung einsenden, nachdem ich mich darüber mit meinen Räthen besprochen haben werde."

Mit dieser, im würdevollen Tone gehaltenen Erklärung zog er sich zurück.

Napoleon erhob sich und sprach zu Carl IV.: „Genug der Spielereien mit Formalitäten. Ferdinand's Entsagung wird Ihr Recht auf die Krone Spanien's nicht gültiger machen, als es ohnehin schon ist. Meine Politik aber gebietet unbedingt, daß die Dynastie der Bourbons jenseits der Pyrenäen aufhöre zu regieren. Sie, mein Bruder, werden sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus machen, mir gefällig zu sein. Ich erwarte daher von Ihnen, daß Sie dem Thron von Spanien zu Gunsten eines Prinzen meines Hauses entsagen. Ich werde für Ihre Zukunft sorgen; Duroc kann mit dem Friedensfürsten das Formelle dieses Entsagungsactes in Ordnung bringen. Adieu!

Nie hatte Napoleon mit einem schlagenden Wort einen vollständigern Sieg erfochten. Der König wie

die Königin waren eben so überrascht, wie vernichtet durch dieses Wort. Sie sahen sich in ihren eigenen Netzen gefangen. Sie hatten eine Krone erstritten nur, um sie wieder zu verlieren; sie hatten ihren Sohn entthront, um sich selbst und ihre ganze Dynastie vom Throne ausgeschlossen zu sehen. Zu schwach, um selbstständig in dieser entsetzlichen Krisis zu handeln, umarmten sie Beide weinend den ihnen von allen Schätzen der Erde noch übrig gebliebenen letzten und einzigen Freund — ihren Manuel. Dieser aber hatte keinen bessern Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben, als — Verrath an seinen Wohlthätern. Von Napoleon durch eitle Versprechungen erkauft, rieth er zu gänzlicher unbedingter Unterwerfung unter den mächtigen Willen des mächtigsten Monarchen der Erde, den er einst im Wahn der Eitelkeit hatte nachahmen wollen.

Don Manuel Godoy war schamlos genug, einen Tractat zu unterzeichnen, der sein Vaterland, dessen Herrscherfamilie und seine Wohlthäter unbedingt in die Hände eines fremden Emporkömmlings gab. Er selbst behielt von allen seinen Intriguen keinen andern Lohn, als eine elende Pension. Um diese zu feilschen mit allen Anstrengungen eines gewandten Diplomaten — das war seine letzte Heldenthat.

Am sechsten zögerte Fernando noch mit der Ein-

sendung seiner unbedingten Verzichtleistung. Da sagte ihm Napoleon trocken und mit kalter Bestimmtheit — wie Don Pedro Cevallos versicherte mit angehört zu haben: — „„Es giebt keines Mittlers, Prinz, zwischen dieser Verzichtleistung und dem Tode.““

Da beugte Fernando sein Haupt und sprach verzweiflungsvoll kalt und fast ironisch: „in diesem Falle, Sire, würde ich doch die Krone für die Dynastie der Bourbons nicht retten können. Ich entsage — aber Gott sei mein Zeuge, nicht in dem Stande der Freiheit, sondern gezwungen.“ —

Und nun unterschrieb er die ihm vorgelegte Entsagungsacte, sowohl die zu Gunsten seines Vaters, als auch später seinen Beitritt zu der Verzichtleistung seines Vaters auf die spanische Krone, zu Gunsten eines französischen Prinzen.

Ferdinand betrachtete sich jetzt willenlos.

Auch er theilte das Geschick einer durch heillose Intriguen entthronten Königsfamilie. Sie begab sich in das Exil nach Frankreich, indem sie Spanien als Vermächtniß hinterließ, einen fremden Emporkömmling als König, einen blutigen Krieg nach Außen und im Innern, und den Kampf der Extreme, der nie enden zu wollen scheint. —

Carl IV. reiſete mit ſeiner Gemahlin und dem Friedensfürſten nach Compiegne ab, jenem angenehm belegenen Schloſſe, das ihm nebſt den umgebenden Waldungen, Napoleon auf Lebenszeit mit einem Jahrgehalt von 30 Millionen Renten angewieſen hatte. Dort lebten alle Drei ihren Neigungen. Carl IV. hatte vollauf Beſchäftigung mit der Jagd, die er ſo ſehr liebte, daß er ſich nicht ſchämte, damals in Bayonne an Napoleon's Tafel ſein ganzes jämmerliches Regentenleben ſo zu characteriſiren: „Morgens ſtehe ich ſpät auf, trinke meine Chocolade und gehe auf die Jagd; dann frühſtücke ich und gehe auf die Jagd; dann dinire ich allein mit der Königin, halte Sieſta und gehe auf die Jagd. Abends erzählt mir Manuel, wie er für mich das Land regiert habe, und ich ſchlafe darüber ein.“ — Marie Louiſe konnte indeß ungeſtört koſen mit ihrem theuern Friedensfürſten, der nur die Nächte noch übrig hatte, um ſie ſtill und heimlich einem geliebtern Weſen zu weihen. Marie Tudo war ihm unter dem Titel einer der Ehrendamen der Königin nach Compiegne gefolgt. Mit einer Anhänglichkeit, wie ſie nur ein tiefes, weibliches Gemüth fähig iſt, ertrug ſie ſelbſt das Vertrauen der Königin, die ihr von Godoy's Gunſtbezeugungen erzählte, ohne zu ahnen, wie ſehr ſie dadurch eine Seele marterte, die von ſeiner Unwürdigkeit über-

zeugt, doch nicht von ihm lassen konnte, weil sie ihn liebte.

Im Jahre 1815 zog diese entthronte Königsfamilie nach Rom, wo Carl IV. den Palast Berberini bewohnte. Er starb am 19. Januar 1819 zu Neapel am zurückgetretenen Podagra, bei einem Gegenbesuche, den er seinem Bruder, dem wieder eingesetzten Könige beider Sicilien, abstattete. Seine Gemahlin Marie Louise war kurz vorher im December 1815 gestorben, und der Friedensfürst Don Manuel Godoy beschloß seine unwürdige Laufbahn wenige Wochen nach dem Tode seines Herrn und Beschützers, nachdem er vergebens versucht hatte, durch Memoiren, die ein Gewebe von Lügen und Beschönigungen enthielten, sich selbst und seinen hohen Gönner vor den Augen der Nachwelt zu rechtfertigen.

Eitle Bemühungen! Zahllose Blutströme in Spanien vergossen, namenloses Elend, Wehgeschrei von Müttern, verwaiseten Kindern und geschändeten Jungfrauen in diesem schönen, romantischen Lande des Südens schreien laut zum Himmel, und werden ewig gegen ihn zeugen vor dem Weltgerichte der Weltgeschichte, und in dieses Verdammungsurtheil werden Carl IV. und Marie Louise mit eingeschlossen sein. Denn ohne die sündliche Leidenschaft der Letztern, und die unbegreifliche Schwäche des Erstern wäre

das Auftauchen eines solchen bösen Dämons nicht möglich gewesen.

Ferdinand erhielt das Schloß Valençay — eine Besitzung des Fürsten Talleyrand — zum Aufenthalt angewiesen. Dort verlebte er die Jahre des Exils still und zurückgezogen mit seinem Bruder, dem Infanten Don Carlos, seinem Oheim Don Antonio und seinen Freunden Escoiquez und San Carlos von einer Apanage von 100,000 Francs, die ihm Napoleon auf den französischen Staatsschatz angewiesen hatte. Dort war er so umstellt und bewacht, daß der Plan des englischen Ministeriums und seiner Freunde, ihn zu entführen, mißlang.

Endlich sollte auch Napoleon, dieser große Weltbezwinger, sein Schicksal erfüllen. Als das Flammenmeer von Moskau, die Schneegefilde Rußlands und das blutige Eis der Beresina seine Legionen vernichtet und sein Glück gebrochen hatten; als noch einmal sich aufbäumend der gefallene Riese den Weltkampf wagen wollte; da blickte er hinter sich auf das bewegte Spanien, das ihm den Rücken bedrohte, während er aller seiner Macht bedurfte, um sich von vorn seiner Feinde zu erwehren. Ihm schlug es drohend und mahnend an's Gewissen, daß er durch den unwürdigsten seiner Siege sich keine Lorbeern, sondern eine Pandorabüchse voll Krieg und Noth und Zerris-

senheit seiner Streitkräfte erobert hatte; er bedurfte seiner Krieger, die jenseits der Pyrenäen einen schrecklichen Kampf gegen Gift und Dolch, Räuber und Guerrillabanden einer auf's Tiefste gekränkten Nation zu führen hatten. So bedrängt durch sein eigenes, grausiges Geschick bot Napoleon dem verbannten Prinzen auf Valençay das ihm durch Intriguen geraubte Königreich wieder an, und im März 1814 hielt Ferdinand VII. unter rührenden Beweisen von Ergebenheit und Liebe seinen zweiten Einzug als König in Madrid, dessen Bewohner von den freudigsten Hoffnungen berauscht waren.

Wenn er im späteren Regentenleben diese nicht erfüllte, wenn er nicht Macht hatte, den einmal aufgeregten Kampf der Extreme zu beruhigen und nicht immer tadellos dasteht vor dem Richterstuhle der Geschichte, so möge man zurückblicken auf seine verkümmerte Jugend und bedenken, daß aus dem Keime, an dem der Wurm nagte, ein durchaus gesunder Baum wohl nicht erwachsen kann. Ferdinand war in Folge eines so schwer bedrückten Jugendlebens nicht frei von menschlichen Schwächen; aber er hatte auch treffliche Eigenschaften des Characters und Herzens, welche leider die Geschichte vergessen wird, während sie ihm seine politischen Verirrungen wohl allzu schwer zur Last schreibt.

Don Pedro war ein zu feuriger Patriot, um sich nach Fernandos Abdankung entschließen zu können, dessen Exil zu Valençay zu theilen. Nach der Greuelscene in Madrid war er in Bayonne wieder angekommen. Dort entwarf er sogleich den Plan, Ferdinand mit Hilfe von dreihundert entschlossenen Bewohnern der Pyrenäen nach Spanien zu entführen. Dieser Plan wurde indeß durch französische Spionerie entdeckt und vereitelt. Er konnte nur durch eine gewandte Flucht sich der Verhaftung entziehen. Zuvor hatte er jedoch Ferdinand bewogen, ihm ein Schreiben an die Regierungsjunta mitzugeben, worin Ferdinand VII. seine Abdankung für erzwungen erklärte und die Junta ermächtigte, gegen jede Usurpation des Throns in ihrem Widerstand fortzufahren. Daraus entstand dann der furchtbare Guerillakrieg gegen die Franzosen, den die Engländer so wirksam unterstützten. Don Pedro schloß sich der Parthei an, welche 1812 die berüchtigte Constitution entwarf. Die Aufhebung der Klöster vereinigte ihn mit seiner geliebten Elena. Und durch diese bewogen zog er sich in das Privatleben zurück, das in der Nähe von Segovia, auf den ererbten Gütern seines inzwischen verstorbenen Vaters, ein sehr beglücktes gewesen wäre, hätten nicht die Leiden seines armen Vaterlandes seine Seele mit Wehmuth erfüllt.

Die Gemahlin des Friedensfürsten zog sich in ein Kloster zurück und beweinte dort die Täuschungen eines durch den Leichtsinn ihres Gatten so tief verkümmerten Lebens.

Donna Maria Louise, ihre Schwester, die einst Don Fernando bestimmt gewesene Braut, hatte mit ihrem Herzen voll Liebesschwärmerei und Entsagung doch noch einen Gatten gefunden, der sie durch Liebe beglückte. Dieser war der Marquis von Branciforte, ein eben so liebenswürdiger, als allgemein geachteter Mann. —

Don Carlos aber lebte unbemerkt, unbeachtet, bis ihn die Intriguen der vierten Gemahlin Ferdinands VII., die bekannte Königin Christine wieder auf das Welttheater riefen.

Sein bewegtes Leben wird Gegenstand eines neuen historischen Romans sein, der unter dem Titel: Don Carlos, Prätendent von Spanien, diesem Werke binnen kurzem folgen wird.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Mention of American colonies p. I p. 223
Mention of Mexico I 281
A flight to America mentioned II 72
Planned trip of Carl IV and family to Mexico II p. 93 ff
"New-Spanien in America mentioned p. II 126